3 1761 07878774 4

Ewald Müller

Das Wendentum

in der

Niederlausitz

Cottbus
H. Differts Buchhandlung
Carl Koske

3296

Doppel

Volksbildungsverein
Gassen i. L.

3296

Das Wendentum

in der

Niederlausitz.

Von

Ewald Müller.

№ 3296

Zweite Auflage.

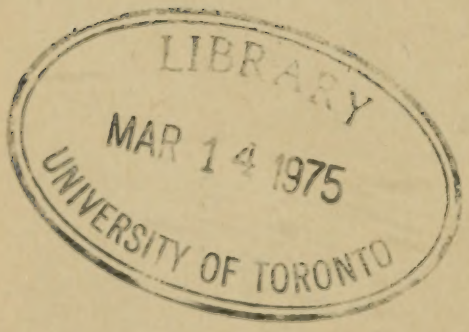
Mit zwei Karten und sechs Abbildungen.

Volksbildungsverein Gassen i. L.

Cottbus.
H. Differts Buchhandlung.
Carl Koske.

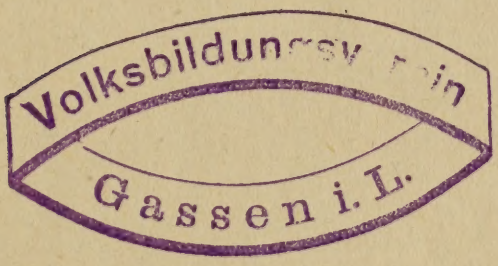
Volksbibliothek
Gassen i. L.
65/17

DD
491
L348M8
1921



I. Teil.

Die ältere Zeit.



Vorwort zur ersten Auflage.

Obgleich in den letzten Jahrzehnten der Erforschung des wendischen Volkslebens in der Lausitz nicht geringes Interesse entgegengebracht wurde und es auch an Schriften über die slawischen Bewohner unserer Landschaft nicht fehlt, so war bei der Abfassung des vorliegenden Werkes für mich die Absicht leitend, das Wendentum in der Niederlausitz, nämlich alles das, was das Leben eines Volkes bewegt und bekundet, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart möglichst als Gesamtbild darzustellen. Wenn bei diesem umfassenden Vorwurfe manches, namentlich aus früheren Perioden, nicht genügend ausgeführt erscheinen mag, so hat das einerseits seinen Grund in dem Mangel an zuverlässigen Quellen, anderseits ließ der geplante Umfang des Buches eine weitergehende Gestaltung nicht zu. Gleichwohl ist die Behandlung des Wendentums in neuerer Zeit bei manchem Gebiete eine nahezu erschöpfende, das gilt beispielsweise von der bisher wenig erforschten Nationaltracht, die ich versuchte, für die einzelnen Zeiten und Gegenden möglichst genau zu bestimmen. Andere Gebiete wiederum mögen lückenhaft erscheinen, da ich bei meinen Nachforschungen an jedem einzelnen Orte unmöglich auf alle Einzelheiten Rücksicht nehmen konnte und mir auch sonst wohl mancherlei entgangen sein mag, das der Beachtung wert schien. Alles menschliche Tun ist nun einmal Stückwerk, und erst ein zu Ende geführtes Werk läßt seine Mängel erkennen. Mit Dankbarkeit werde ich daher alle verbessernden Hinweise und Ergänzungen zu dem gebrachten Stoff entgegennehmen.

Der dargebotene Inhalt ist beim ersten Teile, der die ältere Zeit behandelt, aus der Niederlausitz gesammelt, im zweiten Teile, der die neuere Zeit zum Gegenstande hat, nur aus dem gegenwärtig noch wendischen Gebiete. Bei den verschiedenen Stoffen, die zur Darstellung gelangten, ist sehr oft in Klammern abgekürzt die jedesmalige Gegend beigefügt, für welche die Angabe Geltung hat, ohne jedoch damit den Ausbreitungskreis der betreffenden Mitteilung nur immer auf die an-

geführten Orte beschränken zu wollen. Ich bringe die Ergebnisse meiner Forschung eben aus denjenigen Dörfern, denen ich diese oder jene Nachricht verdanke, und habe die letzten auch nur dann als glaubhaft angenommen, wenn diese mir wiederholt bestätigt wurden.

Die von mir benutzten Hilfsquellen sind fast durchweg, namentlich im ersten Teile, wenn nicht im Texte selbst, so doch als Fußnote angegeben worden; im zweiten Teile war für mich nicht selten das Werk von Haupt und Schmaler „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz" grundlegend.

Besonderen Dank aber schulde ich vielen Persönlichkeiten, die mir mit Rat und Tat fördernd zur Seite standen. Es ist mir ein Bedürfnis, besonders Herrn Prof. Dr. Hugo Jentsch in Guben, der mir bei Bearbeitung des ersten Teils ein fürsorglicher Helfer und Ratgeber war und dem ich die Zusammenstellung und Zeichnung der prähistorischen Tafel verdanke, und Herrn Lehrer H. Jordan in Papitz, der als bedeutender Kenner der wendischen Sprachen die Durchsicht und Verbesserung der im Text vorkommenden wendischen Wörter und der Lieder, auch die teilweise Übertragung der letzten ins Deutsche besorgte, hiermit öffentlich meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Ebenso bin ich Herrn Dr. G. J. Sauerwein, dem deutschen Sprachgelehrten und dem Dichter slawischer Sprachen, für die gütige Überweisung einiger von ihm verfaßter Lieder zu großem Danke verpflichtet. Für mannigfache Förderung bei meiner Arbeit sage ich auch herzlichen Dank den Herren: Dr. med. Buschan in Stettin, Dr. Weineck in Lübben, Pastor Böckler in Wendisch-Sorno und den Lehrern Dabow in Saspow, Jurisch in Gulben, Oskar Krüger in Groß-Lieskow, Otto Krüger in Neuendorf, Leider in Cottbus, P. Leischner in Cottbus, Nevoigt in Ströbitz, Noack in Sandow, Nowka in Neuhausen, Paulisch in Cottbus, Riese in Sielow, Schmidt in Dissenchen, Schwela in Schorbus, Schuppan in Weißagk bei Betschau, Tinius in Schmogrow und vielen anderen.

So möge denn das Buch bei allen Freunden des Wendentums, bei Freunden und Kennern der Kunst und der Wissenschaft als eine Arbeit redlichen Wollens und Strebens betrachtet und freundlich aufgenommen werden, und möge es auch seinen Einzug halten in die Hütten des wendischen Volkes!

Cottbus, im Mai 1893.

Ewald Müller.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die wiederholte Nachfrage nach dem seit vielen Jahren vergriffenen „Wendentum in der Niederlausitz" und die stärkere Beachtung, welche der wendische Volksstamm bei der Umgestaltung völkischer Interessen auf sich zu lenken wußte, ließen eine Neubearbeitung des Buches geradezu als ein Bedürfnis erscheinen. Die seit Veröffentlichung der ersten Auflage verflossenen 28 Jahre, namentlich die Zeit des Weltkrieges, haben Wandlungen von wesentlicher Bedeutung auf den verschiedensten Gebieten des wendischen Volkslebens geschaffen. Es galt daher, Rücksicht darauf zu nehmen. Besondere Beachtung erfuhren die Erforschung des gegenwärtigen niederwendischen Sprachgebietes, die darauf bezügliche Sprachenkarte, die niederwendische Literatur und die Volkstracht. Für andere Abschnitte des Buches stellten sich Verbesserungen und Ergänzungen der Gegenwart entsprechend als nötig heraus. Bei den umfangreichen Ermittelungen ist mir mannigfache Hilfe zuteil geworden. Allen, die mich bei meinen Bestrebungen bereitwilligst unterstützten, sei hiermit mein verbindlichster Dank ausgesprochen. So möge das Buch in seiner neuen Gestaltung als ein Beitrag zur Lausitzer Heimatkunde die gleiche Beachtung finden, die es in seiner ersten Abfassung erfuhr!

Cottbus, im Dezember 1921.

Ewald Müller.

Abkürzungen.

a. = allgemein.
A.-D. = Alt-Döbern.
B. = Babow.
Bä. = Bärenbruck.
Bg. = Bagenz.
Br. = Brahmow.
Brie = Briesen.
By. = Byhleguhre.
Ca. = Calau.
Cbs. = Cottbus.
Dbb. = Döbbrick.
Dr. = Drehnow.
Drach. = Drachhausen.
Drbk. = Drebkau.
F. = Fehrow.
Fr. = Frauendorf.
Ga. = Gablenz.
Gl. = Glinzig.
Glb. = Gulben.
Grau. = Graustein.
Grö. = Grötsch.
Gr. Ko. = Groß-Koschen.
Gr. L. = Groß-Lieskow.
Gr. Lu. = Groß-Luja.
Haa. = Haasow.
Hei. = Heinersbrück.
Kkr. = Kakrow.
Klw. = Kolkwitz.
Kl. L. = Klein-Lieskow.
Kpp. = Koppatz.
Kr. = Krieschow.
Ku. = Kunersdorf.
Lbst. = Laubst.
Lhd. = Lehde.
Lp. = Leipe.
Mdf. = Merzdorf.
Mkd. = Milkersdorf.
Mü. = Müschen.
Nau. = Nauendorf.
Neu. = Neuendorf.
Nh. = Neuhausen.
Pp. = Papitz.
Pr. = Pritzen.
Pz. = Peitz.
R. = Ruben.
Rdd. = Raddusch.
Sbg. = Senftenberg.
Schmgr. = Schmogrow.
Schmw. = Schmellwitz.
Sie. = Sielow.
Skd. = Skadow.
Str. = Striesow.
Strd. = Stradow.
Strp. = Straupitz.
Ströb. = Ströbitz.
T. = Tauer.
Tr. = Tranitz.
V. = Vetschau.
W. = Weißagk.
We. = Werben.
Wi. = Wilmersdorf.
W. S. = Wendisch-Sorno.
Zhf. = Zahsow.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Teil.

Die ältere Zeit.

Seite

Die ältesten Bewohner der Niederlausitz und die Einwanderung der Wenden.

Die Bewohner der Niederlausitz vor Christi Geburt 1
Die Semnonen 1
Der Semnonenhain 2
Auswanderung der germanischen Stämme 3
Einzug slawischer Stämme . . 3
Der Name Slawen 3
Ausbreitung der Slawen . . 3
Der Name Serben und Wenden 4
Der Name Lausitz 4

Die Religion der alten Wenden.

Belbog 5
Zarnybog 5
Zwantevit 5
Das Priestertum 6
Flyns 7
Cart 8
Siwa 8
Liuba 9
Trigla 9
Morzana 10
Mara 10
Pya 10
Smertniza 10
Ragowiz 11
Pierowiz 11
Prowe 11

Seite

Dziwica 11
Honidlo 11
Jutra 11
Prepilega 12
Zirnitra 12
Öffentliche und Haus-Götzen . 12
Feste 12
Opfer 12
Vergangnahme des heidnischen Kultus 12
Die Seele 13

Die vorgeschichtlichen Fundstätten in der Niederlausitz.

Die Urnenfelder 14
Armseligkeit der altslawischen Kultur 14
Grabstätten mit Leichenbrand . 15
Skelettgräber 15
Die Urnen ein Anlaß zum Aberglauben 15
Die Rundwälle 15
Namen der Rundwälle . . . 16
Lage derselben 16
Form 16
Aufschüttung 16
Erbauer 17
Wälle vorslawischer und slawischer Bevölkerung 17
Gegenwärtige Zahl der Wälle . 17
Das Topfgerät 17
Charakteristisches der Geräte . 18

	Seite
Zeit der Erbauung der Schanzen	18
Zweck der Rundwälle	19
Die Schanzen in späterer Zeit	20
Kulturgeschichtliches über die alten Wenden.	
Das Land Lusici	21
Einteilung der Niederlausitz in Gaue	21
Die Persönlichkeit der alten Wenden	22
Bekleidung	22
Beschäftigung	22
Handel	23
Gebrauch des gemünzten Geldes	23
Handelsstraßen	24
Familienleben	24
Strenge Ehegesetze	25
Schlechte Behandlung der Greise	25
Charakter der alten Wenden	26
Wohnplätze	26
Gebäude	27
Stellung der Wenden	28
Staatswesen	29
Richteramt	29
Einteilung des Landes	29
Lehnswesen	30
Kriege der Deutschen mit den Wenden und Einführung des Christentums unter den letzten. Späteres Verhältnis der Wenden zu den Deutschen.	
Kral Derwan	30
Karl der Große	31
Roland	31
Wittekind	31
Ludwig der Deutsche	32
Dachulf	32
Rudolf	32
Poppo von Henneberg	32
Niklot	33
Karl der Dicke	33
Arnulf	33
Ludwig das Kind	33
Heinrich I.	33
Tugumir	33
Gero	34
Ciscibor	36
Otto I.	37
Otto II.	38
Otto III.	38
Boleslav II.	38
Hidda	38
Gero II.	38
Heinrich II.	38
Boleslaus Chrobry	39
Mistevo	40
Miseckow	40
Dedo I.	41
Udo	41
Wratislaw von Böhmen	41
Heinrich der Ältere	41
Heinrich der Jüngere	41
Wiprecht von Groitsch	41
Albrecht der Bär	41
Heinrich von Groitsch	41
Konrad von Wettin	41
Heinrich der Löwe	42
Letzte Versuche der Wenden, sich zu befreien	42
Ausbreitung des Christentums	43
Taufkirchen	43
Klöster	43
Pflichten der slawischen Christen	43
Förderung der christlichen Religion	44
Strenge gegen die Abtrünnigen	45
Heidnische Gebräuche	45
Kirchliche Verwaltung der Niederlausitz	46
Späteres Verhältnis der Wenden zu den Deutschen	47
Die mythischen Wendenkönige	47
Aufhebung der Erbuntertänigkeit	48

II. Teil.

Die neuere Zeit.

Seite

Vergangnahme des Wendentums und Bestrebungen zu seiner Erhaltung.

Gründe dafür 51
Sprachgrenze zur Zeit der Reformation 62
Sprachgrenze um die Mitte des 18. Jahrhunderts 62
Sprachgrenze im Jahre 1872 . 63
Sprachgrenze im Jahre 1893 . 64
Sprachgrenze im Jahre 1921 . 66
Zahl der Wenden 67

Wendische Sprache und Literatur 69

Die Kleidung 78

Wendische Tracht um das Jahr 1700 79
Tracht der männlichen Personen in früheren Jahrzehnten und gegenwärtig 81
Tracht der weiblichen Personen 85

Die Wohnungen der heutigen Wenden.

Bauart der Dörfer 99
Der wendische Bauernhof . . 100
Das Wohnhaus 102
Ausstattung der Wohnstube . 104

Wirtschaftliche Verhältnisse u. Beschäftigung der Wenden.

Einteilung der Feldmark und dementsprechende Namen der Besitzer 108
Ehemaliges Abhängigkeitsverhältnis der Bauern . . . 109
Ackerbau 109
Beschäftigung im Winter . . 111
Handwerk 111
Verkehrswege im Spreewald . 111

Seite

Viehzucht 112
Ehemaliges Hirtenwesen . . . 112
Pfingstochse 113
Jahrmärkte 113
Mägdemarkt zu Beischau . . 113

Nahrung.

Alltägliche Speisen 114
Mahlzeiten zu Festen und bestimmten Gelegenheiten . . 115
Besondere Gebäcke 115
Honigbier 118

Verhältnisse in Familie und Gemeinde.

Tätigkeit von Mann und Weib 118
Erziehung der Kinder . . . 119
Erbfolge 119
Bezeichnung der Wirtschaften . 120
Charakter der Wenden . . . 121
Gemeindeversammlungen . . 122

Das Leben im Wirtshause.

Tanz 123
Gesang 125
Musik 126

Das Leben in der Spinnstube 128
Spiele 131

Gebräuche und Aberglaube der Wenden von der Wiege bis zum Sarge.

Geburt 134
Taufe 135
Konfirmation 137
Verlobung und Hochzeit . . . 139
Tod und Begräbnis 150

Brauch und Aberglaube zu besonderen Zeiten und Gelegenheiten.

Andreastag 156
Adventszeit 165

	Seite
Heiliger Abend vor Weihnachten	157
Christnacht	157
Weihnachten	158
Die zwölf Tage oder Nächte	158
Sylvesterabend	158
Neujahr	158
Die Marientage	158
Fastnachten	158
Aschermittwoch	159
Grüner Donnerstag	159
Osternacht	159
Ostern	159
Walpurgis	160
Pfingsten	162
Elstertragen	162
Stollereiten	163
Fest des Rosenbaums	163
Jungfernstechen	163
Johannistag	163
Ernte	164
Hahnschlagen	165
Hahnrupfen	165
Lobetanz	166
Kirmeß	166
Sonstige Gebräuche	166

	Seite
Überreste d. altslawischen Mythologie unter den heutigen Wenden der Niederlausitz.	
Bubak	170
Aufhocker	170
Basilisk	171
Gottesklage, Božałoss	171
Irrwisch, Bud	172
Teufel	172
Nachtjäger	174
Nachtfuhrmann	175
Drjemotka	175
Hermann	175
Njespech	175
Pschesponiza	175
Serponiza	176
Muraua	176
Drache, Plon	177
Kobold	179
Wassermann	179
Wasserfrau	179
Ludki	179
Wechselbalg	181
Wirbelwind	181
Lieder	184

Dorfstrasse in Lehde
(Spreewald)

Die ältesten Bewohner der Niederlausitz und die Einwanderung der Wenden.

Schon in jenen fernen Jahrhunderten, ehe des Erlösers Fuß auf dieser Erde wandelte, pulsierte ein reges Volksleben in unserem heimatlichen Gau. Da aus jener vorgeschichtlichen Zeit jegliche schriftliche Kunde fehlt, so mußte das Zeugnis ehrwürdiger Altertümer, welche die Landschaft birgt, angerufen werden. Zwar ist der prähistorische Nachlaß nicht so mannigfaltig, um nach allen Richtungen hin genügenden Aufschluß geben zu können; doch gewinnen wir immerhin ein Bild in großen Zügen von dem Leben und Wirken unserer Vorfahren.

Die Gegend, welche heute den Namen Niederlausitz führt, war in den frühesten Zeiten der dauernde Wohnsitz germanischer Völkerstämme. In den Flußgebieten der Spree und Havel hatten anscheinend die Semnonen, der „Stamm Levi unter den Germanen", einst ihre Niederlassungen. Professor Dr. Hugo Jentsch, der sich durch seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der prähistorischen Archäologie ein bedeutendes Verdienst erworben hat, äußert sich in seinen interessanten Mitteilungen über „die urgeschichtlichen Altertümer der Niederlausitz" 1887 in bezug auf die Bevölkurungsverhältnisse vor Christus, es sei gewagt, „bei den vielfachen Bewegungen der germanischen Stämme behaupten zu wollen, daß das edle Volk der Semnonen, welches um Christi Geburt und zu des Tacitus Zeit zwischen Elbe und Oder wohnte, auch um sechs und mehr Jahrhunderte früher in dieser Gegend angesiedelt war. Einblicke in die unsteten Wanderungen germanischer Völkerschaften, die bald erfolgreichen, bald vergeblichen Vorstöße nach den verschiedensten Richtungen hin, die Versuche, kecke Eindringlinge zurückzuweisen, die Umgestaltungen und Neubildungen von Stammverbänden gewinnen wir teils unmittelbar aus der geschichtlichen Überlieferung der alten Kulturvölker, teils aus der Verbindung verschiedener Einzelnachrichten. Die der Forschung früh entzogene Meisterhand Müllenhoffs hat den Vorgang, der uns

die Ereignisse in deutschen Landen während der vorchristlichen Jahrhunderte verhüllt, hier und da gleichsam auf Augenblicke gelüftet. Bezüglich der niederlausitzschen Landschaft selbst gibt uns der 2. Teil seiner deutschen Altertumskunde noch keinen Aufschluß; doch so dicht fluten die hier geschilderten Völkerbewegungen um ihre Grenzen, daß deren Wellenschläge gewiß auch hier empfunden worden sind, und daß es nicht sehr glaubhaft erscheint, gerade hier hätte sich die Brandung gebrochen. Wir müssen daher für diesen Zeitraum bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts vor Christo hin darauf verzichten, der Niederlausitz einen bestimmten Volksstamm zuzuweisen."

Nach Christi Geburt aber sind anscheinend die Semnonen die Bewohner unserer Landschaft gewesen, und hier befand sich vermutlich auch ihre Nationalopferstätte. Von derselben sagte Tacitus: „Zur festgesetzten Zeit kommen in einem durch Weihe der Väter und uralte Scheu geheiligten Walde alle Völker desselben Blutes, vertreten durch Gesandtschaften, zusammen, und feiern mit einem Menschenopfer für das Heil des gesamten Stammes die grauenvolle Eröffnung ihres barbarischen Gottesdienstes." Die verschiedensten Örtlichkeiten wurden als Semnonenhain aufgefaßt. Man verlegte denselben nach dem Burgwall in der Nähe des Städtchens Schlieben in sumpfiger Elsterniederung, in die Nähe von Jüterbog und schließlich in die Gegend von Finsterwalde und Übigau zwischen Elbe und Spree. Es ist das Verdienst Behlas, von der Gehaltlosigkeit dieser Annahmen überzeugt und das Augenmerk darauf gerichtet zu haben[1]), daß nur der Schloßberg bei Burg dieses Heiligtum sein könne. Diese Ansicht, die auch Virchow zeitweise geteilt hat, ist von Prof. Dr. G. Jentsch stets energisch bekämpft worden. Ebenfalls tritt ihr Dr. A. Götze entgegen. „Dieser Hypothese ist entgegenzuhalten, daß weder von den Semnonen oder anderen Germanen der taciteischen noch einer früheren Zeit jemals der kleinste Überrest auf dem Schloßberge gefunden worden ist; der dem slawischen Kulturniederschlag nächstvorhergehende wird durch die Billendorfer Keramik repräsentiert, und zwischen dieser Periode und der römischen Kaiserzeit liegen mehrere Jahrhunderte. Die Fundtatsachen können aber für diese Hypothese nicht verwendet werden; aber dann schwebt sie völlig in der Luft[2])."

Die suevischen Hauptnationen, namentlich die Semnonen, verzweigten sich in kleinere, selbständige Verbände, zu denen

---

[1]) Anthropol. Korrespondenzblatt 1884 S. 155.

[2]) „Der Schloßberg bei Burg im Spreewald" von A. Götze. Prähistorische Zeitschrift IV. Heft, 3/4, 1912.

auch die schon von Ptolemäus erwähnten Caluconen gehört haben sollen. Ein gelehrter Einfall hat sie zu den Gründern und ersten Bewohnern Calaus gemacht, eine Behauptung, die kaum der Widerlegung durch Schöttgen und Kreysig bedurft hätte. Sind doch auch die Germanen des Altertums, die in unbeschränkter Freiheit als Herdenbesitzer, Jäger oder Krieger umherschweiften und die sich erst allmählich zur Wahl einzelner, von Ländereien umgebener Wohnsitze verstanden, schwerlich Gründer von Städten gewesen, obwohl die Deutschen späterer Zeit solche anlegten.

Als in der Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt das wilde Nomadenvolk der Hunnen in Europa einfiel und die Bewegung der Völkerwanderung die deutschen Stämme erfaßte, da sollten auch die Bewohner unserer Landschaft die Bühne der Weltgeschichte betreten. Der in jener Zeit hier angesessene Stamm verließ seine bisherige Heimat und schloß sich dem Zuge der übrigen Sueven und Vandalen an, die nach Westen zogen. Doch nahmen schwerlich alle Köpfe des Volkes an dieser Wanderung teil. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß nur die jüngere Generation sich zu dem Aufbruch zusammentat, die älteren Bewohner und die Kinder aber zurückblieben. Das verlassene Land nahmen fremde Völkerstämme ein. Es waren die Slawen, zur indo-germanischen Völkerfamilie gehörend. Der Name Slawen wird zum ersten Male bei Jordanes (551): „De origine actibusque Getarum“ genannt. Über die Ableitung des Namens sind selbst slawische Gelehrte geteilter Meinung. Die einen deuten ihn auf słowa = das Wort, was die Redenden heißt, im Gegensatz zu Nimski (von nimy = stumm) den Stummen, mit welcher Bezeichnung allgemein die Deutschen belegt wurden, da sie die slawische Sprache nicht verstanden. Andere Gelehrte leiten den Namen von sława = Ruhm ab, was also die Ruhmreichen heißen würde. Der heutige Lausitzer Wende nennt den Deutschen Bawor, um Lübbenau Bawarsky, während er von sich selber sagt: „Ja, ssom serski (serbski) = Ich bin ein serbischer Mann.“

Die Slawen hatten seither weiter östlich große Ländergebiete besessen. Durch Völkerstämme aus den Steppen Mittelasiens wurden sie ums Jahr 370 verdrängt und suchten sich, nach Nordosten und Nordwesten ziehend, neue Niederlassungen. Drei Hauptmassen treten aus diesen Wanderungen der Slawen hervor. Im Osten ist es der später mit dem Namen Russen belegte Stamm, im Westen von der Weichsel bis zur Elbe sind es die Lechitischen Stämme. Der Lechitische Stamm ließ sich unter verschiedenen Namen in den von Germanen

verlassenen Gegenden nieder. So nahmen die Obotriten das jetzige Mecklenburg, die Wilzen Pommern in Besitz. Einer der mächtigsten Slawenstämme, die Sorben, war nach dem Südosten Europas vorgedrungen und hatte seine Wohnsitze in Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Bosnien und in dem nach ihnen genannte Serbien gehabt. Der gemeinsame Name für den Bewohner Serbiens und der wendischen Niederlausitz ist noch heute serski oder serbski, worauf schon oben hingewiesen wurde. Von den eben erwähnten Niederlassungen aus hatten sie sich nordwärts nach Böhmen, Schlesien, Meißen und der Lausitz gewandt. Das ganze Ländergebiet zwischen Oder, Elbe und Saale wurde allmählich von ihnen besetzt; es fiel ihnen nicht gleichzeitig anheim. In manchen Provinzen mochten sie früher, in anderen bedeutend später sich niedergelassen haben. Nach Müllenhoffs Untersuchungen waren die Slawen um 400 nach Christo bis zu den deutschen Silingern am Zobtenberge, der nach dem dort gefeierten Sobotky der alten Slawen genannt ist, vorgedrungen. In der Niederlausitz sollen, wie Albinius in der Meißner Chronik berichtet, die Sorben oder Serben im sechsten Jahrhundert festen Fuß gefaßt haben. Nach seinen Angaben wurde die Gegend um Luckau und Golßen von den wendischen Stoderanern bewohnt, deren Name sich noch in dem edlen Geschlechte v. Stutterheim erhalten haben soll.

Über die Ableitung und Bedeutung des Namens Serben gehen die Meinungen gleichfalls auseinander. Sie sollen ihren Namen von serp, die Sichel, ableiten und sich die Sichler genannt haben, weil sie Ackerbau trieben. Da aber serp auch Schwert bedeutet und die stammverwandten Sormaten einen Säbel göttlich verehrten, so meinte man, ihr Name bezeichne so viel als Säbelverehrer und deute auf den kriegerischen Charakter des Volkes hin.

Der in die hiesige Gegend eingedrungene Slawenstamm wurde von den Deutschen aber auch als Wenden bezeichnet, ein Name, den zuerst der gotische Geschichtsschreiber Jordanes im 6. Jahrhundert gebraucht, als er beim Beginne seiner Geschichte von dem volkreichen Stamme der Wenden spricht. (Winidarum natio populosa). Hundert Jahre später werden von Fredegar die westslawischen Stämme Wenden genannt, (Slavi cognomento Winidi). und in der Mitte des achten Jahrhunderts gebraucht auch Bonifatius diesen Namen für die Slawen bei Fulda. In allen Urkunden der deutschen Fürsten und Könige führen die Slawen die Bezeichnung Wenedi, Winedi oder Winidi. Die Unfreien wurden von den arabischen Kaufleuten Wanden genannt.

Das von den Serben eingenommene Gebiet heißt in einer alten Beschreibung von Deutschland das Vineda-Land, d. i. Wendenland. Meist aber finden sich die Bezeichnungen Lausatia, Lusatia von Luža, Lache oder Sumpf, entnommen, woraus der Name Lausitz = Sumpfland entstanden ist, was in geographischer Hinsicht auch besonders für die Niederlausitz paßt. Lužiczan ist dem Wenden nur der Bewohner der Niederlausitz. Die Sage läßt die Lausitz angeblich ihren Namen herleiten von der einst befestigten Stadt Lusice, dem heutigen Lieske in der Niederlausitz. Adalbert von Stade gedenkt des Namens zuerst beim Jahre 876, als die Lausitzer durch König Ludwig III. unterworfen wurden. Und in den Hildesheimer Annalen heißt es: „Anno 932 Heinricus rex fuit in Lusiscin". Die alte historische Bezeichnung Lusici, Lusiscin oder Lusicz galt bis in das 15. Jahrhundert hinein lediglich für die Niederlausitz.

Die Religion der alten Wenden.

Die Religion der alten Wenden war ein polytheistisches Heidentum. Sie verehrten viele Götter, doch erkannten sie im allgemeinen ein gutes und ein böses Prinzip. Sie glaubten an einen guten Gott, den sie Bilebog oder Belbog, d. i. weißer Gott, und an einen bösen Gott, den sie Zarnybog, d. i. schwarzer oder böser Gott, nannten. Der Name des letzten entstand vielleicht erst zur Zeit, als die Slawen durch die christlichen Bekehrer mit der Existenz des Teufels, des Fürsten der Finsternis, bekannt gemacht wurden.

Bei Rachenau in der Nähe von Bautzen auf einem Berge, der noch heute Tschernebog heißt, wurde der schwarze Gott angebetet. Seine Priester weissagten daselbst dem Volke. Darum führt die Anhöhe auch den Namen Frageberg. (Praschowa Hora). Der Sage nach soll auch auf einem Hügel beim Dorfe Praschwiza-Fragedorf in der Nähe von Spremberg solch ein Orakelort gewesen sein.

Unter Anwendung der Namen Belbog und Zarnybog tranken die Wenden angeblich bei ihren Gelagen einander zu.

Den guten Gott, den Gott des Lichts, die Quelle allen Lebens und aller Wärme, dachten sie sich über allen Göttern stehend und im Himmel thronend. Daher nannten sie ihn ten neuhuschi, den Höchsten, Größten. Von ihm entstammen alle Wesen im Himmel und auf Erden. Helmold, ein christlicher Priester und Zeitgenosse der alten Wenden,

berichtet: „Die Slawen haben tausenderlei Götzenbilder, viele mit zwei, drei oder mehreren Köpfen. Für Feld und Wald, Trauer und Freude haben sie Gottheiten, aber unter all dieser Menge bekennen sie einen Gott im Himmel, der über die anderen gebietet. Er ist allmächtig und kümmert sich bloß um den Himmel. Die übrigen Götter haben ihre zugewiesenen Geschäfte, stammen von jenem ab und sind desto vornehmer, je näher verwandt sie dem Gott der Götter sind."

In den verschiedenen Gegenden führte er besondere Namen. Er hieß Zuantevit, Zwantewit, Swantowit oder Swietowicz. Er wurde auch Jessen, der Leuchtende, ferner Perkun und Swonzo genannt. In einzelnen Orten scheint auch Radegast mit Belbog identisch gewesen zu sein. Vielleicht hat der Ort Raddusch seinen Namen von dieser Gottheit. Albinus in seiner Meißner Chronik berichtet, „daß Radegast samt Swantewitz und Szernebog von den Slawen um Meißen zu Benonis Zeiten verehrt worden ist." Das dürfte auch in der Niederlausitz der Fall gewesen sein.

Sein Name war so heilig, daß man sich scheute, ihn auszusprechen. Auf Hügeln wurde in ihm das ewige Licht verehrt. Den Namen des Dorfes Zwietow bei Calau, rings von Hügeln umgeben, leitet man von der Verehrung des Sonnengottes ab.

Bildlich wurde Swantowit als ein Krieger mit vier Köpfen, die nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren, in der linken Hand einen Bogen, in der rechten ein Füllhorn oder ein Schwert haltend, dargestellt. Ein weißes Roß war ihm geheiligt.

Er genoß in allen wendischen Gebieten, namentlich in den nördlichen Slawenländern, Verehrung. Sein berühmtester Tempel stand zu Arcona auf der Insel Rügen.

Der wendische Oberpriester oder Criwe hatte den Dienst an dem Heiligtum zu versehen, ohne jedoch im Allerheiligsten atmen zu dürfen. Daher eilte er bei seinen Obliegenheiten so oft an die Pforte, als er Atem schöpfen mußte. Im allgemeinen wurden die Wohnstätten der Götter so heilig gehalten, daß außer dem Priester der Zutritt jedermann streng untersagt war. In den Tempeln bewahrte man die heiligen Geräte, besonders die Kriegsfahnen, die erbeuteten Schätze und Waffen der Feinde und anderen Kriegserwerb auf.

Die gewöhnlichen Priester wurden Hadock, d. i. Wahrsager, Wischar, d. i. Prophet, und Kostler, d. i. Zauberer, genannt. Ihre Anzahl war, da jeder Tempel mehrere solcher Diener — auch Dienerinnen — hatte, sehr groß. Sie unterschieden sich in höhere und niedere. Aus

ihnen ging der Stand der Priesterschaft hervor. Schon äußerlich unterschieden sie sich durch ihre Tracht von dem übrigen Volke. Sie trugen Bart und Haupthaar geschoren und schneeweiße Kleidung. Sie gingen gleich den anderen freien Männern stets bewaffnet. Die Erforschung und Kundmachung des Willens der Götter geschah von ihnen meist durch das Los. Die Jugenderziehung und der Unterricht lagen ihnen ob. Zeichendeuterei und Sehergabe verlieh ihnen bedeutendes Ansehen im Volke; oft saß der Priester neben dem Fürsten zu Gericht, ja zuweilen genoß er höhere Ehren, als dieser selbst.

Das Priesteramt war nicht nur ehrenvoll, sondern auch einträglich. Zu jedem Tempel gehörte bedeutendes Grundeigentum. Bestimmte Abgaben und ein Teil aller Beute von seiten des Volkes gehörten zum Einkommen der Tempel. — Ob diese Angaben, die von dem religiösen Leben der verschiedenen slawischen Volksstämme bekannt geworden sind, auch unbedingt für die Wenden der Niederlausitz gelten, ist zwar nicht unwahrscheinlich, doch läßt es sich mit Bestimmtheit nicht behaupten.

Von Götzentempeln haben sich bis jetzt keine sicheren Spuren in unserer Landschaft gefunden. Wir haben uns unter den slawischen Tempeln der hiesigen Gegend wohl höchstens über einem Opferstein einen hölzernen Überbau vorzustellen, dessen Wände innen und außen mit erhabenen Bildern von Menschen und Tieren verziert und bunt bemalt waren.

Die Priester übten ihre Tätigkeit in einzelnen Tempelbezirken, deren Grenzen mit den Ländergauen übereinstimmten. Nach Thietmars Angaben befanden sich zwischen Elbe und Oder dreiundvierzig solcher Bezirke, unter denen als besonders bemerkenswert für die Lausitz genannt werden: Lusici in der Gegend der schwarzen Elster, um Dobrilugk bis an die Ufer der Spree Niciti oder Nice, an der Spree weiter oberhalb Zpriavani, Selpoli an der Oder, Zara (Sorau) westlich vom Bober bis an den kleinen Fluß Slubbe (Schlaube).

Nächst Swantowit war Flyns oder Flins eine Hauptgottheit der Lausitzer Wenden. Er galt ihnen als Gott des Todes, als Totenwecker und auch als Spender des Reichtums. Den Namen des Gottes leiten ältere Schriftsteller her von Flint, dem Steine, worauf das Bild des Götzen gestanden haben soll, wie Mone und Steinbrück versichern. Karl Haupt in seinem „Sagenbuch der Lausitz“ hält das F in Flins für korrumpiert aus P. „Der Gott heißt Plins. Pilnitis, Pilniz, Pilwitz, als Drache Plon heißt der dämonische Schatzspender der slawischen Mythologien, und der Gott des Reichstums ist ja zugleich der Gott des Todes, Plutus-Pluto.“

Ein angeblich in heidnischer Zeit zu den Festen des Flins hergestelltes Gebäck aus Buchweizenmehl wird noch gegenwärtig Plinz genannt.

Die Beschreibung des Flinsbildes, das oftmals unter Lindenbäumen gestanden haben soll, seitens der alten Chronisten ist eine sehr verschiedene. Der sächsische Chronist Botho stellt den Götzen dar als eine männliche Gestalt, einem Totengerippe ähnlich mit schwarzem Haar. Er sei von einem roten Mantel bedeckt gewesen, habe in der rechten Hand einen Stab mit einer Feuergarbe gehalten, auf seinen Schultern aber einen Löwen getragen, den die linke Hand stützte. Von dem Löwen, der auch als Symbol der Kraft und Stärke galt, glaubten die Wenden, er wecke die Toten auf. „Upp der luchteren Schuldern eynen uppgerichten Lawen, de se vorwecken scholde, wenn sie storven." Nach der Meinung anderer trug der Flins auf dem Stabe eine Korngarbe, die bei den nächtlichen Feierlichkeiten angezündet wurde, nach der Ansicht dritter eine rauchende Opferschale.

Auch stellte man den Flins dar wie das Bild eines gekrönten Satans mit großen Klauen; daher findet sich für diese Göttergestalt auch vereinzelt die Bezeichnung Czert oder Cart, d. i. Teufel, böser Gott.

Nach allerdings nur unsicheren Angaben befanden sich Standbilder des Flins im Walde bei Kolkwitz und zu Madlow auf derselben Stelle, wo sich jetzt die Kirche, angeblich die älteste im Cottbuser Kreise, erhebt, wahrscheinlich auch auf dem Koschenberge bei Senftenberg.

Siwa, Schiwa oder Siba wurde als die wendische Göttin der Liebe und Schönheit, der Fruchtbarkeit und des Glücks gedacht. Der Name Schiwa ist hergeleitet von żiwéńe = das Leben.

Unter dem Einflusse des Christentums geschah ein allmählicher Aufschwung der religiösen Vorstellungen bei den heidnischen Wenden. Sie glaubten ihre Götter nicht mehr festgebannt an Haine oder Bilder, sondern dachten sich dieselben auch in Verwandlungen. So nahm Siwa im Frühling die Gestalt eines Kuckucks an, den man, sobald sein Ruf zum ersten Male erscholl, um die Anzahl der noch übrigen Lebensjahre befragt. So oft als sein Ruf ertönte, soviel Jahre hatte der Hörer noch zu leben, ein Aberglaube, der sich noch bis auf die heutige Zeit erhalten hat.

Bildlich wurde die Göttin dargestellt als ein schönes, nackendes Weib. Das üppige Haar wallte bis zu den Waden herab; die auf dem Rücken ruhenden Hände hielten hier einen goldenen Apfel, dort eine Weintraube mit einem großen Blatte.

Solche Schiwabilder hatten angeblich zu Siewisch bei Drebkau und zu Zschipkau Aufstellung gefunden.

Der Siwa wurden als der Göttin des vegetabilischen Lebens Feldfrüchte und Obst, als der Göttin des tierischen Lebens Jungfrauen, Sklavinnen, im Kriege gefangene Mädchen, Schafe, Ziegen und Kälber als Opfer dargebracht. Den Opferdienst versahen Priesterinnen, welche Orakel spendeten, vom warmen Blute der Opfer tranken und einen Teil desselben zu einem Gerichte verwandten, ähnlich angeblich dem, das noch jetzt unter dem Namen „Schwarzsauer" in der Lausitz genossen wird.

Als zweite Göttin der Liebe wurde Liuba oder Lupa verehrt. Tempel und Bild derselben standen nach ziemlich glaubhaften Angaben am Eingange des Hains bei Lübben, links am alten Spitalkirchhofe. „Leider ist ein angebliches hölzernes Bild derselben, welches sich in dem oberen Raume des Hospitalturmes befand und dessen sich alle älteren Bewohner der Stadt noch sehr wohl erinnern, durch Vernichtung einer gründlichen Altertumsforschung, wie sie in unserer Zeit wieder erwacht, entzogen worden[1])."

Gegenwärtig befindet sich im Haine auf einem steinernen Fundament ein großer Steinwürfel, auf dessen Vorderseite das Wort LIUBA eingemeißelt ist. Dieser Stein wurde vor etwa 80 Jahren aufgerichtet zur Erinnerung an das angeblich in jener Gegend gelegen gewesene Heiligtum und ist neuerdings weiter nach dem Ausgange des Hains zu versetzt worden.

Von dieser Göttin soll die Stadt Lübben, welche früher als Luban nach einem Wendenfürsten, der daselbst gehaust haben soll, als Lobben, Luibini und Luibni bezeichnet wird, ihren heutigen Namen erhalten haben. Auch die bei Lübben gelegenen Ortschaften Groß- und Klein-Lubolz, sowie Lieberose, das eigentlich Luboras hieß, leiten ihren Namen von dieser Gottheit her. Vielleicht ist auch der wendische Name Ljubanojze für Laubsdorf hierauf zurückzuführen.

Der Trigla oder Triglaf war ein dreiköpfiger Götze, den die Wenden sich als Herrscher des Himmels, der Erde und der Unterwelt zugleich dachten, gleichbedeutend mit der Diana oder Isis. Sein Tempel befand sich auf dem Harlungerberge bei Brandenburg. Der Götze trug in der Hand einen Halbmond; die drei Köpfe waren versilbert, Augen und Lippen bedeckte eine Hülle. Aus dem Wiehern eines ihm geheiligten schwarzen Rosses weissagten die Priester.

---

[1]) W. Neumann, Geschichte der Kreisstadt Lübben 1846.

Die Morzana, auch Marzana, repräsentierte den Tod in der Natur, das zerstörende Naturprinzip. Am Sonntag Lätare, dem altwendischen Totenfeste, wurde ihr Bild, eine Strohpuppe mit weißem Gewande, in der einen Hand einen Strohbesen, in der andern eine Heusichel auf hoher Stange, von wendischen Frauen in weißen Trauerkleidern unter Klagegesängen bis an die Dorfgrenze getragen, wo man die Puppe verspottete und zerriß. Auf dem Heimwege pflückte man die ersten grünen Reiser und hielt darauf in den Behausungen Schmausereien ab. Diese Zeremonie nannte man das Todaustreiben.

In gewisser Hinsicht verwandt mit der Marzana ist die Mara, das Prinzip des menschlichen, tierischen und vegetabilischen Lebens, die Doppelnatur von Tod und Leben. Sie wurde als weiße Frau gedacht, welche die Pest oder andere Seuchen in das Land trägt und nur dadurch von einem Orte ausgeschlossen werden kann, wenn die Ortsgrenze mit drei Pflugfurchen in geheimnisvoller Weise umzogen wird. Denn Pflügen, das Symbol der Zeugung, soll hier sein Gegenteil, den Tod, abhalten. Bei den Niederlausitzer Wenden hieß sie auch Macz, d. i. Mutter. Ein sagenhafter Bericht des Pfarrers Grünewald zu Eubau bringt folgendes von der Mara: Zur Mittagszeit wandelte sie umher. Unter ihren Tritten entsprossen Gräser, Blumen und Kräuter. Als Opfer brachte man ihr gekochte Milch und Kräuter und zündete ihr Feuer auf den Bergen an, wohin man gewöhnlich zur Pfingstzeit wallfahrtete.

Bei dem Dorfe Dürrwalde im Norden von Senftenberg liegt ein alter Begräbnisplatz, den die Wenden Maracha, d. i. Totenfeld, nennen.

Auch die Pya galt den Wenden als Todesgöttin, als die Senderin von besonderen Krankheiten, wie Lähmung durch Schlag, Wahnsinn, Fallsucht. Sie wurde als grimmige Löwin mit offenem Rachen abgebildet.

Die Smertniza scheint mehr nur den animalischen Tod zu beweisen. Als weiße Frau zeigte sie sich in demjenigen Hause, wo in drei Tagen jemand sterben sollte. Klopfen, Poltern und Werfen kündigte ihre Anwesenheit an. Die Zuckungen der sterbenden Personen schreibt man ihr zu.

Die Vorstellung der Smertniza gehört weniger der altheidnischen Zeit an. Der Volksglaube an sie bestand frühestens in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christentums.

Der Götze Ragowiz oder Rugiewiz wurde riesengroß mit einem Kopfe, an dem sich sieben menschenähnliche Gesichter

befanden, dargestellt. Er war mit sieben Schwertern umgürtet, ein achtes hielt die rechte Faust. Zu Ragow soll sich eine Opferstätte dieses Gottes befunden haben. Daß an der alten Tradition etwas Wahres ist, beweist ein an einem Hügel sich hinziehender Verbrennungsherd, der jetzt allerdings fast verschwunden ist.

Als fünfköpfiger Götze der Lausitzer Wenden wird Pierowiz genannt.

Prowe galt als Göttin der Weisheit und des Rechts, auch als Mondgöttin. Ein Idol der Göttin soll sich am Fuße des Schloßberges zu Burg befunden haben, vor welchem man am Tage des Neumonds feierlich Gericht abhielt. Ein Abbild der Prowe stand wahrscheinlich auch an der Biwoschmühle bei Tätschwitz, eine Meile von Senftenberg, woselbst man in einer Urne ein goldenes Brustschild, das für dasjenige der Prowe gehalten wird, fand[1]). Die Göttin wurde größtenteils nackt dargestellt. Ein Brustschild von Goldblech mit zwölf Mondringen bedeckte die Brust und eine goldene Krone das Haupt. In der Hand hielt sie einen Stab mit einem schmalen Fähnchen. Das Bild der Prowe umgab eine Umzäunung, in welche nur der Oberpriester, die Opferleute und der Fürst Zutritt hatten.

Dziwica, die Jagdgöttin, dachten sich die Wenden als schöne Jungfrau, die mit einem Geschosse bewaffnet war und Jagdhunde im Gefolge hatte. Die Waldgöttin trieb das Geschäft der Jagd bald um die Mittagszeit, bald in mondhellen Nächten. Sie erschreckte Wild und Menschen.

Honidlo oder Hennil, der Wächter, Führer, war der Schutzgott der Viehherden bei den meißnischen Sorben. Als sein Symbol galt ein Stab mit einer Hand, welche einen eisernen Ring umspannte. Mit diesem wurde von den Hirten des Orts an die Türen geklopft mit dem Rufe: „Wache, Hennil, wache!“ Darauf versammelte man sich zum Schmause. Oft riefen die wendischen Hirten, welche im Frühling bereits das Vieh weideten, den noch daheim weilenden Genossen zu: „Ich werde dir den Honidlo ins Haus schicken!“ Damit wollten sie sagen, daß die nachlässigen Hirten dem Vieh den Genuß des würzigen, jungen Grases nicht vorenthalten sollten.

Die Göttin der Morgenröte, die Erweckerin allen Lebens, hieß Jutra oder Jutroba, abgeleitet von Jutro=Morgen. An Stelle des Jutryfestes, das ihr zu Ehren im Frühlinge ge=

[1]) Liebusch, Skythika, S. 195.

feiert wurde, trat in christlicher Zeit das Osterfest, „der große Morgen", der noch heute den wendischen Namen Jutscho, Jatscho, auch Jastow führt. Wahrscheinlich verdankt Jüterbogk dieser Göttin seinen Namen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der dortige „Tanzberg", auf welchem die Bewohner nach alter Sitte bei feierlichen Gelegenheiten zu tanzen pflegten, — das Tanzen war ehemals eine religiöse Zeremonie —, zugleich ein Opferort der Serben war. Noch zur Mitte des 16. Jahrhunderts will man Überreste eines Heidentempels daselbst gefunden haben.

Prepilega, Propilaga oder Pripalega war der Sage nach ein männlicher Liebesgott der Wenden, der um das Jahr 1100 durch unzüchtige Gebräuche verehrt wurde und dem man nach dem Bericht des Erzbischofs Adelgott die gefangenen Christen opferte mit dem Rufe: „Christenblut will unser Gott Propilaga haben!"

So erscheinen die wendischen Götter teils als Naturmächte, teils als ethische Gewalten. Doch haften letzte an sinnlichen Gegenständen oder doch an sinnlichen Phantasiegebilden. Steine, Berge, Quellen, Bäume, namentlich Eichen, Linden und Weiden, Haine, auf und in denen die Gottheit wohnend gedacht wurde und womit sie eins war, wurden als Götter verehrt. Durch Menschenhand wurden größere und kleinere Götzen hergestellt, die teils öffentliche, teils Hausgötzen waren. Man führte ihre Bilder mit in die Schlacht. Zirnitra, ein schwarzer Drache, war das Kriegszeichen der nordischen Wenden.

Neben diesem vielgestaltigen Götterkultus machte sich eine fast allenthalben ehrfurchtsvoll geglaubte Wahrsagerei bemerkbar. Aus dem Wiehern und den Huftritten der heiligen Rosse verkündeten die Priester Glück und Unglück, und die Priesterinnen, welche am Herde saßen, prophezeiten aus den in die Asche gezeichneten Strichen Heil oder Unheil.

Der siebente Tag der Woche war zum Gottesdienste bestimmt und wurde von der gewöhnlichen Benennung Sabbat ta Ssobata genannt. Als besondere Feste sind namentlich das Frühlings- oder Totenfest und das Erntefest erwähnenswert.

Die Wenden dienten den Götzen mit größter Ehrerbietung, sie wagten nicht, sich der Gottheit zu nähern; nur von fern standen sie und fielen beim Gebete zur Erde nieder. Als Opfer brachten sie den Götzen: Rinder, Schafe, Fische, Getreide, Brot, Butter, auch Menschen, die sie im Kriege gefangen genommen hatten.

Im wendischen Volksglauben christlicher Zeit wurden die Hausgötter zu Ludki oder Zwergen, welche aus den unterirdischen Gängen sich zur Nachtzeit ins Haus begeben, dort schmausen und Geschenke bringen, doch wenn man sie beleidigt, das häusliche Glück stören.

So blieben von dem großen Götterhaushalte nur noch Gottheiten niederen Ranges, gewissermaßen das Gesinde, wie die Kobolde, Nixen, Tierdämonen usw. wurzeln, von denen im zweiten Teile die Rede sein soll.

Von den christlichen Bekehrern wurden die alten Götter, und zwar die großen männlichen auf das Schreckbild des Teufels übertragen, die weiblichen vielleicht als heilige Maria den Katholiken unentbehrlich. Beispielsweise fand sich an Stelle des Siwabildes bei Zschipkau in katholischen Zeiten ein Marienbild. Überreste des weiblichen Priestertums der Wenden bieten das Hexenwesen und die Spinnstuben, „der Tempel und der Parnaß des alten Heidentums".

An denselben Stätten, wo einst die heidnischen Opferaltäre und Tempel gestanden hatten, legten christliche Priester vielfach den Grund zu Kapellen und Kirchen. So benutzten die Deutschen oftmals die Heiligkeit eines Ortes oder einen alten Brauch zur Förderung der christlichen Religion; fanden sie dadurch doch leichteren Eingang ins Volksgemüt. Der Prediger Lademann erzählt in seiner Kirchengeschichte der Stadt und Herrschaft Cottbus, daß die Kirche zu Madlow z. B. an der Stelle erbaut wurde, wo sich zur Heidenzeit ein Flinsbild erhoben hatte.

Die alten Wenden dachten sich, gleich den übrigen slawischen Stämmen, den Menschen bestehend aus Leib und Seele. Als Wohnsitz für die letzte sah man das Blut an, mit welchem bei einer Todeswunde dieselbe aus dem Munde entwich. Sie flatterte als Schrecken der Vögel, allein mit Ausnahme der Eulen, von Baum zu Baum, bis der Tote verbrannt und bestattet war[1]).

An die Unsterblichkeit der Seele glaubte man nicht, was sich durch die mangelnde Sorgfalt für die Verstorbenen zu bestätigen scheint, die man teils verbrannte, worauf, wie es den Anschein hat, die Asche entweder in vergänglichen Behältern oder ohne Hülle dem Boden übergeben wurde, teils, was das häufigere gewesen sein mag, ohne bleibendes Denkmal in Feld oder Wald vergrub.

---

[1]) Giesebrecht, Wendische Geschichten. Bd. I.

Die vorgeschichtlichen Fundstätten in der Niederlausitz.

Wieviel der Völker auch immer im Wechsel der Zeiten über ein Land dahingegangen sein mögen, eine Spur von ihrem Dasein ist uns fast stets verblieben; sei es, daß die Sage uns Kunde von ihnen gibt, sei es, daß der Boden, welcher die altehrwürdigen Spuren ihrer Bestattung in seinem Schoße birgt, von ihnen Zeugnis ablegt. Da die Slawen keine eigene Schrift und mithin auch keine eigene Geschichte besaßen und alle schriftlichen Nachrichten über sie von Deutschen oder Fremden herrühren, bei denen nicht selten Ungenauigkeiten, Umdeutungen, wohl selbst Fälschungen vorgekommen sein mögen, so reden, wo die Geschichte schweigt, hier buchstäblich die Steine: da geben die Untersuchungen der in Deutschland, namentlich in der Lausitz, so häufig auftretenden Urnenfelder und Rundwälle uns Aufschluß. Zunächst sind uns

die Urnenfelder

ein Beweis für die Seßhaftigkeit eines Volkes, da an der Stelle, wo sich Urnen vorfinden, auch sicherlich ein altes Dorf gestanden haben wird; sehr häufig finden sich die Urnenfriedhöfe in der Nähe noch jetzt bewohnter Ortschaften. Sie gelten jetzt für vorslawisch und eröffnen uns einen Blick auf die Lebensweise derjenigen, welche dort bestattet sind. Dagegen beweisen die bisher ermittelten Slawengräber, deren Zahl stets so gering war, daß man von eigentlichen Gräberfeldern nicht sprechen kann, im Vergleich zu den zahlreichen Funden auf den ausgedehnten Urnenfeldern der Germanen nur die Armseligkeit der altslawischen Kultur. Aus dem geringfügigen archäologischen Material läßt sich auch kaum eine bis ins Einzelne gehende Chronologie der slawischen Funde zusammenstellen.

Die einzelnen Fundstücke zeigen auch einen sehr eng begrenzten Formenkreis. Der Grund dieser eigentümlichen Erscheinung läßt sich nicht schwer auffinden. Die Slawen standen mit gebildeten Völkern in keinerlei Berührung; namentlich gilt das von den Stämmen zwischen Elbe und Weichsel. Als gar Westrom, der Sitz der alten Kultur, gefallen war, waren die Slawen in der ersten Hälfte ihrer Herrschaft sich selbst überlassen. Die winzigen und primitiven Überreste aus jener Zeit sind nur kleine Eisen- oder Knochengeräte und Tonscherben. Aus der zweiten Hälfte der slawischen Zeit, als die Kultur sich durch den beginnenden Handel mit dem Orient hob, finden sich vereinzelt schon geschmiedete eiserne Waffen. Besonders sind Hacksilberfunde (Ragow) in chrono-

logischer Beziehung von Wert. Bis jetzt ist, wie bemerkt, nur eine geringe Anzahl von Grabstätten mit Leichenbrand festgestellt worden, woraus erhellt, daß die Wenden wenigstens teilweise oder in einem bestimmten Zeitraum ihre Toten verbrannten. Die Slawen bestatteten ihre Toten aber auch unverbrannt, wie aufgefundene Skelettgräber beweisen. Doch sind in der Niederlausitz merkwürdigerweise nie Schläfenringe gefunden worden. Man hatte für die Verstorbenen weniger gemeinschaftliche Begräbnisstätten; die Familien begruben ihre Angehörigen vielmehr, wie es scheint, im Felde oder Walde, auf eigenem Grund und Boden, oftmals dicht neben den Wohnstätten. (Vgl. Weigel, Bildw. altsl. Zeit.)

Die ausgegrabenen Gefäße beider Völker waren lange Zeit Anlaß zu abergläubischen Meinungen. Man hielt dieselben für Hausrat der unterirdischen Zwerge und glaubte, daß denjenigen, der sie ausgrübe, die Rache des kleinen Volkes treffe. Daher weigerten sich die Landbewohner, beim Ausgraben der Gefäße behilflich zu sein: sie hielten solches Beginnen für gottlos.

So gab es noch 1758 in der Nähe der Windmühle von Kalkwitz bei Calau einen viereckigen Platz mit einem kleinen Erdwall, der heilig gehalten und Jahrzehnte hindurch nicht beackert wurde. Vom Vater auf den Sohn vererbte sich dieser Brauch. Als später Untersuchungen daselbst angestellt wurden, fand man Urnen und menschliche Gerippe von außerordentlicher Größe [1]).

Die Rundwälle.

Mehr noch als die vorslawischen Urnenfriedhöfe lenkten die über der Erde befindlichen Denkmäler unserer Vorfahren, die Rundwälle oder Heidenschanzen, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich. Lange Zeit durch den Aberglauben desselben geschützt, sind sie jetzt zum Teil abgetragen worden, zum Teil gehen Pflug und Egge des Landmannes über dieselben hin. Was diese Altertümer den Urvätern waren, ist der heutigen Generation meist aus dem Gedächtnis entschwunden. Die alten Wallbauten nennt der Volksmund Hussitenschanzen oder Schwedenschanzen, ein Name, welcher sich auf die feindlichen Heerscharen, die in späterer Zeit unser Land überfluteten, bezieht. Das Volk schrieb die Erbauung der Wälle diesen fremden Nationen zu, und man nimmt an, daß sie von ihnen zu kriegerischen Zwecken benutzt worden seien. Auch finden sich die Bezeichnungen Schloßberg, Borchelt,

[1]) Merbach, Geschichte der Kreisstadt Calau. S. 35.

Gückelsberg. Der Wende der Niederlausitz nennt sie groźischcźo (von grod = Burg, Umfriedung). Kleinere Wälle führen bisweilen den Namen Stroza = Schrecken.

Sie liegen meist nahe bei den heutigen Dörfern, seltener abseits in Wäldern oder auf Bergen, oftmals dort, wo nachweislich Kämpfe zwischen den Deutschen und Slawen stattgefunden haben. Gewöhnlich sind sie in sumpfigen Gegenden errichtet worden, und man hat sie daher nicht mit Unrecht Sumpfburgen genannt. So leitet man den Namen Senftenbergs, dessen Wall und spätere Burg sich direkt aus der sumpfigen Elsterniederung erhob, von Sümpfenburg, Sümpftenburg her, woraus in späterer Zeit Semptinburg, Semphtenberg, Senftenberg wurde[1]). Der Schloßberg bei Burg, die Schanze bei Stargard und der Baalshebbel bei Starzeddel werden bei Überschwemmungen noch heute vom Wasser erreicht.

Die Form der Wallbauten ist meist rundlich, entweder kreisrund, halbkreisförmig oder hakenförmig. Die offene Seite liegt dann gewöhnlich nach einem Gewässer zu. Um einzelne Schanzen führt ein Vorwall rings herum z. B. bei Sablath, Kreis Sorau, anscheinend auch um die Sielower Schanze im Kreise Cottbus. Häufiger wird der Wall von einem Graben umgeben, der aber jetzt meist ausgefüllt ist. (Burg, Brahmo im Cottbuser Kreise, Riedebeck, Kreis Luckau). Das Innere bildet eine kesselartige Vertiefung, welche gewöhnlich das Hauptfundmaterial liefert. Nachgrabungen in diesem Kessel förderten die verschiedensten Gegenstände zutage als: Knochen von Pferd, Rind, Schaf, Ziege, Schwein, Vogelknochen und Fischgräten, Asche, Kohlen, verkohltes Getreide, wie Gerste, Weizen, Hafer, auch Erbsen, Wicken, Bohnen, ferner zahlreiche Scherben, Spinnwirtel, weniger häufig Waffen und Geräte aus Eisen, seltener aus Silber. Oftmals wurden auch Herdstellen mit Steinpflasterungen bloßgelegt. Von besonderem Interesse erscheinen die Schädelfunde aus der alten Schanze bei Stargardt, Kr. Guben.

Als Grundlage für den Burgwall benutzte man meist eine sandige Erhebung in einem See oder die Sandbank eines Flusses; im anderen Falle schuf man dieselbe erst künstlich. Auf dem Grunde der Zahsower Schanze bei Cottbus wurde sogar ein Pfahlbau entdeckt. Stein- und Lehmschichten und vereinzelt auch liegende Eichenstämme bildeten den Kern der Schüttung. Die weitere Aufschüttung erfolgte aus dem benachbarten Boden. Doch scheint diese Aufschüttung nicht auf ein-

[1]) Paulitz, Chronik der Stadt Senftenberg.

1. Breiter Topf mit Wellenlinien.
2. Topf mit senkrechten Stricheindrücken.
3. Topf mit Kranz von kurzen schrägen Einstichen.
4. Kleiner Topf mit Spiralfurchen.
5. Scherben mit Wulst und Punkteindrücken, darunter mehrere Systeme von Wellenlinien.
6. Strichdurchkreuzungen.
7. Kreuzstriche und Kreisstempel.
8. Flämmchenartige Zeichnung.
9. Punktgruppen.
10. Schlichtes Strichkreuz.
11. Bodenstück mit Kreisstempel.
12. Desgl. mit erhabenem Kreuz.
13. Napf mit gekerbtem Rande.
14. Napf mit Ausbauchung.
15. Bodenstück mit erhabenem Rade.
16. Desgl. mit erhabenem Stern.
17. Eiserne Pfeilspitze.
18. Wetzsteinstab, durchbohrt.
19. Hammer aus Hirschgeweih.
20. Knochenkamm.
21. Thönerner Spinnwürtel.

22a. u. b. Eisernes Beil mit sehr dünner Platte.

23. Eiserne Axt.
24. Feuerstahl.
25. Sporn.
26. Ortband (unterer Beschlag der Schwertscheide).
27. Eiserner Beilhammer. —

Aus jüngerer Zeit:

28. Scherben mit geriefelter Seitenwand.
29. Randstück mit 2 einfachen Wellenlinien.
30. Topf m. profilierter Randleiste.
31. Kugeltopf.
32. Henkelstück aus spätslavischer Zeit.
33. Randstück mit eingepreßter pfeilförmiger Stempelverzierung.

1.
2.
3.
4.
17.
18.
19.
20.
21.
5.
6.
7.
8.
a.
22.
b.
23.
24.
25.
9.
10.
11.
15.
26.
27.
28.
29.
13.
12.
16.
30.
31.
32.
14.
33.

mal vollendet worden zu sein; vielmehr mag der Burgwall erst durch immer neue Auf- oder Ablagerung seine spätere Höhe erreicht haben[1]). In der moorigen Erde finden sich meist noch mancherlei Schneckenarten vor.

Über die Erbauer der Wälle ist man lange Zeit sehr verschiedener Ansicht gewesen. Einige schrieben sie nämlich den Germanen zu, andere den Slawen. Nach den neuesten Forschungen ist die Mehrzahl der Lausitzer Wälle slawisch, nur wenige verdanken ihre Entstehung einem andern, vorslawischen Volksstamme. Daher spricht man von Wällen vorslawischer und Wällen slawischer Bevölkerung. Von den durch Professor Dr. H. Jentsch festgestellten 98 Erdwällen der Niederlausitz sind mit vorslawischen Resten 15 an der Zahl vorhanden, welche die Slawen bereits fanden, als sie um das 6. Jahrhundert in unsere Landschaft eindrangen. Zu diesen gehören der Schloßberg bei Burg und das Heilige Land bei Niemitzsch, die übrigens beide nie als Hussitten-, Schweden- oder Franzosenschanzen bezeichnet worden sind. Die übrigen 83 hält man für reinslawisch. In bezug auf die Anzahl der Rundwälle sind die einzelnen Kreise der Niederlausitz folgendermaßen vertreten: Kreis Calau mit 17, Cottbus mit 11, Guben mit 22, Lübben mit 11, Luckau mit 23, Sorau mit 14. Im Spremberger Kreise ist noch keiner aufgefunden worden.

Charakteristisch für die slawischen Rundwälle ist das aufgefundene Topfgerät. Die Gefäße sind von sehr verschiedener Größe und meist von schwärzlicher, selten blaßroter oder gelblicher Farbe. Sie bestehen aus grobem, mit Steinbröckchen und Glimmerspänen durchgemischtem Ton und wurden ziemlich scharf gebrannt. Ihre Form ist meist eine plumpe; in der Mitte sind sie ausgebaucht, nach der Öffnung und dem Boden zu verengen sie sich. Die Wände sind dick, die Topfböden kräftig. Sie sind teils mit der Hand geformt, teils durch die Töpferscheibe hergestellt, was sich aus den feinen Querfurchen im Innern schließen läßt.

Ein Kennzeichen für die slawischen Gefäße ist der völlige Mangel von Henkeln. Zuweilen ist an den Urnen ein Griffstiel angesetzt, zuweilen ist eine Seitenwand durchbohrt, um durch die Öffnung eine Schnur ziehen zu können. Das augenfälligste Merkmal aber liegt in den Verzierungsmustern, die zuerst von Geheimrat und Professor Dr. Virchow, dem Meister der Wissenschaft des Spatens, als charakteristisch erkannt und unter dem Namen des Burgwallornaments zusammen-

[1]) Dr. G. Buschan: Germanen und Slawen. S. 8.

gefaßt sind. „Während das vorslawische Geschirr Zeichnungen trägt, welche trotz ihrer reichen Mannigfaltigkeit auf einfache geometrische Grundformen zurückgehen, hat das Ornament dieser späteren Topfware den Charakter des Unruhigen und hastiger Bewegung; im Zusammenhang damit zeigt es nicht selten Ungleichmäßigkeit und unregelmäßige Übergänge der einteneren Stempelverzierungen anscheinend mit einem zurechtzelnen Verzierungsgruppen ineinander. Gleichwohl ist der Gesamteindruck kein ungefälliger, und die Verbindung der verschiedenen Grundformen ist geschickt gewählt. Die Linienornamente sind in der Regel mit einer mehrzinkigen Gabel eingerissen, seltener mit einem einfachen Stäbchen, mit welchem auch Punkteinstiche hergestellt sind, während die Kreise mit einem hohlen Rohr oder einem Vogelknochen und die selgeschnittenen Holzstabe eingeprägt sind[1])." Am häufigsten erscheinen eingeritzte Wellen- oder Schlangenlinien, mehrzeilig, fast stets wagerecht, zuweilen unter- und ineinander verlaufend, nur selten senkrecht gezogen. Stempelverzierungen, welche sich als eingepreßte Kreise, erhabene Kreuze, Sterne oder Räder und mehr zusammengesetzte Strichverbindungen darstellen, finden sich auf den flachen Topfböden.

Im 11. und 12. Jahrhundert verschwindet diese charakteristische Wellenlinie mehr und mehr und macht spiraligen Furchen Platz.

Die Errichtung der Schanzen erfolgte wohl kaum sofort nach der festen Ansiedlung eines Volkes im Lande, sondern sicherlich erst nach und nach, vielleicht oftmals notgedrungen, um sich bei Stammesfehden vor feindlichen Angriffen zu schützen[2]). Jedoch reicht die Herstellung derselben sicherlich vor das 11. Jahrhundert zurück; denn in der Folgezeit hätten die einfachen Erdbefestigungen dem ausgebildeten Kriegswesen gegenüber nicht genügenden Widerstand leisten können. Viele mögen wohl um das Jahr 900 entstanden sein, wo mächtige slawische Völkermassen, deren Einwanderung mehr den Charakter eines kriegerischen Einfalles hatte, größere Landstrecken überfluteten[3]).

Welchem Zweck die Rundwälle dienten, darüber ist man verschiedener Meinung. Helmold bezeichnete sie geradezu als castra. befestigte Plätze, als Wacht- oder Feuersignalposten. Dr. R. Behla verficht die Ansicht, „daß es Versammlungsstätten für religiöse Angelegenheiten waren". Andrerseits erblickt man

[1]) Dr. H. Jentsch, Die prähistor. Altertümer aus dem Kr. Guben. IV.
[2]) H. Söhnel, Die Rundwälle der Niederlausitz. S. 15.
[3]) Dr. G. Buschan, Germanen und Slawen.

in ihnen Grabstätten und schreibt ihnen auch die Benutzung zum Abhalten von Gerichts- und Volksversammlungen zu. Professor Dr. H. Jentsch hat[1]) darauf hingewiesen, daß, weil anderweitige Ablagerungen gleichartiger Scherben in der Niederlausitz bis jetzt nicht nachgewiesen sind, andere gleichzeitige slawische Wohnstätten also nicht haben ermittelt werden können, in den Wallanlagen wohl ständige Wohnplätze der Wenden zu sehen sind, die gegen Wasserflut und wilde Tiere, auch gegen feindliche Angriffe geschützt waren. Wollte man für alle Schanzen nur die eine oder andere dieser Behauptungen als die unbedingt richtige hinstellen, so würde man der Einseitigkeit verfallen. Es sind vielmehr die Lage des Walles und die Fundergebnisse die sichersten Merkmale, aus denen sich erkennen läßt, wozu dieser oder jener Rundwall diente. Bei größeren Gruppen dieser Erdwerke, z. B. im Gubener Kreise, oder bei der großen Nähe der drei auf der Feldmark von Striesow, Kreis Cottbus, aufgefundenen Schanzen wird die Deutung derselben als Kultstätten freilich hinfällig.

Am ehesten läßt sich annehmen, daß die Anlagen bei Überschwemmungen oder bei drohender Kriegsgefahr als Zufluchtsorte dienten. Nahte sich ein Feind, so rettete man zunächst Vieh, Lebensmittel und die allernotwendigsten Gerätschaften nach den Schanzen. Da die Dörfer nur geringe Bevölkerung zählten, so konnte immerhin die ganze Bewohnerschaft daselbst Aufnahme finden. Wurden die Wälle längere Zeit benutzt, so stellte man sich vorläufige Wohnungen aus leichtem Material her. Beim Verlassen dieser Schutzplätze blieb an Hausgerät zurück, was zerbrochen oder verloren gegangen war, ferner Speisereste und Herdstellen, und über die ganze Anlage wucherte fortan Gras und Strauchwerk.

Ein ähnliches Befestigungswerk gegen feindliche Überfälle mag wohl die Wallanlage zwischen Rauno und Dobristroh, die unter dem Namen Römerschanze bekannt ist und in dem Römerkeller bei Kostebrau endigt, gewesen sein. Die Sage wenigstens berichtet, um diese auch hier zu ihrem Rechte gelangen zu lassen, daß der Wall zwischen Drachow und Meurow mit einer Rundschanze und einer gemauerten Feste verstärkt war.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Stätte auch zugleich ein heidnischer Opferort war. Bei Nachgrabungen fand man Spuren von Gängen mit Öffnungen nach oben. „Die unterirdischen Gemächer und Gänge waren wohl für die Priester bestimmt, und die Öffnungen nach oben dienten vielleicht zum

[1]) Niederl. Mittlgn. Bd. II. S. 408.

Orakel eines darüber befindlichen Götzenbildes. Der nur hundert Schritte entfernte Brunnen war den Priestern ebenfalls notwendig“ [1]). Professor Virchow erklärte bei einem Besuch im Jahre 1886 das scheinbare Mauerwerk für natürliches Gebilde. Der Volksmund weiß auch von einem ehemals dort gelegenen Steine mit sonderbarer Inschrift, die man nicht entziffern konnte. Vielleicht war es ein Opferstein des Wendengottes Flyns, welche Annahme um so glaubhafter erscheint, da an der Stelle angeblich ein goldener Löwe, das Attribut des genannten Gottes, gefunden wurde. Sicherlich standen Symbole schützender Gottheiten auf manchen Schanzen, da die heidnischen Wenden an allen wichtigen Punkten solche aufzustellen pflegten.

Auch in dem großen Schloßberg bei Burg mag sich eine Kulturstätte der Slawen befunden haben, gleichviel ob er Zufluchtsort oder ständiger Wohnplatz gewesen ist. Angeblich befand sich am Fuße der Anhöhe ein Bild der Göttin Prowe [2]). Da hierselbst eine Heiligenflasche aus der Zeit des Mittelalters gefunden wurde, so ist die Annahme nicht ausgeschlossen, daß der Wall den alten Ruf der Heiligkeit sich bis in diese Zeit bewahrt habe. Im Herbst 1897 wurde der Schloßberg gelegentlich der Herstellung eines Durchstiches für die Lübben-Cottbuser Kreisbahn in einer von Südwest nach Nordost führenden Richtung ausgeschachtet. Zur Wahrung des wissenschaftlichen Interesses bei den Ausschachtungsarbeiten waren der Geh. Regierungsrat Dr. Voß und als Vertreter des Königl. Museums zu Berlin Dr. A. Götze beauftragt worden, denen sich noch einige andere namhafte Altertumsforscher der Niederlausitz zugesellt hatten. Es konnten nicht nur eine große Menge Altertumsfunde gesammelt, sondern auch wichtige Beobachtungen über den Aufbau des Berges mit seinen Befestigungen, Wohnstätten, Gräben und sonstigen Anlagen angestellt werden. (S. „Der Schloßberg bei Burg im Spreewald“, Bericht über die archäologischen Ergebnisse des Eisenbahndurchstiches im Jahre 1897 mit Berücksichtigung der früheren Funde und Arbeiten von A. Götze. Sonderabdruck aus der Prähistorischen Zeitschrift IV, Heft 3/4 1912.)

Verschiedene Wälle wurden als Zufluchtsstätten auch in späteren Jahrhunderten wiederholt aufgesucht, z. B. im Hussiten- und Dreißigjährigen Kriege. Vereinzelt sind auf den Schanzen, wenn sich dieselben längere Zeit als Schutzwälle bewährten, feste Ansiedlungen und wirkliche Burgen

[1]) Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit.
[2]) Liebusch, Skythika, S. 195.

entstanden. Das gilt z. B. von dem Schloßberge zu Cottbus, dessen Schloß sich auf solchem ehemaligem Rundwalle erhob [1]).

Nach Eroberung des Landes durch die christlichen Deutschen boten den verdrängten Resten der Slawen sicher diese Wallringe eine Zuflucht, wo sie die heidnisch-religiösen Gebräuche heimlich noch weiter üben konnten. Die Sagen von den Lutchen oder Heinchen, welche die Glocken nicht hören konnten und sich in ihre Erdwohnungen zurückzogen, deuten wenigstens darauf hin, daß das ersterbende Heidentum sich in diese Ansiedlungen flüchtete.

Kulturgeschichtliches über die alten Wenden.

Dunkel und oft unentwirrbar sind die inneren Zustände der Wenden. Denn die Deutschen bezeichnen mit dem Namen Slawen oder Wenden ihre östlichen, heidnischen Feinde, die sie verachteten und haßten und für deren Sitten, Einrichtungen und Lebensweise sie wenig Interesse zeigten.

Wir vermögen deshalb kein vollständiges Kulturgemälde der slawischen Bevölkerung zu entrollen; was sich über die inneren Verhältnisse derselben sagen läßt, dürfte das Bild einer etwas ausgeführten Skizze nicht überschreiten.

Unbekannt ist der Umfang des Landstrichs, welchen die Lusitzer bei ihrer Einwanderung in Besitz nahmen. Ohne ihren Erwerbungen feste Grenzen zu stecken, mögen sie, den wachsenden Bedürfnissen entsprechend, den Landbezirk immer weiter ausgebreitet haben. Mit dem Namen Lusizi wurde in älterer Zeit nicht die Gesamtmasse des Landes bezeichnet, das späterhin und jetzt Niederlausitz heißt, sondern nur der Hauptteil, ein Gau desselben, von dem diese Benennung sodann auf das bisherige Markgrafentum übergegangen ist.

Die Wenden teilten, wie bereits bemerkt, ihr Land in gewisse Bezirke oder Gaue. Die Niederlausitz zählte deren angeblich fünf: 1. Lusizi, 2. Selpoli, 3. Zara oder Zarowe, 4. Sprewa, 5. Diedesii.

„Der Hauptgau Lusizi umfaßte alles Land zwischen den heutigen altlausitzischen Grenzen nach Abend, mit Einschluß von Dobrilugk, Sonnewalde und Finsterwalde, der Südgrenze des Amtes Senftenberg und den östlichen Ufern der Spree [2])."

Über die Lage der übrigen vier Gaue gehen die Meinungen der Geschichtsforscher auseinander. Nur hin und wieder

---

[1]) Dr. Arw. Liersch, Forschungen über die früheste Geschichte der Stadt Cottbus.

[2]) Merbach, Geschichte der Kreisstadt Calau. S. 56.

erfahren wir aus alten Urkunden, welchem Bezirk diese oder jene Stadt angehört habe.

Ehe wir auf die weitere Landeseinteilung und die Verfassung eingehen, möge zuvor eine Schilderung der Persönlichkeit und der Lebensweise der Wenden folgen.

Der Wende unterschied sich von dem Germanen durch den kleinen gedrungenen Körperbau und die größere Rundung des Kopfes; er ist ein Kurzschädel oder Brachycephale. Augen und Haupthaar waren dunkel, die Hautfarbe gelblich.

Abgehärtet gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst konnte er unglaubliche Anstrengungen und Beschwerden ertragen. Im Tauchen und Schwimmen war er äußerst geschickt und hielt sich sogar angeblich vermittels hohler Rohre, welche zum Zweck der Atmung über die Oberfläche des Wassers gebracht wurden, sehr lange unter demselben.

Die Bekleidung bestand in frühester Zeit aus Fellen, später aus einem wollenen Obergewand, linnenen Unterkleidern, Schuhen und Stiefeln. Die feineren Arten der Wollstoffe wurden im neunten Jahrhundert aus Sachsen[1]) bezogen und teuer bezahlt, geringes Wollenzeug und Leinewand im Lande selbst gefertigt. Von der letzten bedurften die Wenden außer zur Kleidung auch zu den Zelten ansehnlicher Vorräte. Ammianus Marcellius berichtet, daß die alten Slawen sich schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Leinen gekleidet hätten. Mit der Kunst des Spinnens und Webens waren die im fünften Jahrhundert nach Deutschland vordringenden Slawen längst vertraut.

Daher war der Webstuhl überall im Wendenlande bekannt, und Flachs und Hanf wurden in großen Mengen angebaut. Ackerbau galt den Wenden als Ehrensache. Auf den slawischen Feldern sproßten Hirse, Buchweizen, Roggen und Gerste, die meist mit der Sichel geschnitten wurden, ein Brauch, der sich im Spreewalde noch bis heute erhalten hat. Den Boden bearbeitete man entweder mit dem Haken oder dem hölzernen Pfluge, und zwar bestellte man gewöhnlich nur so viel Land, als zur Erhaltung der Familie auf ein Jahr unbedingt erforderlich schien. Die Gärten der Wenden zeigten Überfluß an allerlei Hülsenfrüchten, Mohn und Obst. Am Ende des zwölften Jahrhunderts wurden auch Reben gepflanzt.

Das Getreide zerkleinerte man durch Handmühlen oder Quetschmühlen, zwei flache Scheiben, zwischen denen das Korn zermalmt wurde, und buk aus dem Mehl Brot; aus Gerste

[1]) Giesebrecht, Wendische Geschichten. Bd. I. S. 34.

wurde Bier, aus Birkensaft und Honig Meth gebraut. An Honig war kein Mangel; denn Bienenzucht wurde von den Wenden mit Vorliebe betrieben.

Die zahlreichen Gewässer begünstigten den Fischfang; in ausgedehnten Waldungen jagte man Hirsche, Wildschweine, Büffel, Bären und anderes Wild.

Der Viehstand war vertreten durch Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Pferde. Auch Hühner und Gänse wurden gezüchtet.

Acker- und Hausgeräte verfertigten sich die Wenden selbst. Gab es doch unter ihnen z. B. schon frühzeitig Schmiede, welche die einzelnen Bestandteile der verschiedenen Geräte herzustellen verstanden. Auch das Schmelzen und Gießen der Metalle, wie die Verarbeitung des Tons zu Gefäßen war den Wenden, was die vielfachen Funde beweisen, nicht unbekannt. An Silber besaßen sie mancherlei Kleinode, die besonders den Frauen als Schmuck dienten. Auch in Holzschnitzarbeiten und in der Herstellung von Saiten- und Blasinstrumenten sollen sie sehr geschickt gewesen sein.

Der Handel war ehemals ein Tauschhandel. Als Zahlungsmittel bediente man sich in frühester Zeit wohl meist der Leinwand, gleichzeitig auch schon des Silbers, das abgewogen wurde. Dafür zeugt die Menge zerschnittener, kleiner Silberstücke, oft von Ringen oder anderen arabischen Schmuckgegenständen, welche an verschiedenen Orten des Slawenlandes, in der Niederlausitz z. B. in Ragow, zutage gefördert wurden. Hieraus läßt sich schließen, daß sich der orientalische Verkehr, der im Mittelalter die Ufer der Spree erreichte, auch bis dorthin ausgedehnt habe.

Der Gebrauch des gemünzten Geldes unter den Lausitzern läßt sich erst im Zeitalter der Ottonen nachweisen, und zwar war es meist nur Silbergeld, das im Umlauf war. Die sogenannten Wendenpfennige sind Silbermünzen, mit hohem Rande, auf beiden Seiten gezeichnet mit buchstabenähnlichen Zeichen, Strichen und Ringeln. Sie wurden für den Verkehr mit den slawischen Völkern wahrscheinlich in Magdeburg und Naumburg etwa 970 bis 1070 geprägt. In den früher von Wenden bewohnten Gegenden werden sie noch heute vorgefunden.

Als älteste Münzen erscheinen ferner die Okelpfennige; außerdem waren Denare und Solide von Kaiser Otto I. und seiner Gemahlin Adelheid im Umlauf, später einseitig gestempelte Silberblechmünzen oder Brakteaten der meißnischen Markgrafen und Bischöfe, welche auch Pfaffenmünzen hießen oder unter dem im Mittelalter fast jeder Münze beigelegten Namen Pfennige kursierten.

Da man bei Münzfunden neben vollkommenen Brakteaten nicht selten nur Hälften derselben vorfand, so nimmt man an, daß für den Kleinverkehr auf diese Weise eine Art Scheidemünze geschaffen wurde oder daß beim Wägen einer größeren Menge Münzen das Gewicht möglichst genau hergestellt werden sollte. Rechnete man bei Großzahlungen doch nicht nach der Anzahl der Brakteaten, sondern nach Pfunden Silbers. Daher erklärt es sich, daß man zwischen ganzen und halben Münzen nicht selten zerschnittene Silberstücke vorfindet. Solch ein Brakteat war z. B. der Albrechts des Bären mit der Umschrift Adelberts Marchio, der des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg (1154—1192), der Moritzpfennig genannt wurde, oder der Jaczos von Köpenik.

Man trug diese Münzen nicht nur in Beuteln, sondern auch in kleinen runden Büchsen von Metall oder Holz. Die Funde von Sonnenwalde sind z. B. in Beuteln von Leinwand in die Tontöpfe eingelegt.

Vom zwölften Jahrhundert ab war als Münzgewicht die Mark gebräuchlich, genannt nach der Marke, welche den Barren oder Gewichtsstücken zur Sicherung gegen eine Verringerung derselben aufgedrückt wurde.

Neben diesen Münzen mögen auch noch römische im Umlauf gewesen sein, was sich aus Funden schließen läßt, die neben arabischen Schmucksachen und Münzen des Mittelalters auch römische Gepräge enthielten.

Im 14. Jahrhundert kursierten böhmische und meißnische Groschen, und, um über die ältere Periode hinaus den Münzverkehr zu verfolgen, vom Anfang des 16. Jahrhunderts an die Taler.

Ob die sonderbaren runden Scherben in der Größe eines Zweimarkstückes, die man z. B. auf dem Schloßberge bei Burg und im Bartzlin bei Lübbenau vorfand, tatsächlich in der ältesten Zeit als Geld gedient haben, bleibe dahingestellt.

Der Handel im alten Wendenlande war ein ziemlich lebhafter. Eigentliche Handelsstraßen aber gab es nur sehr wenige in unserer Landschaft, z. B. die Salzstraße, die von Cottbus nach Luckau lief. Wo diese Straßen über die Flüsse führten, entstanden bald bedeutende Ortschaften. In der ganzen Ausdehnung von Spremberg bis Berlin gab es nur zwei solcher Übergangspunkte nach der Oder hin, nämlich Cottbus und Lübben. Bei dem Dorfe Fehrow, wendisch, Prawos, wurde die Spree anfangs mittels einer Fähre, Prahm, überschritten, woraus sich der Name des Ortes erklärt.

Das Familienleben der alten Wenden und die Stellung der einzelnen Hausgenossen zueinander bietet ein wesentlich anderes

Bild als bei den Germanen. Die Polygamie war allgemein Sitte; der Mann erwählte zu Frauen, welche ihm gefielen und so viele, als er zu ernähren vermochte. Oftmals wurden gefangene Mädchen von ihren Herren zu freien Ehegenossinnen erhoben. Doch erscheint überall eine der Frauen vor den übrigen bevorzugt; sie galt als Herrin, als gleichgestellte Genossin des Mannes, welche von allen Mitgliedern des Hauses hoch geehrt wurde. Bei dem Tode des Mannes bestieg sie oft freiwillig den Scheiterhaufen, um mit ihm auch im Tode vereint zu sein. Hatte sie einmal das Gelübde abgelegt, mit ihrem Gatten zugleich zu sterben, so konnte kein Flehen und Bitten ihrerseits sie von dem Tode auf dem Holzstoße erretten.

Daß für die Ehe bei den Lausitzer Wenden sehr strenge Gesetze galten, darüber macht K. Haupt folgende Mitteilung[1]): „Am Markte von Cianj (Zinnitz) war eine Brücke, dort wurde jeder, der sich durch Untreue an seinem Weibe versündigt, — membro, quo peccaverat — an die Brücke genagelt. Neben ihm lag ein Schermesser und hiermit war ihm die freie Wahl gelassen, entweder hier auf der Stelle zu sterben oder sich selber loszuschneiden." Dieses Gebot soll von Boleslaw, der in Zinnitz residierte, herrühren.

Ehebrecherische Frauen hingegen wurden als Sklavinnen verkauft.

Mit zärtlicher Liebe hingen die Eltern an den Söhnen, den Erben des väterlichen Besitztums, das entweder von allen gemeinsam besessen oder in gleichen Teilen an die einzelnen überwiesen wurde. Doch scheinen die Söhne die Sorgfalt der Eltern nur selten mit gleichem Maße vergolten zu haben. Es kam vor, daß Greise, deren Pflege man überdrüssig war und die zu keiner Arbeit mehr tauglich schienen, von den eigenen Kindern getötet wurden. Diese grausame Sitte vererbte sich noch bis auf die christliche Zeit. So erzählte Mühlwolf in seiner handschriftlichen Chronik von Budissin (Bautzen), eine reisende Gräfin Mansfeld habe im Jahre 1297 einen Wenden unterwegs angetroffen, der im Begriff war, seinen alten, abgelebten Vater hinzurichten.

Und Samuel Grosser berichtet[2]): „Ja es hat auch Herr Levin von Schulenburg, damaliger Verweser der Alten-Mark noch A. 1520 die Reliquien von diesem unter den Wenden ehemals gebräuchlichen Mord-Geiste wahrgenommen. Denn als er einstmals gleichfalls über Land reisete und eines Wenden

[1]) Sagenbuch der Lausitz, Teil II. S. 9.
[2]) Lausitzer Merkwürdigkeiten, 1714.

inne ward, der nebst seinen Gefehrten einen eißgrauen und jämmerlich weinenden Mann mit Gewalt nach einem nahe liegenden Gebüsch schleppte, fragte er: wohin sie mit dem Alten wollten? und bekam die Antwort: zu Gott! zu Gott! Darum erstaunte er über diesem mörderischen Unterfangen: ließ den Alten durch seine Bedienten retten, und setzte ihn zu seinem Thor-Wächter, da er denn bey diesem geruhigen Dienste noch 20 Jahr gesund zubrachte."

Weniger zärtlich als das Verhältnis der Eltern zu den Söhnen gestaltete sich das den Töchtern gegenüber. Dieselben sah man als eine Last an und tötete sogar die neugeborenen Mädchen, wenn die Familie schon einige weibliche Nachkommen besaß. Der Grund dieser Erscheinung mag wohl darin zu suchen sein, daß die Mütter ihren Töchtern das jammervolle Los ersparen wollten, dem sie selbst durch die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen anheimgegeben waren.

„War vollends Krieg, so verstummten alle zarteren Regungen. Dann erwies sich die Nation als ein harter Schlag Menschen, ausdauernd in der Arbeit, gewöhnt an die magere Kost: was die Deutschen schwere Last dünkte, war ihnen ein Vergnügen, das äußerste Elend achteten sie gering, wenn es die teure Freiheit galt. Dann überließ auch der Mann ohne Bedenken nicht bloß Hausrat und Sklaven, sondern eben sowohl Frauen und Kinder der Gewalt des Feindes, wenn er sich selbst dadurch retten konnte[1])."

„Auge um Auge, Zahn um Zahn" war der Grundsatz der Slawen, der sich oft in der bei ihnen üblichen Blutrache nach einem an einem Familienmitgliede begangenen Totschlage äußerte. Überhaupt waren die Wenden gegen Feinde grausam und lügenhaft, treulos und unbeständig. Obgleich sie den Handschlag zur Versicherung der Treue gaben, so ließen sie sich doch durch Geld zum Treubruch verleiten, und hatten sie Fremden gegenüber auch die Verwünschung ausgesprochen, selbst versinken zu wollen wie ein ins Wasser geworfener Stein, so hielt sie dennoch nichts ab, dem Vertrage zuwider zu handeln.

Gegen einheimische hingegen übte der Wende das ausgedehnteste Gastrecht, das wetteifernd angeboten wurde. Obgleich Diebstahl bei den Wenden ein unbekanntes Laster war, so hielten sie es dennoch nicht für ein Verbrechen, Speise und Getränke zu entwenden, um Gäste bewirten zu können. Denn das Recht der Gastfreiheit wurde allen anderen vorgezogen.

---

[1]) Giesebrecht, Wendische Geschichten, Bd. I. S. 40.

Geschah es dennoch einmal, daß von einem Wenden die gastliche Aufnahme verweigert werde, so traf ihn allgemeine Verachtung, sein Gehöft durfte sogar eingeäschert werden.

Die vereinzelten Höfe, welche von den Deutschen verlassen waren, wurden von den Wenden in geschlossene Wohnplätze umgewandelt. Denn der Wende liebte die nachbarliche Geselligkeit in Dörfern oder Städten. Die etwa zurückgebliebenen Germanen wurden entweder in gebirgige Gegenden verdrängt, oder sie wurden Knechte der Slawen. Zum Teil mögen sie mit der slawischen Bevölkerung zusammen gewohnt haben. Die Wenden ließen sich in den besonders zum Ackerbau und zur Viehzucht geeigneten Flußniederungen nieder. Sie hatten nur zwei Arten von Wohnstätten: ssedo oder wjass = Dorf, das offen und im freien Felde lag, und grod = der befestigte Ort, die Burg. Die Ortschaften waren meist Rundlinge, welche in älterer Zeit nur einen Eingang hatten. Die festen Plätze oder Burgen umgab eine Verschanzung aus Stein- und Erdwällen und ein Verhau aus Holz und Rasen. Oft waren sie im Umkreise durch kleinere, leicht befestigte Ortschaften geschützt. Die Höfe lagen auf keilförmig abgeteilten Gartenstücken in hufeisenförmiger Gruppierung um einen Platz, oft um einen kleinen Teich herum, oder sie bildeten mit dem rechtwinklig abgeteilten und nach außen gleichmäßig abgegrenzten Äckern eine zweireihige Straße, deren Häuser dicht nebeneinander lagen. Gewöhnlich in der Mitte erhob sich in späterer Zeit die Kirche. Nur vereinzelt findet sich dieselbe außerhalb der Ortschaft, meist dann, wenn sie auf einer altheidnischen Tempelstätte erbaut ist, z. B. in Kirchhain und in Madlow bei Cottbus.

Die Häuser stellte man gewöhnlich aus Holz und Lehm her; sie standen mit dem Giebel nach der Straße. Die Wände waren inwendig meist durch Moos gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Im Spreewald dichtete man die Blockhäuser mit Baumrinde. An den Wänden hingen Waffen, Fischernetze und sonstige Gerätschaften. Oft verzierte man sie durch Holzfiguren oder schnitzte solche hinein. Das Schnitzwerk wurde verschieden gefärbt. Die Dächer waren mit Stroh oder Schilf gedeckt. Nur selten gab es steinerne Gebäude; denn der Gebrauch des Mörtels zu festen Steinverbindungen war noch nicht allgemein bekannt, und Ziegel scheint man nicht gebrannt zu haben. Steinerne Gebäude und Burgen finden sich häufiger erst im 14. Jahrhundert. Die Erbauung der Kirche zu Steinkirchen, einer der frühesten in der Niederlausitz, geschah wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert. Daher galt dieser Steinbau für eine Merkwürdigkeit, und es ist

sicherlich der Name des Ortes auf diesen Umstand zurückzuführen.

Das ganze Gehöft war von einer Bretterumzäunung oder einer Mauer aus Lehmfachwerk umgeben, durch welche ein Torweg mit einer gewöhnlich im Tore selbst oder doch dicht daneben angebrachten Pforte in den Hofraum führte. Über die Umfriedigung des Gehöftes ragte meist der Hebebaum des Ziehbrunnens hervor.

Die Wenden nannten ihre Ansiedlungen entweder nach Orten, welche sie früher bewohnt hatten, oder sie gaben dem Platze den Namen nach der Lage des Ortes, der Beschaffenheit des Bodens, nach Tieren und Pflanzen, die besonders für die Gegend charakteristisch waren. Oft übersetzten sie einfach den früheren Ortsnamen ins slawische. Bei vielen Ortsnamen in der Niederlausitz läßt sich die wendische Bezeichnung des Platzes nachweisen, obgleich bei der Zurückeroberung des Landes die Namen teils eine deutsche Endung erhielten, teils neue deutsche Bezeichnungen bekamen.

Die Wenden lebten anfangs in voller demokratischer Freiheit. Der Familienverband scheint die Grundlage des gesamten staatlichen Lebens gebildet zu haben, und in seinen Händen lag die eigentliche politische Gewalt. Verdienst allein, nicht Geburt verlieh Adel. Das Volk unterschied sich in Freie und Unfreie, die Freien wieder in Herren und niederes Volk. Die breite, mittlere Schicht der Bevölkerung, auf der die Festigkeit des Staatswesens zumeist beruht, fehlte den Wenden. Die Unfreien oder Knechte waren sehr zahlreich und setzten sich teils aus zurückgebliebenen Germanen, teils aus Kriegsgefangenen zusammen. Der Herren gab es verhältnismäßig wenige; sie bildeten die streitbare Mannschaft, die meist zu Fuß kämpfte und der allein das Recht zustand, Waffen zu tragen. Die gewöhnlichen Kriegsleute waren von den Hand- und Spanndiensten befreit. Als Hauptwaffe des Fußvolkes im Kriege diente der Speer; daneben benutzte man Schwerter, Streitäxte, Wurfspieße und Schleudern. Das niedere Volk war dem Herrenstand in tiefer Dienstbarkeit unterworfen. Es bebaute die Ländereien seines Herrn, weidete die Herden und besorgte den Haushalt. Die Bauern oder Lassiten hatten an den Gehöften, die sie besaßen, ein Erbrecht, nicht aber an den von ihnen bebauten Ländereien. Von allen Erträgen mußten sie den zehnten Teil an den Grundherrn oder an seinen Verwalter abgeben, außerdem aber Spanndienste leisten. Die Smurden waren nahezu vom Zins befreit, wurden aber zu desto mehr Dienstleistungen herangezogen.

Die Herren führten ein wirkliches Herrenleben, hielten Jagden, Gastmähler und Ratsversammlungen ab und unternahmen Fehdezüge, obschon das Kriegführen nicht ihre Leidenschaft war.

Das Staatswesen, welches wir bei den Wenden in frühester Zeit vermissen, bildete sich mit den Fortschritten der Kultur allmählich aus. Aus dem Volke erhoben sich einzelne, durch kriegerische Verdienste oder andere glückliche Fügungen begünstigt, welche unter dem Namen Pan oder Supan die Herrschaft über einen kleinen Bezirk ausübten. Sie verwalteten auch das Gerichts- und Steuerwesen und dienten zu Pferde. „Aus diesen Geschlechtsoberhäuptern hat sich der spätere wendische Adel allmählich entwickelt, aus ihnen auch das Königtum, doch so, daß das Königtum stets nur eine vereinzelte Erscheinung gewesen ist[1])." Im Falle eines Krieges erwählten sie sich aus den Vornehmen oder Knees denjenigen zum Führer, der ihnen der Klügste und Tapferste schien. Derselbe führte den Namen Kral; doch war seine Macht durch die Volksversammlung beschränkt. Als Kral der Lausitzer Wenden wird z. B. Derwan genannt, der im Jahre 631 als Bundesgenosse Samos, des Königs von Böhmen und Mähren, gegen die eindringenden Franken zog.

Das Richteramt war neben der Kriegsführung das Hauptgeschäft des Krals.

Ein öffentliches Strafrecht wurde nur in sehr beschränktem Maße anerkannt. Leibes- und Lebensstrafen verhängte man anfangs nicht. Die Strafen richteten sich höchstens gegen die persönliche Freiheit und das Eigentum. Als einziges Beweismittel hatten die wendischen Gerichte den Eid, der an geweihten Orten abgelegt wurde. Doch gestattete man ihn nur selten, weil man glaubte, wer bei einem bestimmten Gott den Schwur ablege, schwöre den anderen Göttern gewissermaßen ab. Darum leisteten auch die verschiedenen Stämme einander keinen Schwur.

Als Platz für die Abhaltung des Gerichts mögen wohl die Rundwälle gedient haben, welche, wie schon früher erwähnt, nicht selten zugleich Kultstätten waren.

Das ganze Wendenland wurde in deutscher Zeit nach und nach in eine immer größere Anzahl von Bezirken eingeteilt, in denen sich feste Plätze oder Burgen befanden. Daher nannte man diese Bezirke Burgwarde. Eines der ältesten mag wohl das Burgwardium Niemitzsch bei Guben gewesen sein. Über dieselben war ein meist dem Adel ange-

[1]) Dr. Robert Beltz, Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs.

höriger Burgwart oder Kastellan gesetzt, welcher über eine Anzahl von Kriegern aus dem Ritterstande, die Burgmannen, verfügte, um die landesherrliche Herrschaft wahren, den Tribut für den Kaiser einziehen und in späterer Zeit für die Bekehrung der Wenden sorgen zu können. So wird in einer Dobrilugker Grenz-Urkunde für das Jahr 1199 ein Kastellan Johann von Lubin neben Thymo von Godebuz (Cottbus) erwähnt, welch letzter der Noah des Cottbuser Reiches genannt wurde, weil er die Weinreben hierher verpflanzte.

Nicht selten wurden von deutschen Landesherren im Wendenlande Schlösser zu Lehen gegeben oder verkauft. Die Ritter, welche die Besatzungen in Burgen oder Schlössern bildeten, erhielten Strecken Landes als Eigentum, als erbliche Lehen oder Burglehen. Dieser Adel war von Abgaben frei. Aus ihm entwickelte sich der Stand der freien Herren (Standesherren) oder Herrschaftsbesitzer, von denen in der Niederlausitz die Besitzer von Cottbus und Sorau die bedeutendsten waren.

Kriege der Deutschen mit den Wenden und Einführung des Christentums unter den letzten. Späteres Verhältnis der Wenden zu den Deutschen.

Fast dreihundert Jahre seit ihrer Einwanderung gingen die Wenden friedlichen Beschäftigungen nach; sie trieben Viehzucht und Ackerbau und machten weite Strecken des unwirtlichen Landes urbar. Daß sie das Schwert zu ergreifen genötigt gewesen wären, wissen wir nicht.

Zwar geschieht eines Zuges der Sorben unter Anführung ihres Krals Derwan um das Jahr 630 Erwähnung, den sie als Bundesgenossen des böhmisch-mährischen Herrschers Samo gegen die Franken unternahmen. Dann verstreicht ein Zeitraum von 150 Jahren, aus denen uns die Geschichte keine Fehde von den Wenden berichtet.

Da aber brach für sie ein blutiger, langer Kampf aus, einer der langwierigsten, den die Menschheit erlebte. Denn er währte, einige längere oder kürzere Pausen abgerechnet, volle dreihundert Jahre und bildete aus dem von keiner Eroberungssucht getriebenen Volke nach und nach eine kriegerische und hartnäckige Nation heran. Diese ganze Zeitperiode ist ein fortwährendes gewaltiges Ringen des Christentums mit dem Heidentume, deutscher mit slawischer Nationalität.

In Karl dem Großen, dem mächtigen Frankenkönige, war der Drang erwacht, dem Christentum weiteren Eingang zu verschaffen und durch Gesittung und Einheit des Glaubens die Herrschaft in den weiten Grenzen seines Reiches zu befestigen.

Als er im Jahre 772 gegen die heidnischen Sachsen zu Felde gezogen war und ihre Heiligtümer zerstört hatte, lebte er des Glaubens, sie für immer unterworfen zu haben. Jedoch unter Anführung des Herzogs Wittekind empörten sie sich wiederholt, bis Karl ein blutiges Gericht unter ihnen hielt. Obgleich sie in Gemeinschaft mit den Sorbenwenden in mehreren Kämpfen glücklich waren, so wurden sie doch von Karl schließlich unterjocht und nahmen mit ihrem Herzog das Christentum an. Wittekind wurde bald ein treuer Freund und Kampfgenosse des Frankenkönigs.

Karl beschloß nunmehr, die Wenden für die den Sachsen geleistete Bundeshilfe zu züchtigen. Weder Gewalt und List, noch Güte und Milde ließ er unversucht, um zu seinem Ziele zu gelangen. Die gelehrte Sage hat sich dieser Nachricht bemächtigt. Sie berichtet, wovon die Geschichte nichts weiß, er habe im Jahre 775 den Grafen Roland von Blaye nach der Lausitz gesandt. Derselbe habe sein Lager in der Nähe der Schwarzen Elster aufgeschlagen und ein Fischerdorf nach seinem Namen benannt, aus welchem Orte die heutige Stadt Ruhland erwachsen sein soll. Im Auftrage des Kaisers soll Roland vielen Plätzen Obergerichte gegeben haben; daher errichtete man ihm zum Gedächtnis große Bilder von Stein oder Holz und setzte dieselben an die Gerichtsstätten. Solche Rolandsbilder standen in Reichwalde bei Luckau, Trebbus, in Finsterwalde und Ruhland.

Im Jahre 805 unternahm Karl, der Sohn des Frankenkönigs, abermals einen Kriegszug gegen die aufrührerischen Wenden. Nach einer unbeglaubigten Sage soll er mit Hilfe Wittekinds bis Kamenz vorgedrungen sein und einen Landstrich nach dem anderen erobert haben. In den neuen Ländern wurde Wittekind Vasall des Königs. Ihm folgte nach seinem schon im Jahre 806 erfolgten Tode sein Sohn Wittekind II. als Lehnsträger.

Inwieweit die Niederlausitz in diese Kriege verwickelt war, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, doch wird sie sicherlich nicht verschont geblieben sein.

Alle Versuche, das Christentum den Wenden aufzudrängen, wiesen diese hartnäckig zurück. Wohl demütigten sie sich vor den verhaßten Siegern und nahmen den fremden Glauben an, solange ein kraftvoller Fürst die Zügel des

Reiches in der Hand hielt. Lähmten aber innere Unruhen oder Kriege in fernen Gebieten die Macht der deutschen Herren, so streifte man das aufgebürdete Joch der Knechtschaft ab. Die Priester wurden verjagt, und der Bau der Kirchen wurde verhindert. Man betete nach wie vor öffentlich und geheim zu den alten Göttern. Ebenso ließen die Wenden sich nicht abhalten, nach ihren alten Gesetzen und unter der Herrschaft ihrer früheren Fürsten weiterzuleben, wiewohl sie den Königen tributpflichtig waren.

Zur Abwehr feindlicher Einfälle wurde von Karl eine Reihe sorbischer Marken, eine Art Militärgrenze (limes sorabicus), gebildet. Die Grafen, welchen die Obhut über dieselbe anvertraut war, hießen Grenz- oder Markgrafen; denn der Grenzwall führte auch den Namen Mark. Die Sorbengrenze bewachte z. B. um das Jahr 805 der von Karl eingesetzte Markgraf Madalgoz.

Ein Versuch der Wenden, sich nach Karls Tode im Jahre 814 zu befreien, war erfolglos. Doch ging im stillen ihre Sehnsucht stets dahin, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit das drückende Joch der Deutschen abzuschütteln.

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwigs des Frommen, unternahm in den Jahren 851 und 856 neue Kriegszüge gegen die Lausitzer, ohne jedoch viel zu erreichen. Da entsandte er den schon 848 eingesetzten Markgrafen Dachulf gegen sie, welcher ihren aufrührerischen Kral Rasticlo und andere Große des Landes hinrichten ließ. Von Zarowe, d. i. Sorau, aus, das der Sage nach mit Sommerfeld zugleich bereits 840 vom Slawenherzog Somarus erbaut sein soll, verwaltete er angeblich mit Milde und Gerechtigkeit die Lausitz. Die Wenden durften noch unter eingeborenen Fürsten, von denen besonders Czistillor genannt wird, weiterleben, so daß durch die Güte Dachulfs die Oberherrschaft des Reiches über die Slawen mehr und mehr befestigt wurde. Auch dem Lehnswesen verschaffte er Eingang. Bei seinem Tode 873 vermachte er das ihm gehörige Sorauer Land dem Kloster Fulda.

Doch schon unter Rudolf, dem Nachfolger Dachulfs, empörten sich die Wenden abermals und verjagten den Landvogt. Im Bunde mit den Böhmen und den Meißener Sorben fielen sie in Thüringen ein, wo sie im Jahre 881 durch den Grenzgrafen Poppo von Henneberg geschlagen und unter schweren Verlusten zur Umkehr gezwungen wurden.

Die Deutschen legten nun immer mehr Burgen im Lande an. So soll Spremberg angeblich im Jahre 893 gegründet worden sein. Die Wenden wurden allmählich bis in die Wildnisse des ausgedehnten Spreewaldes zurückgedrängt, wo

sie unter ihrem Krale Niklot oder Niklanor lange Zeit Widerstand leisteten.

Karl der Dicke sowohl als Arnulf hatten zu viel mit der Unterdrückung innerer Unruhen und mit äußeren Kämpfen zu tun, als daß sie Muße gefunden hätten, die fernen Lausitzer unter deutscher Botmäßigkeit zu erhalten.

Die Wenden verbanden sich schließlich im Jahre 906 mit den Ungarn, drangen in Thüringen ein und machten sich sogar den letzten Karolinger, Ludwig das Kind, tributpflichtig. Nun richteten sie siegestrunken ihre Gaue nach den früheren Zuständen ein, trafen jedoch gleichzeitig die größten Vorkehrungen, um sich gegen neue Angriffe von seiten der Deutschen zu schützen. Sie waren nicht im Zweifel, daß die Deutschen die Schmach, den Slawen Tribut zahlen zu müssen, nicht lange auf sich lasten lassen würden. Sie hatten sich auch nicht getäuscht.

Als Heinrich I. von Sachsen mit kraftvoller Hand die gelockerten Zügel des ostfränkischen Reiches ergriff, wurde die seither mutig verteidigte Unabhängigkeit der Sorben gewaltig erschüttert.

Zunächst brachte er die jenseits der Elbe wohnenden Daleminczier unter seine Botmäßigkeit und machte Wenzeslav, den Herzog der Wenden, tributpflichtig. Siegreich war er auch gegen den Hevellerfürsten Tugumir, dessen Hauptstadt Brennabor 928 in seine Hände fiel.

Als Heinrich den Ungarn nach Ablauf des neunjährigen Waffenstillstandes einen räudigen Hund anstatt des verlangten Tributs sandte, begehrten dieselben, um solche Schmach nachdrücklich rächen zu können, die Bundesgenossenschaft der Wenden. Diese verweigerten aber jegliche Unterstützung aus Furcht vor dem Kaiser, der im Jahre 932 die Markgrafschaft Meißen im Lande der Milczener errichtete. So waren die Ungarn auf sich selbst angewiesen und erlitten bei Merseburg eine vollständige Niederlage.

Den Wenden aber war dieser Ausgang der Schlacht insofern sehr verhängnisvoll, als ihnen dadurch ihr bisher mächtigster Bundesgenosse entrissen war. Obgleich sie die größten Zurüstungen trafen und alle waffenfähigen Mannschaften aufboten, so konnten sie das stetige Vordringen des Königs bis zur Lausitz nicht verhindern.

Der Tradition nach schlugen siegreiche Truppen Heinrichs I. in der Gegend von Cottbus ein befestigtes Lager auf, das der Kaiser nach einer Behauptung in Fabris geographischem Magazin „wider die Hunnen" errichtet haben soll. Heinersbrück bei Peitz leitet Ursprung und Namen von Heinrich I. ab, der

in der Nähe des Ortes eine Notbrücke über die Malxe erbaut haben soll.

Die Stadt Guben führt ihren Namen auf folgende sagenhafte Begebenheit zurück. Als die damals wendischen Bewohner des Ortes des gewaltigen kaiserlichen Heeres ansichtig wurden, sollen sie gerufen haben: To scho sgubjone, d. h.: Es ist alles verloren! Als der Kaiser von seinem Dolmetscher erfuhr, was das bedeute, nannte er die Stadt den stolzen Feinden zum Spott Gubine, (Gubiane, Gubbin). An dem Ufer der Neiße habe er einen heiligen Hain von uralten Eichen mit einem berühmten Tempel und vielen abgöttischen Bildern gefunden. — Die Grundmauern des Tempels sind angeblich bei Anlegung einer Heuscheune an der Eichelneiße vor ca. 400 Jahren bloßgelegt worden[1]).

Am Wahlenberge bei Pulsnitz und darauf an der Blutmühle bei Lauta stellten die Wenden ihre Streitmacht dem Kaiser entgegen. Dieser aber brachte ihnen bei Tätschwitz eine vollständige Niederlage bei. Von dieser blutigen Schlacht führt wahrscheinlich die nahe gelegene Mühle ihren Namen. Nunmehr wurden die überwundenen Wenden mit Gewalt zur Annahme des Christentums gezwungen.

Heinrich I. hatte durch diese Kriegszüge gegen die Wenden zwar vorläufig die Kampfeslust derselben gedämpft und sie tributpflichtig gemacht, jedoch vollständig bezwungen hatte er sie nicht. Gleichwohl erwarb er sich durch Anlegung befestigter Städte, in welche jedesmal der neunte Mann der Landbewohner ziehen mußte, ferner durch Gründung von Klöstern und Kirchen besonderes Verdienst um die Sicherheit seiner Untertanen und die Befestigung und Ausbreitung des Christentums. In den Städten hielt man die Volksversammlung ab; und so bildete sich der Bürgerstand, dem Deutschland seine eigentliche Kultur verdankt, indem bei ihm Handel und Gewerbe rasch emporblühten. Mit Recht nennt man Heinrich I. deshalb den deutschen Städtebauer.

Was der Kaiser für Deutschland war, das war in dieser Beziehung für die Lausitz der Markgraf Gero.

Derselbe verdankte seine Herkunft einem angesehenen Sassengeschlechte. Unerbittliche Strenge und nach bekannten Sagen Grausamkeit und List, erlaubte wie unerlaubte Mittel waren Gero recht, um sein Ziel zu erreichen: den Wenden deutsche Herrschaft, Religion und Sitte aufzudrängen. Gleichwohl ließ er ihnen noch ihre innere Verfassung. Streng zeigte er sich auch seinen oft uneinigen Truppen gegenüber,

[1]) Loocke, Geschichte von Guben. S. 8.

welche wegen der üblen Behandlung und der Knappheit der Besoldung oftmals Klage beim Kaiser, nunmehr Otto I., dem Großen führten. War es doch um die pünktliche Zahlung des Tributs seitens der Wenden meist schlecht bestellt, da sie sich nur mit unterdrücktem Grimme und wiederholt gezwungen zur Erstattung der Abgaben verstanden. Daß die Wenden auch sonst sich roh, verbittert und störisch zeigten, beweist noch ein halbes Jahrhundert später ein Ausspruch Dittmars von Merseburg, welcher sagt: „Wenn der Slawe gehorchen soll, muß man ihn Heu fressen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel."

Zuweilen jedoch scheint es, als ob Gero selbst durch sonderbare Bestimmungen den Wenden das Christentum verleidet habe. An jedermann war, wie man wissen will, die Weisung ergangen, beim Nennen des Namen Jesu den Hut abzunehmen; wer es unterließ der sollte um ein Pfund Wachs gestraft werden. So mochte Gero den Wenden in der Tat als Geißel erscheinen.

Kein Wunder, wenn die Unterdrückten darauf sannen, sich des unliebsamen Herren zu entledigen. Dreißig wendische Fürsten beschlossen, mit vereinten Kräften den Markgrafen zu überfallen und niederzuhauen. Gero jedoch hatte zu rechter Zeit von ihrem Anschlage gegen sein Leben Kunde erhalten. Bei einem Gastmahle, welches die Wendenfürsten abhielten, überraschte er sie in ihrer Burg zur Nachtzeit, als sie vom Weine berauscht waren. Sämtliche dreißig Fürsten ließ er töten. Als Ort dieser grausamen Tat werden der Schloßberg bei Burg, Byhleguhre, Niemitzsch bei Guben, auch Jarina oder Gehren bei Luckau genannt.

In einer älteren Nachricht aus den „Gesammelten Nachrichten von der Stadt und Herrschaft Cottbus des Dr. Gulde (1786 S. 62). heißt es Burg betreffend: „In der Mitte des Dorfes Burgk befindet sich ein Berg, welcher der Schloßberg genannt wird, muß man ihn, dem Anschein nach, für das Überbleibsel einer alten Festung halten, und der mündlichen Tradition zufolge soll auf diesem Berge Markgraf Gero ein Lust- und Jagdschloß gehabt haben, in welchem er dreißig vornehme wendische Herren habe umbringen lassen."

Diese Begebenheit erwähnt zuerst der Mönch Widukind von Corvey, ein Zeitgenosse Geros. Es steht in diesem Bericht nicht, daß Gero die Häuptlinge der Wenden *zu sich* eingeladen und meuchlings umgebracht habe, was von den meisten Chronisten, auch von Dr. Gulde, in dieser falschen Darstellung behauptet wird. Der Vorwurf, die Heiligkeit des deutschen Gastrechts in so schändlicher Weise verletzt zu haben, trifft

Gero nicht. Spricht doch Widukind überall mit der höchsten Achtung von dem Markgrafen und schildert ihn zwar als strengen, aber doch durchaus ritterlichen Charakter[1]).

Über diese Niederlage der Heidenfürsten sind folgende Inschriften bekannt geworden:

Zu Lausnitz erster Fürst war ich,
Dreißig wendische Heeren tötet' ich,
Stiftet' Gernrode von eigener Hab',
Daselbst man sieht noch heut mein Grab.

Die Inschrift unter einer im Relief dargestellten Figur des Fürsten auf dem Schlosse Ortelsburg bei Bautzen heißt:

Gero heet ich,
Der Lusitz erster Markgraff war ich,
Dreißig Wenden fürsten tödt ich,
God sei mir Sünder gnädige. —

Die Folge dieser Tat Geros war, daß sich alle wendischen Stämme in wilder Wut und heißer Rachgier erhoben. Doch war dies nur ein kurzes Aufflackern des heidnisch-slawischen Nationalgefühls, ein Verzweiflungskampf gegen die Übermacht der Deutschen. Aus diesen Kämpfen der Wenden gegen Gero geschieht eines blutigen Treffens bei Branko oder Bronkow Erwähnung, in welchem 40 deutsche Ritter den Tod fanden.

In diese Zeit fällt auch die Sage, daß ein Wendenfürst Ciscibor nach Zerstörung seiner Burg auf der Landeskrone bei Görlitz sich nach dem Spreewald geflüchtet habe. Von den Trümmern seiner Feste aus wanderte er bis an die Ufer der Spree. „Dort setzte er sich auf ein aus Weidenruten zusammengeflochtenes Floß, schwamm den Fluß hinab und kam wohlbehalten in der Niederlausitz an. Hier erbaute er das Schloß zu Burg und herrschte über die Niederlausitzer Wenden als ein König, der Botmäßigkeit der Deutschen in dem unzugänglichen Spreewald sich entziehend und ihren Waffen trotzend[2])."

Eine besonders mörderische Schlacht soll sich bei Kostebrau abgespielt haben. Von dieser Begebenheit leitet man den Namen des Dorfes her, das früher Koszerjow hieß, von Kosje, den Gebeinen der Erschlagenen. Es ist nicht unmöglich, daß diese Schlacht der auch geschichtlich erwähnte Sieg Geros ist, durch welchen im Jahre 963 die Lausitz völlig unterworfen wurde. Doch hatte Gero diesen Sieg mit dem Leben seines Neffen Siegfried und mit eigener Verwundung bezahlt und hatte eine Zahl der edelsten Ritter eingebüßt. Dieses Geschick beugte

[1]) E. v. Schönfeldt, Bilder aus dem Spreewalde, II. S. 7.
[2]) K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, II.

ihn tief und lenkte seinen Sinn von der Welt ab. Er entsagte seiner Würde, trat eine Wallfahrt nach Rom an und beichtete vor dem Papste Johann XII. seine Sünden.

In bezug auf die Erbauung und Befestigung von Orten sei erwähnt, daß Gero die von Kaiser Heinrich angeblich angelegte Stadt Cottbus im Jahre 940 mit einer Burgwarte versah.

Auch als Gründer Kirchhains gilt er. Diese Stadt wurde in alten Urkunden und in der Geschichte Kaiser Ottos I. Geronstadt, Geroshain, Görichheim, auch Girgsheim genannt. Gero befestigte den wendischen Ort Klostkow und ließ einen doppelten Graben und doppelt starke Umwallung, den jetzigen Hackwall, (d. i. Haag-Wall) anlegen. Diese Befestigung war den Deutschen ein festes Bollwerk im Kriege gegen die Wenden, und es befand sich jedenfalls auch zu Kirchhain eine Burg mit einem Burgwart. Im Volksmunde heißt heute noch ein Grundstück der Ritterstraße „die Burg“ [1]).

An der Grenze des Gaues Lusici erbaute er die vielbestrittene und besabelte Jarinastadt, wohl das heutige Dorf Gehren bei Luckau.

Als Residenz Geros sieht man verschiedene Orte an, so den schon erwähnten Schloßberg bei Burg, Gehren und Niemitzsch, das sich früher in den Händen der Slawen befand; auch Byleguhre wird genannt, woselbst der Markgraf ein Jagdschloß besaß, das sich angeblich an der Stelle erhob, wo jetzt das Forsthaus, allgemein noch Jagdhaus genannt, steht.

Nachdem Gero den Rest seines tatenreichen Lebens in dem von ihm gestifteten Kloster Gernerode im Jahre 965 beschlossen hatte, blieb er den späteren Generationen noch lange in lebhafter Erinnerung, so daß man nicht an seinen Tod glaubte. Daher sagt ein späterer Chronist von ihm: „Dieser Gero ist gerinscher Graf, welcher, wie sich nachher ergeben, über 300 Jahre gelebt hat.“

Nach dem Tode Geros hatte Kaiser Otto erkannt, daß mit Waffengewalt allein und mit weltlichen Einrichtungen der starre Widerstand der wendischen Völker nicht zu brechen sei; sie mußten den Deutschen unversöhnliche Feinde bleiben, wenn es nicht gelang, sie allmählich zum Glauben der Deutschen zu bekehren. Nur wenn sie mit dem Christentum auch christliche Sitten und Gewohnheiten annahmen, konnte man hoffen, daß sie sich nach und nach williger den Deutschen anschließen würden. Daher errichtete der Kaiser mehrere Bistümer. Die Lausitz, welche bisher dem Bistum Brandenburg

[1]) C. W. Zahn, Geschichte der Städte Kirchhain und Dobrilugk.

einverleibt war, wurde im Jahre 965 dem Bistum Meißen unterstellt. Es wird ausdrücklich erwähnt, daß demselben die Gaue Dalemincia, Nisani, Milzane und Lusize zugewiesen waren.

Otto II., dessen Regierung von fortwährenden Empörungen begleitet war, konnte für die Gesittung und Hebung der Wenden nichts tun.

Unter seinem Sohne Otto III., der ihm mit drei Jahren auf dem Throne gefolgt war, brach der Böhmenherzog Boleslaw II. im Jahre 984 in die Lausitz ein und vertrieb Volkhuld, den zweiten Bischof von Meißen, so daß sich die Wenden von neuem erhoben. Sie erlagen jedoch dem Markgrafen Eckhard von Meißen, der nach Besiegung der Böhmen im Jahre 990 auch den Bischof wieder einsetzte.

Während eines Zuges, den Boleslaw gegen Miseco von Polen unternahm, wurde der Ort Nemci, vielleicht Niemitzsch bei Guben, in Besitz genommen und der Herr des Ortes den Lusitzern übergeben, die ihn ohne Verzug hinrichteten[1]).

In jener Zeit hatten die Nachkommen Geros Niemitzsch in Besitz. Geschichtlich erwiesen ist, daß Kaiser Otto III. ihre Schenkung, die civitas Niempsi in comitato Geronis Marchionis. an das Kloster Niemburg a. S. bestätigte. Noch heute ist auf einer Anhöhe ein Ackerfeld von zwei Morgen Flächeninhalt unter dem Namen das Heilige Land bekannt, woselbst eine der heiligen Hidda geweihte Kapelle stand, die Dittmar I. und Gero, dem späteren Erzbischof zu Köln, erbaut worden war.

Nach dem Tode Geros wurde die Herrschaft desselben geteilt, so daß die Niederlausitz eine eigene Mark bildete. Die Regentschaft in derselben trat Christian, welcher mit der Schwester Geros, der oben erwähnten Hidda, vermählt war, an. Doch starb er schon im ersten Jahre seiner Herrschaft 965.

Darauf folgten Dittmar I. († 975) und Hodo oder Otto († 997), ferner Gero II., Dittmars jüngster Sohn und Hodos Bruder.

Er war ein Zeitgenosse des Kaisers Heinrich II.

Bei der Krönungsfeierlichkeit dieses Kaisers trugen vier wendische Fürsten den Kessel, in welchem das Fleisch gekocht wurde, an zwei Stangen auf ihren Schultern in die Küche. Es mag dies wohl kaum ein schimpfliches, als vielmehr ein ehrenvolles Amt gewesen sein.

Als bei dem Regierungsantritt Heinrichs II. durch den Tod Eckhards von Meißen die Erbfolge in diesem Lande

[1]) Th. Scheltz, Ges. Geschichte der Ober- u. Niederlausitz I. S. 36.

erledigt war, beschloß der Polenherzog Boleslaus, mit dem Beinamen Chrobry, sich die Mark Meißen anzueignen. Er hatte sich zum Christentum bekannt und suchte mit der Einführung desselben unter den heidnischen Wenden zugleich seine Herrschaft auszubreiten. Unvermutet schnell brach er in die Lausitz ein und eroberte sie. Die Wenden schlossen sich seinem Verheerungszuge ins Meißnische an. Der Kaiser Heinrich II. sah sich gezwungen, dem mächtigen Polenherzoge auf dem Reichstage zu Merseburg im Jahre 1002 die beiden Lausitzen als deutsches Reichslehen zu überlassen; nur Stadt und Land Meißen trat er nicht ab.

Die Lausitzer hatten bald erkannt, daß ihnen von dem Polenherzoge eine viel härtere Botmäßigkeit drohte als vormals unter Gero. Daher schickten sie Gesandte an den Kaiser nach Quedlinburg und versprachen, die deutsche Oberhoheit wieder anerkennen, Heerespflicht leisten und Tribut zahlen zu wollen, wenn sie ihren alten Göttern und Sitten treu bleiben dürften. Notgedrungen verstand sich Heinrich zu diesem Bündnis. Nunmehr unterwarf der Kaiser im Jahre 1004 Böhmen und die Oberlausitz, darauf auch die Niederlausitz. Das deutsche Heer kam hierselbst durch Luckau bei dem Serbendorfe Dobralug-Dobrilugk und Spremberg vorüber, wo der Heinrichsbrunnen vielleicht noch an jene Begebenheit erinnert. Auf dem Weitermarsche geriet das Heer irregeleitet in die Sümpfe der Elster und Spree, namentlich des Spreewaldes um Lübben, wo mancher deutsche Ritter seinen Tod fand. Kein Wunder, wenn die Wenden sich treulos zeigten, hatten sie doch mancherlei Unbill von den kaiserlichen Kriegern zu ertragen. Man warf mit Steinen nach den in ihren Fahnen befindlichen Abbildungen der Götzen und beschädigte die mitgeführten Götzenbilder selbst, so daß die Wenden die Absicht hatten, dem Kaiser den Dienst aufzukündigen.

Boleslaw, der inzwischen den Gau Zara, d. i. Sorau, erobert hatte, während sein Sohn Miesko Crossen besetzt hielt, wurde darauf besiegt und nach Posen zu getrieben. Er mußte auf die Lausitz und die Nachbarmarken Verzicht leisten.

Doch gelang es ihm bald, seinen Stiefbruder Gunzelin als Markgrafen von Meißen bestätigt zu sehen. Nach dessen Ermordung trat an seinen Platz Hermann aus dem Geschlechte Wittekinds. Über die Ermordung Gunzelins empört, kehrte Boleslaus im Jahre 1007 zurück und erfüllte die Lausitz, besonders das Elstergebiet, mit Brand, Raub und Mord.

Im Jahre 1010 aus der Gegend von Lieberose vertrieben, drang der Polenherzog zwei Jahre später wieder bis zur Elbe vor, worauf es zu Merseburg zum Frieden kam. Jedoch

schon im Jahre 1014 mußte der Kaiser sich abermals gegen denselben Feind rüsten. Der Heereszug ging auch durch unsere Landschaft, die diesmal von den Deutschen viel zu leiden hatte; besonders wurde Calau arg mitgenommen. Ein heftiger Ausfall der polnischen Besatzung aus Zinnitz wurde energisch zurückgeworfen, wobei der größte Teil der Feinde seinen Tod fand.

Doch erlitten die Deutschen darauf noch manche herben Verluste; bei einem Überfall wurde Markgraf Gero II. mit 200 Rittern vollständig geschlagen.

Diese Kämpfe mit Boleslaw dauerten bis zum Jahre 1018, wo der Herzog im Frieden zu Bautzen nunmehr zum sechsten Male Treue gelobte. Er erkannte die deutsche Oberhoheit an und verblieb im Besitze seiner Marken.

Boleslaw Chrobry hatte in der Niederlausitz mehrere Städte, wie Lübben, Luckau und Dahme befestigt. Eine der festesten Burgen und die gewöhnliche Residenz des Polenherzogs war das von Sümpfen umgebene Zinnitz. Hierselbst empfing er im Jahre 1011 Heinrich II. zu Friedensverhandlungen und eröffnete solche im Jahre 1017. Hier feierte er auch ein Jahr später seine Vermählung mit Oda, der Tochter Eckards von Meißen.

Nach dem Tode Heinrichs II. löste Boleslaw die Lehnspflicht und machte sich zum König von Polen. Seinen Plan, ein großes Slawenreich zu gründen, sah er unerreicht und erfreute sich auch der neuen Königswürde nur bis zum Jahre 1025, wo ein plötzlicher Tod ihn ereilte.

Um diese Zeit hatte der zum Christentum übergetretene Wendenfürst Mistevo von dem Herzog Bernhard von Sachsen für geleistete Heeresfolge das Versprechen erhalten, eine Anverwandte des Herzogs als Gemahlin heimführen zu dürfen. Doch wurde dieses Versprechen nicht gehalten. Dem Wendenfürsten wurde vielmehr gesagt, „man dürfe eine so vornehme Prinzessin keinem Hunde geben." Mistewo soll darauf geäußert haben, wenn der Hund nur tüchtig sei, werde er schon gut um sich beißen und manchem ins Ohr bellen, daß er es hören solle. Infolge dieses Schimpfes, den die Deutschen der ganzen wendischen Nation zufügten, trat Mistewo vom christlichen Glauben zurück und stachelte seine Stammesgenossen zur Rache auf. Die Wut der Wenden war unbeschreiblich. Jeder, der Christ hieß oder auch nur als solcher erschien, mußte die größten Martern und Qualen erleiden. Namentlich hatte die Stadt Cottbus viel zu erdulden.

Auf Boleslaw folgte sein Sohn Misecko oder Mieczislaw, welcher noch grausamer und härter als sein Vater auftrat,

so daß die Lausitzer den Kaiser Konrad II. gegen ihn um Hilfe anriefen. Mieczislaw wurde im Jahre 1030 unterworfen, mußte alle gemachte Beute und auch die Lausitz herausgeben. So hörte im Jahre 1032 das polnische Interregnum in der Lausitz auf.

Das nächstfolgende Herrschergeschlecht war das der Buzizi, wahrscheinlich nach dem Gau Butsin bei Zeitz, wo sie Besitzungen hatten, benannt. Der häufigere Name für dieses Geschlecht ist Wettin.

Unter Dedo I., einem Sohne Dietrichs von Wettin und Ilenburg, genoß unsere Landschaft eine längere Zeit des Friedens und der Ruhe und gelangte zu zunehmendem Wohlstande. Infolge eines Zwistes mit dem Kaiser mußte Dedo in den Jahren 1069—1073 dieselbe Udo überlassen, doch erhielt er sie darauf zurück und verwaltete sie bis zu seinem Tode 1075.

Obgleich Dedo aus seiner Ehe mit Adela zwei junge Söhne, Heinrich und Konrad, hinterließ, belehnte der Kaiser nicht diese, sondern Wratislaw von Böhmen mit der Ostmark und der Mark Meißen; doch kam er wegen fortwährender Streitigkeiten mit Adela nie zum ruhigen Besitz dieser Länder.

Ihr Sohn Heinrich I., der Ältere, erhielt auch wirklich im Jahre 1086 die Ostmark und drei Jahre später die Mark Meißen. Nach seinem im Jahre 1103 erfolgten Tode wurde ihm ein Sohn, Heinrich, geboren, für dessen Erbrecht die Mutter Gertrud mit Erfolg stritt und die Erblande während seiner Minderjährigkeit bis zu ihrem Tode 1117 verwaltete.

Darauf aber wurde das Erbe geteilt. Heinrich der Jüngere behielt die Mark Meißen und starb 1123 durch Gift. Die Niederlausitz aber erhielt als Lehen Wiprecht von Groitsch, der Schwiegersohn Wratislaws von Böhmen. Darauf verwaltete Albrecht der Bär von 1124—1131 die Niederlausitz. Er unterwarf mit besonderem Nachdruck die wieder abtrünnig gewordenen Wenden dem Kreuze Christi und stürzte die heidnischen Tempel für immer, obgleich noch in späterer Zeit Versuche gemacht wurden, die alte Slawenherrlichkeit wieder herzustellen. Albrecht erwarb sich auch um die Überwachung des Landes besondere Verdienste.

Ihm folgte Heinrich von Groitsch, welcher die Niederlausitz zuerst als vollkommen selbständige Markgrafschaft verwaltete.

Unter Konrad von Wettin kam nunmehr unsere Gegend unter die Landeshoheit der Markgrafen von Meißen, bei welchen sie bis zum Jahre 1304 verblieb. Die wiederum abgefallenen Wenden, die sich zwar zum Christentum bekannten,

zu den geistlichen Abgaben sich aber nicht verstehen wollten, bezwang Konrad mit starker Hand.

Eines Aufstandes der wendischen Stämme, welche Heinrich der Löwe im Jahre 1180 gegen den Kaiser aufgehetzt hatte, geschieht noch unter der Regierung des Markgrafen Dietrich, des angeblichen Gründers vom Kloster Dobrilugk, Erwähnung. Die wendischen Horden verwüsteten weit und breit alles, erschlugen den Abt Rizo in Zinna und setzten ihren Schreckenszug bis Lübben fort. Ob Lübben damals gänzlich zerstört worden ist, läßt sich nicht fest behaupten. Doch müssen Gemeinwesen und Stadtanlage damals einen starken Stoß empfangen haben, der nicht nur einen neuen Aufbau erheischte, sondern auch zur Spaltung der ganzen Verwaltung Lubins führte. Denn bald findet sich außer Lubin noch Lubinow, d. i. Lübbenau.

Dem Zuge der Wenden mag vielleicht auch das Dorf Kaden seinen Untergang zuzuschreiben haben; dasselbe wurde nochmals an anderer Stelle erbaut, doch ist der frühere Standort noch heute unter dem Namen des „toten Dorfes" bekannt. Das gilt wahrscheinlich auch von Neuendorf bei Peitz, dessen Häuser einst dicht am Neuendorfer Teiche standen und wovon noch Mauerreste und Brunnenanlagen Kunde geben. Dieses Dorf hieß früher Golaschoiza, d. i. Walddorf. Nach anderen Angaben brannte es zweimal durch Gewitterschlag gänzlich ab. Des untergegangenen Ortes Wyssock, nordwestlich von Dobrilugk, wird im Jahre 1200 in einem Briefe Dietrichs von Meißen an das Kloster Dobriluch gedacht. — Von zwei verschwundenen Ortschaften, von denen sich die eine zwischen Groß-Beuchow und Kittlitz, die andere zwischen Groß-Beuchow und Ragow befand, sind nur noch die Namen erhalten: Sepull und Blosch[1]).

Dieser Aufstand der Wenden war das letzte Aufflackern des slawischen Nationalgefühls, die letzte kriegerische Kundgebung für die alte Freiheit. „Glorreich war der Ausgang dieses Kampfes, der eine der hervorragendsten Betätigungen der unserem Volke innewohnenden Kraft war. Auf der andern Seite darf nicht verkannt werden, daß das Wendenvolk mit fast übermenschlicher Kraft sich für seinen Herd und die Götter schlug. Als es endlich todwund am Boden lag einem Sieger gegenüber, in dessen Brust nur wenig Gefühle der Milde walteten, da hat es sein hartes Schicksal mit stiller Ergebung und einer Geduld ertragen, die unsere Achtung verdient."

---

[1]) P. Fahlisch, Geschichte der Spreewaldstadt Lübbenau. S. 10.

Die Ausbreitung des Christentums unter den Wenden nahm seit Geros Zeiten einen nur langsamen Fortschritt. Zwar soll schon im Jahre 920 in der Gegend von Forst die christliche Lehre verkündet worden sein, und das Dorf Zerkwitz bei Lübbenau wird bereits im Jahre 964 als Kirchdorf, wohin die Einwohner der umliegenden Ortschaften pilgern mußten, erwähnt. Doch herrschte noch länger als zwei Jahrhunderte die alte Götterwelt in den Herzen der Wenden fort. Nur an festen Plätzen, die den Deutschen unterworfen waren, konnte man wagen, Kirchen zu erbauen. Die ersten derselben führten den Namen „Taufkirchen" (ecclesiae baptismales). Die Befestigung und weitere Ausbreitung des Christentums war namentlich den Klöstern vorbehalten. So wurde nach der Sage das Jungfrauenkloster bei Guben 1158, die Klöster zu Dobrilugk 1184, zu Neuzelle und Luckau 1290 gegründet. Auch befaßte man sich ernstlich mit der Erlernung der slawischen Sprache, welche im Kloster zu Magdeburg öffentlich gelehrt wurde. Wigbert, der dritte Bischof zu Merseburg, hielt bereits Predigten in wendischer Sprache ab.

Besonders erfolgreich wirkten in der Lausitz die Bischöfe Eido von Meißen († 1015) und Benno († 1107), ein Wende von Geburt. Von ihm erzählt die Legende, er habe sich einst über die vom Christentum wieder abgefallenen Wenden so erzürnt, daß er die Kirchenschlüssel vor Verdruß in die Elbe warf. Dieselben seien aber darauf in dem Magen eines großen Fisches, den man gefangen, wieder aufgefunden worden.

Trotz aller fürsorglichen Tätigkeit der Bischöfe fand das Christentum dennoch keinen bleibenden Eingang in den Gemütern der neubekehrten Wenden. Hierzu trugen teils die noch vielfach versteckten heidnischen Priester bei, teils wurden durch die Abgabe des Zehnten, welcher mit der Taufe unzertrennlich gedacht wurde, den Wenden Kirche und Priester verhaßt. So erhielten die Bischöfe von Meißen den Natural- und Getreidezehnten in der Lausitz, das Erzstift Magdeburg den Honigzehnten in den Gauen Niziti, Sprewä und Lusizi.

Das Christentum der Wenden gründete sich mehr auf eine äußerliche Beobachtung der Gebräuche und Gebetsformeln als auf innerliche Überzeugung. Mußte es ihnen doch befremdend erscheinen, daß sie ihren fröhlichen Opferdienst mit Schmausen, Gesang und Tanz gegen Fasten, strenge Bußübungen und ernste Gebete vertauschen sollten. Ein Verzeichnis der Pflichten, welche man von den neuen slawischen Christen forderte, findet sich in der Chronik des Auerspergischen Abtes. „Am Feiertage sollten sie nicht Fleisch und Milch essen, am Sonntag nicht arbeiten, sondern die Messe und die Predigt hören, die heiligen

Tage feiern, die 40tägige Zeit mit Fasten, Almosen und Besuchung der Kirchen halten, Ostern und Pfingsten die Kinder mit Lichtern und in weißen Kleidern in Begleitung der Paten zur Taufe bringen. Die Getauften sollten sie eine Woche lang täglich in dem Unschuldskleide zur Kirche bringen und sie der Messe beiwohnen lassen. Sie sollten auch keines ihrer Kinder umbringen, sie nicht selbst zur Taufe halten, sondern sich Paten dazu suchen. Den Paten sollten sie Treue und Freundschaft, wie den leiblichen Eltern beweisen. Sie sollten bis ins sechste und siebente Glied in der Freundschaft nicht heiraten und mit einer Frau zufrieden sein. Die verstorbenen Christen sollten sie nicht unter die Heiden, in Felder und Wälder, sondern auf Kirchhöfen begraben und keine Holzhaufen auf ihren Gräbern errichten oder Pfähle bei denselben stecken. Sie sollten keine Götzentempel mehr bauen, zu keiner Wahrsagerin gehen, nicht das Orakellos gebrauchen, nichts Unreines, von selbst Gestorbenes, Ersticktes den Göttern opfern und kein Tierblut essen, mit Heiden keinen Umgang haben und nicht mit ihnen essen und trinken. Die Gesunden sollten in der Kirche ihre Sünden beichten, die Kranken den Geistlichen dazu rufen lassen. Für Meineid, Ehebruch und Totschlag und andere Kriminalverbrechen sollten sie kanonische Kirchenbuße tun. Die Weiber sollten nach der Geburt zur Kirche kommen und sich einsegnen lassen."

Obgleich dieser Unterricht mancherlei Nützliches enthielt, so waren wirkliche Erfolge der Gesittung und eines überzeugten Christentums erst in späterer Zeit zu verzeichnen. Vorläufig stand es mit dem Gehorsam gegen die Kirche noch schlecht. Daher suchte man die Abtrünnigen durch Geschenke und Wohltaten zu gewinnen. Als der Bischof Otto von Bamberg zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach Pommern reiste, um die Heiden zu bekehren, soll er auch durch die Niederlausitz gekommen sein und die Wenden durch seine Predigten und Gaben für das Christentum gewonnen haben. Er führte stets mehrere Wagen mit sich, die mit Lebensmitteln, Tuch usw. beladen waren. Nach diesem Beispiele suchten andere die Wenden geneigter zu machen.

Zur Förderung der christlichen Religion wirkte auch folgende durch J. Rivander von den Herren von Biberstein erzählte Begebenheit. Als im Jahre 1173 der Kaiser Friedrich Barbarossa zu Goslar Hof hielt, sandte er zwei christliche Ritter seines Hofes, Abraham von Mezrad und Wolf von Seelhausen zu dem noch heidnischen Boleslaus von Biberstein auf Forst, damit sie ein streitiges Land untersuchten. Bei ihrem Aufenthalte daselbst erweckten beide Ritter das Wohl-

gefallen und die Neigung der Töchter Lamina und Lucia des Bibersteiners, und die letzten gaben ihre Gefühle durch die Kammerfrauen den Sendlingen kund. Die Ritter erwiderten, sie würden es für ein Glück schätzen, die Jungfrauen besitzen zu dürfen, wenn das Heidentum derselben sie nicht an einer Verbindung hinderte. Die Töchter bewogen darauf ihren Vater, das Christentum anzunehmen, und bald ließ sich die ganze Familie des Herrn von Biberstein taufen und bekannte sich öffentlich zur christlichen Religion. So kam die erwünschte Heirat zustande, und das Bündnis wurde vom Kaiser bestätigt. Durch dieses Beispiel wurde in weiteren Wendenkreisen dem Christentum Eingang verschafft.

Die erste christliche Kapelle zu Forst wurde auf dem „Kreuzbergchen" um das Jahr 1200 erbaut und diente bis zur Zeit der Reformation als Wallfahrtsstätte für die neubekehrten Christen. Bei der Zunahme der Bevölkerung errichtete man auf dem Gottesacker zu Altforst eine neue Kirche, welche der Jungfrau Maria geweiht war. Die Wallfahrten nach dieser Kirche hießen im Volksmunde: Zur wendischen Marie.

Oftmals sah man sich genötigt, Strenge anzuwenden, um die Wenden zu wahren Christen zu machen. So wurde, wie Urkunden berichten, den Wenden um Diesdorf in der Mark noch im Jahre 1246 ernstlich angedroht, sie fortzujagen, wenn sie dem heidnischen Glauben nicht entsagten.

Sobald man sie des alten Kultus überführen konnte, wurden sie von allen Ehren und Würden ausgeschlossen, ja selbst in die Zünfte der Handwerker wurden sie nicht aufgenommen. Gleichwohl war es ihnen nicht verwehrt, ihr Handwerk auszuüben; so gab es in den Vorstädten von Luckau beispielsweise noch später viele Töpfer, Schuhmacher und Schneider slawischer Abkunft. Noch lange fand sich in Geburts- und Lehrbriefen die Formel, „daß ein solcher Lehrling gutes deutsches Geblüts und nicht wendischer Nation sei." Erst um das Jahr 1500 gab Joachim I. den Wenden gleiche Rechte mit den Deutschen.

Trotzdem hielten die Wenden lange an ihren heidnischen Gebräuchen fest. Samuel Grosser teilt in seinen „Lausitzer Merkwürdigkeiten" hierüber folgendes mit: „Solcher Gestalt blieben sie in ihrem Herzen dem alten heidnischen Aberglauben treu, obgleich sie den Christenglauben im Munde führten und sich äußerlich als Christen bezeigten. Sie knieten verstohlen vor ihren heiligen Bäumen (namentlich den Weiden) nieder; sie weihten im Frühling ihre Brunnen; sie errichteten ihren Verstorbenen zu Ehren auf den Scheidewegen Hütten; sie

Volksbibliothek
Gassen i. L.

hielten die neugeborenen Kinder gegen ein Feuer und beteten allerlei Formeln; sie beräucherten unter Heulen und Wehklagen ein junges Ehepaar; gegen Krankheiten wandten sie Zauberpossen an, schnitten dem Patienten Büschel Haare und Kleiderzipfel ab und trieben damit allerlei Gaukeleien. Bei Beerdigungen legten sie ein halbes Brot unter die Bahre. Auf dem Rückwege von der Leichenbestattung warfen sie Holz, Steine, Laub, Gras usw. über ihre Köpfe und sahen sich dabei nicht um. Hatten sie aber einen, ihrer Meinung nach, gar zu alten, abgelebten Menschen unter sich, der nichts mehr verrichten und sein Brot verdienen konnte, so schafften sie denselben beiseite und brächten ihm ums Leben, damit er, ihrem Vorgeben nach, desto eher zu Gott kommen sollte."

Viele dieser abergläubischen Überreste haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Näheres darüber soll im zweiten Teile des Werkes folgen.

„Hinsichtlich der kirchlichen Ordnung gehörte die Lausitz zum Bistum Meißen und wurde von einem für die Lausitz eigens bestimmten Archidiakonus verwaltet, an dessen Stelle seit 1370 der Probst von Lübben den Bischof in der Niederlausitz vertrat; daher wurde später in sächsischen Zeiten von den Ständen und dem Kurfürsten hier ein Konsistorium mit einem General-Superintendenten eingerichtet, und noch jetzt ist in Lübben eine zum Berliner Konsistorium gehörige General-Superintendentur [1])."

Mit der Einnahme des Landes durch die Deutschen war die Herrschaft der alten, nationalwendischen Fürsten für immer erloschen. Erst im Jahre 1289 soll der letzte Wendenhäuptling seinen Tod in den Flammen gefunden haben, aus denen er edelmütig Anna, die Tochter seines einstigen Stammesgenossen, des Ritters von Puttlitz, rettete. Doch erhielt sich noch bis auf den heutigen Tag die Sage, daß die Wenden in der Niederlausitz ihren König haben, ihm Krone und Zepter zustellen und ihm alle königlichen Ehren erweisen. Freilich halten sie die Sache so geheim, daß alle Bemühungen, den rechten Grund zu erfahren und den König selbst unter den Bauersleuten ausfindig zu machen, bisher ohne Erfolg gewesen sind. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg hat schon diesem im Verborgenen waltenden Könige eifrig nachforschen lassen. Es ist ihm auch einstmals ein kräftiger, schlanker und schöner Wendenjüngling als ihr König bezeichnet und gezeigt worden. Ein alter Bauer aber, der den Verrat gemerkt, hat den jungen Menschen zornig an-

[1]) Dr. Weineck, Der Spreewald, S. 27.

geredet und gesagt: „Kerl, was stehst du hier gaffen! geh an deine Arbeit!“ ihn mit dem Stocke geschlagen und fortgetrieben. So verhütete er, daß der Kurfürst der Sache nicht weiter nachforschen konnte [1]). — Dieser König müsse, wie man sagt, der alten Königsfamilie entstammen, welche einst ihre Burg auf dem Schloßberge bei Burg im Spreewalde hatte. Noch heute sollen sich Nachkommen dieser Königsfamilie in weiblicher Linie in dem jetzt germanisierten Dörfchen Kaminchen, wendisch Kamjenki, vorfinden und mit Bewußtsein den Glauben an fürstliche Abkunft behauptet haben. Ausführlicheres über die mythischen Wendenkönige berichtet Willibald von Schulenburg und Dr. Edmund Veckenstedt. Poetisch verwertet ist dieser Stoff in Johann von Wildenradts „Der letzte Wendenkönig“, ferner in des Verfassers epischer Dichtung „Morkusko“ und seinem Spreewälder Heimatspiele „Der heimliche König.“

Die Eroberung des wendischen Landes hatte nicht, wie sich vielleicht annehmen ließe, eine Ausrottung des slawischen Stammes zur Folge. Der Wendenadel, der die Herrschaft der Deutschen anerkannte, behielt seine Güter als Lehen; die Edelleute aber, die sich der neuen Ordnung der Dinge nicht fügen wollten, mußten es sich gefallen lassen, daß man ihre Güter nahm, in die dann deutsche Krieger als Lehnsleute einzogen. „Das niedere Volk der Bauern blieb auf seiner Scholle. Es durfte die altslawische Verteilung der Gemeindeäcker beibehalten. Daher ist es denn auch gekommen, daß in den altwendischen Dörfern, bis zu der erst in neuester Zeit erfolgten Zusammenlegung der Äcker, die zu einem Bauerngut gehörigen Felder und Wiesen hier und dort in der Dorfflur zerstreut lagen. Jedes Dorf behielt auch seinen Dorfältesten, Staroſt, der etwa dieselbe Stellung, wie in den deutschen Dörfern der Richter oder Schulze besaß, nämlich die Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit im Namen der Gutsherrschaft auszuüben hatte. Nirgends finden wir gewaltsame Umgestaltung der altslawischen Verhältnisse. Wie ehedem hatten die Bauern Abgaben und Dienste zu leisten an den Landesherrn und an den Gutsherrn; neu war wohl nur der Zehnte an den Bischof und an den Pfarrer. Genau dasselbe hatten später auch die deutschen Bauern zu leisten. So hatten die Wenden nur die Herren gewechselt [2]).“ Die Stunde der Befreiung für den wendischen und deutschen

---

[1]) K. Haupt, Sagenbuch der Niederlausitz, T. II. S. 16.

[2]) H. Knothe, Zur Geschichte der Germanisation in der Oberlausitz, Archiv für sächs. Geschichte.

Bauern schlug erst im Jahre 1815. Speziell für den Cottbuser Kreis, die beiden Lausitzen und den übrigen vormals sächsischen Landesteil erfolgte die Aufhebung der Erbuntertänigkeit 1819 durch Verordnung vom 18. Januar.

Jener einst so mächtige Slawenstamm, die Winidarum natio populosa. ist nun im Laufe der Jahrhunderte, trotzdem die herrschenden Deutschen die Wenden bezüglich ihrer Nationalität in der schonendsten Weise behandelten, zu einem kargen Reste zusammengeschmolzen, der, obschon rings vom Deutschtum umgeben, sich die altslawische Mundart, Sitte und Tracht bis auf den heutigen Tag bewahrt hat.

II. Teil.

Die neuere Zeit.

Vergangnahme des Wendentums und Bestrebungen zu seiner Erhaltung.

Einer Pflanze gleich, die ehemals einen weiten Verbreitungskreis hatte und deren Vorhandensein sich nur noch auf ein kleines Gebiet und auf wenige Exemplare beschränkt, so erscheint der slawische Volksstamm der Wenden, von dem sich gegenwärtig nur noch karge Überreste in der Lausitz, namentlich in der preußischen Niederlausitz, vorfinden. Diese Reste stellen eine verschwindend kleine Insel im großen deutschen Sprachgebiete dar.

Im dreizehnten Jahrhundert war der Gebrauch der wendischen Sprache bei Todesstrafe untersagt. Ein solches Gebot ist heute nicht mehr nötig. Stetig, wenn auch nur langsam, schreitet die Germanisierung fort. „Es handelt sich beim Untergange der wendischen Sprache in der Lausitz um keinen Kampf, dieser ist lange entschieden, und nur vom friedlichen Einschlafen kann die Rede sein[1])." Bezeichnend für das allmähliche Aussterben und Verschwinden des Wendentums sind die Worte eines wendischen Geschichtsschreibers, der da sagt: „Unsere Nationalität, Sitte und Sprache sind wie der Felsen von Helgoland, von welchem die spielende Meereswoge jährlich ein Stück nach dem anderen abreißt, bis endlich das unglückliche Eiland verschwinden wird."

Suchen wir zunächst nach den Gründen des Verfalls der Wendenherrlichkeit. Das Land, welches von dem slawischen Volksstamme bewohnt wird, ist nicht von hohen Bergen, welche dem Vordringen der Germanisierung Halt gebieten könnten, schützend umgeben. In weiter Tiefebene liegen die Grenzen frei und offen da. So bot die Gestaltung des Landes schon keinen Schutz. Ohne unmittelbare Verbindung mit dem übrigen slawischen Sprachgebiete mußte die kleine wendische Sprachinsel der anstürmenden deutschen Sprachwelle ein Stück nach dem anderen preisgeben. Die Wenden fühlten sich längst nicht mehr als eigentliche Nation. An dem Verschwinden der Sprache

[1]) R. Andree, Wendische Wanderstudien.

trugen sie oft selbst die Schuld. Wurden sie doch weder als Beamte angestellt, noch als Handwerker in die Innungen aufgenommen. Überall legte man ihnen wegen ihrer Nationalität Beschwerden in den Weg. Der Wende weiß, daß seine Sprache vor Gericht nicht gilt, daß er sowohl dort wie im Handelsverkehr eines Dolmetschers bedarf, daß sie ihm im Umgange mit der großen Welt geradezu ein Hindernis ist. Darum kann man es dem praktisch denkenden Manne nicht verargen, daß er um des eigenen Fortkommens willen dem Deutschtum zusteuerte.

Es hat im Laufe der Zeit nicht an Versuchen gefehlt, das eingeschlummerte wendische Nationalbewußtsein durch Wort und Schrift im Volke wieder wachzurufen. Aber der hier und dort mühsam entfachte Funke der Begeisterung verglühte immer wieder schnell an der kalten Berechnung des Niederlausitzer Wenden, der viel zu abwägend und vorsichtig ist, als daß er sich nur auf schönklingende Worte verließe. Er hat immer zunächst nach dem eigenen Vorteil gefragt, der ihm aus den etwa veränderten staatlichen Verhältnissen erwachsen könnte. So blieb er denn für panslawistische Ideen bisher unzugänglich.

Es ist selbstverständlich, daß die neue Zeit und die neuen Verhältnisse an den Wenden nicht spurlos vorübergehen konnten. Die nach dem Weltkriege 1918 ausbrechende Revolution mit der Umwälzung und Neubildung der Staaten als Folgeerscheinung ließen auch im Wendenvolke den Wunsch nach einem selbständigen Staate wach werden. Die von der sächsischen Oberlausitz ausgehende Bewegung wurde vom „Wendischen Nationalausschuß" in Bautzen mit großem Eifer betrieben. Zeitungen, Flugblätter und Agitatoren trugen diese Bewegung auch in die Niederlausitzer Wendei hinein, um die slawischen Bewohner derselben zu gewinnen. Ein in wendischer und deutscher Sprache abgefaßtes Flugblatt mit der Überschrift: „Ist ein selbständiger Wendenstaat notwendig, möglich, berechtigt?" und unterschrieben: „Wendischer Nationalausschuß: E. Barth, Vorsitzender, P. Hantusch, Sekretär", wurde in fast allen wendischen Dörfern der Niederlausitz verbreitet. Für den neu zu bildenden Wendenstaat stellte man folgendes Gebiet auf: Löbau und Kamenz als Eckpfeiler, die ganze nördliche sächsische Lausitz, sodann die preußischen Lausitzen und märkisches Gebiet bis an die Oder (Crossen und Fürstenberg). Bei Neukirch und Schirgiswalde sollte der neue Staat das tschechoslowakische Staatsgebilde berühren. Es wurden also außer der nördlichen Hälfte der sächsischen Oberlausitz mindestens die preußischen Kreise: Rothenburg, Hoyerswerda, Calau, Luckau, Spremberg, Cottbus, Sorau, Forst,

Lübben und Guben beansprucht, also ein Gesamtgebiet von rund 1 200 000 Einwohnern. Die Statistiken geben die Zahl der Sorben-Wenden auf nur auf 120 000 an, wovon etwa die Hälfte auf die preußischen Kreise entfallen. Es würden also in dem neuen „Wendenstaate" auf einen Wenden neun Deutsche kommen. Obgleich einsichtige wendische Kreise in der sächsischen Oberlausitz selbst diese Absonderungsbestrebungen verurteilten und sie als das Ungeheuerlichste bezeichneten, was die Verbandspropheten des „Selbstbestimmungsrechtes" zutage gefördert haben, so versuchten die Wendenführer durch Verhandlungen mit der Entente dennoch, ihre Absichten zu verwirklichen, obschon sie kein Mandat vom wendischen Volke zu Verhandlungen mit den Feinden Deutschlands hatten. Bald veröffentlichte auch die „Serbsko Noviny" die offizielle Proklamation des neuen Wendenstaates, freilich im vollständigen Gegensatz zu einem Pariser Telegramm der dem französischen Auswärtigen Amte nahestehenden Agentur Radio aus Genf, woselbst es u. a. heißt: „In bezug auf die Lausitzer Sorben lehnt es die Entente strikte ab, die Selbständigkeit zu bewilligen." Rat und Stadtverordnete der Stadt Bautzen legten gleichfalls scharfe Verwahrung ein gegen die Proklamation des Oberlausitzer Freistaates „Serbskwa", der sich als ein Keil in die deutschen Gebiete eindrängen und diese zerreißen würde. Es erschien außer Frage, daß die ganze Bewegung längst vorbereitet war und ihren Ursprung in Prag und Paris hatte. War doch im Winter 1914/15 von einer gelehrten Gesellschaft in Paris im Beisein und unter dem Beifall der Spitzen der Regierung ein genauer Plan zur Zerreißung des Deutschen Reiches und der habsburgischen Monarchie mit Hilfe der amtlichen Statistiken beider Länder aufgestellt und gedruckt worden, worin u. a. die Anfügung der sächsischen und preußischen Lausitzen an das neue Tschechenreich vorgesehen ist. Obschon hervorragende Zeitungen Sachsens das Treiben des Landtagsabgeordneten Barth direkt als Landesverrat brandmarkten, erfolgte erst auf Veranlassung der Staatsanwaltschaft eine Verhaftung und Bestrafung der Rädelsführer, nachdem man an der sächsisch-böhmischen Grenze einen wendischen Kurier mit außerordentlich belastendem Material abgefangen hatte.

Um auch in der Niederlausitz diesen Bestrebungen zur Gründung eines wendischen Bauernfreistaates mehr Nachdruck zu verschaffen, hielten Agenten des wendischen Volksbundes in den Dörfern der Cottbuser und Peitzer Gegend, so in Trebendorf und Preilack, öffentliche Versammlungen ab. Aber ihre Hoffnung auf Erlangung zahlreicher Beitrittserklärungen

zum Bunde verwirklichte sich nicht. Da die Wühlereien der Oberlausitzer Heißsporne immer dreister in der Niederlausitz betrieben wurden, gründete sich schließlich ein „Ausschuß zur Bekämpfung des wendischen Nationalausschusses", der unter Führung des Lehrers Domaschke aus Luga (Sa.) die Gefährlichkeit und Abenteuerlichkeit des Barthschen Staatsgedankens, die verwerflichen und niederen Kampfmittel Barths und seines Anhangs beleuchtete und die Bildung eines selbständigen Wendenstaates als verderblich ablehnte. Ebenso brachten die Niederlausitzer Wenden durch Meinungsäußerungen in der heimatlichen Presse wiederholt zum Ausdruck, daß ihnen ein Anschluß an die Oberlausitz zur Schaffung eines eigenen Wendenstaates fernliege, daß sie darin für das Wendenvolk ein Unglück erblicken, das zur Verarmung und Schuldknechtschaft führen muß, und endlich, daß sie wohl wendisch sprechen aber ein deutsches Herz haben. Insbesondere erschien ihnen eine Angliederung der Lausitzen an das Gebiet der Tschechen undenkbar, da die Tschechen fast ausschließlich katholisch sind, die Niederlausitzer Wenden aber dem evangelisch-lutherischen Bekenntnisse angehören. Mithin würde eine Gefahr für ihre Religion und ihren Glauben bestehen.

So wurde nach dem gescheiterten Versuche, einen freien Wendenstaat zu gründen, statt der erhofften Einigung im Wendenvolke ein tiefer Riß geschaffen, dessen friedliche Überbrückung wohl noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird.

Von wesentlichem Einflusse für die Germanisierung der Wenden war ferner der Umstand, daß der Gottesdienst nicht mehr durchweg in wendischer, sondern in deutscher und wendischer Sprache erfolgte, ja daß aus Mangel an wendischen Geistlichen die Predigt in nur deutscher Sprache abgehalten werden mußte. Da dem Wenden ein feines Formgefühl für seine Muttersprache innewohnt, so war die Gefahr für Geistliche, welche das Wendische erst mühsam erlernt hatten, insofern groß, als sie bei irgend welchen Sprachverstößen leicht Ansehen und Einfluß einbüßen konnten. Zwar erteilte noch vor etwa 30 Jahren das Gymnasium zu Cottbus durch den Kandidaten Dahle, der zugleich Kreisgerichtsdolmetscher war, wöchentlich 6 Stunden wendischen Unterricht für die zukünftigen Prediger, doch ist die Unterweisung in dieser Sprache darauf aus Mangel an einem wendischen Lehrer unterblieben.

Daß der wendische Gottesdienst in manchen Orten nicht fernerhin stattfand, ist oftmals der Gleichgültigkeit und Lauheit der Wenden ihrer Muttersprache gegenüber zuzuschreiben. „Als 1867 der Oberpfarrer Stempel zu Lübbenau aus seinem Amte schied, forderte die Kirchenbehörde die ein-

gepfarrten wendischen Gemeinden auf, sich darüber zu erklären, ob nur deutsch oder auch wendisch weiter gepredigt werden sollte. Drei alte Leute, denen das Deutsch wohl noch schwer fallen mochte, erschienen und sprachen für Aufrechterhaltung des wendischen Gottesdienstes, mehr nicht. Als aber jene drei sahen, daß sie von allen ihren Stammesgenossen im Stich gelassen wurden, als diese gegen die wichtige Frage die größte Gleichgültigkeit zeigten, — da verzichteten auch sie auf den Gottesdienst in ihrer Muttersprache." Demgegenüber aber ist es auch bedauernswert, daß deutscherseits oftmals trotz der Bitten des wendischen Volkes um einen Prediger, der des Wendischen mächtig ist, für das geistige Bedürfnis der Wenden nicht gesorgt wurde. Seit Jahren läßt man in gänzlich wendischen Parochien, wie in Jänischwalde, Groß-Lieskow, Drachhausen deutsche Geistliche walten, neuerdings auch in Burg und Werben. Nur durch Gastpredigten nach meist monatlichen Unterbrechungen wird der wendischen Gemeinde Gelegenheit geboten, den Gottesdienst in der Muttersprache anhören und wendische Choräle singen zu dürfen. Und wie gefüllt zeigen sich dann stets die Gotteshäuser!

Ferner war die Einwirkung der deutschen Bibel und des deutschen Gesangbuches zu bedeutend, als daß dieselbe durch Anstrengung gebildeter Wenden, eine wendische Literatur zu schaffen, wesentlich hätte gehemmt werden können. — Durch den schon unter König Friedrich Wilhelm I. in der Schule eingeführten deutschen Unterricht ist gewissermaßen den Bäumen die Axt an die Wurzel gelegt. Zwar ist der Lehrer gezwungen, in der ersten Zeit mit den kleinen, neu aufgenommenen Kindern in wendischer Sprache zu verkehren, doch verdrängt der deutsche Unterricht schon in den nächsten Jahren das Wendische, und in der Oberklasse wird in allen Gegenständen nur in deutscher Sprache gelehrt. Der Lehrer an einer wendischen Schule hat zwar die schwierige Aufgabe, die Schüler mit dem Deutschen vertraut zu machen, aber auch wiederum die leichtere Arbeit insofern, als das wendische Kind, welches sich der deutschen Sprache bedient, dieselbe gewöhnlich viel richtiger spricht, — jedoch nicht selten mit dem fehlerhaften „h", das Wörtern mit anlautendem Vokale vorgesetzt wird —, als die deutschen Kinder, die nur zu oft an ein verdorbenes Deutsch gewöhnt sind. Befremdend muß es erscheinen, daß selbst Lehrer wendischer Abstammung sich in der Schule als Feind ihrer eigenen Muttersprache zeigen und jeden Versuch, diese beim Unterricht aufleben zu lassen, mit Entschiedenheit unterdrücken. Ob das vielleicht geschieht, sich gegenüber der Schulaufsicht geneigt zu machen, die den Gebrauch der wen-

dischen Sprache in der Schule in bestimmten Dörfern direkt verboten und dem wendisch unterrichtenden Lehrer mit Strafe gedroht hat (Gr. L.), bleibe dahingestellt. Die deutschen Schulrevisoren müssen, da sie des Wendischen nicht mächtig sind, bei ihren Besuchen allen Unterricht eben in deutscher Sprache fordern. Es bedeutet dem Lehrer gegenüber schon ein großes Entgegenkommen, wenn ein wendisches Lied gesungen werden darf.

Die neuen staatlichen Umwälzungen veranlaßten die Wenden, auch ihrerseits ihre Forderungen bezüglich der Pflege des wendischen Volkstums auf kirchlichem und schulischem Gebiete der Staatsregierung gegenüber zum Ausdruck zu bringen. So haben denn in Berlin zwischen den Führern der Wenden und den Vertretern der preußischen Regierung Verhandlungen stattgefunden, um dieselben Zugeständnisse zu erringen, welche die sächsische Regierung ihren Stammesbrüdern gemacht hat. Die betreffenden Sätze in dem Entwurf zu einem sächsischen Übergangsgesetz für das Volksschulwesen lauten:

„In den rein wendischen und gemischtsprachigen Schulen ist dafür Sorge zu tragen, daß die Schüler die deutsche Sprache mündlich und schriftlich richtig gebrauchen lernen. Den Kindern des wendischen Volksstammes ist innerhalb des planmäßigen Unterrichts das wendische Lesen zu lehren und zur Übung im schriftlichen Gebrauch der wendischen Sprache sowie zur Aneignung wendischer Kinder- und Volkslieder Gelegenheit zu geben. Die Lehrer in den rein wendischen und gemischtsprachigen Schulen haben auf allen Kulturstufen auch die wendische Sprache anzuwenden."

Zu dieser Verordnung bemerkt ein Vertreter des Niederlausitzer Wendentums (H. W.) in der „Lausitzer Landeszeitung" folgendes:

„Gegen den ersten Satz ist gar nichts einzuwenden. Er war bisher schon das Ziel des Unterrichts in den Schulen mit wendischen Kindern. Neu ist das wendische Lesen und Schreiben. Nicht für die Schule, sondern fürs Leben sollen die Kinder lernen. Darum müssen die Bedürfnisse des Lebens für den Lehrplan der Schule maßgebend sein. Das wendische Lesen wird in unserem Kreise nur noch beim Singen wendischer Kirchenlieder und beim Lesen der Bibel oder eines wendischen Predigtbuches gebraucht. Die wendischen Zeitungen haben trotz verzweifelter Anstrengungen die Konkurrenz ihrer deutschen Schwestern nicht ertragen können. Wendische Zeitungen aus der Oberlausitz aber sind hier schwer zu verstehen. Da somit das wendische Lesen nur im Interesse des kirchlichen Lebens

Das Sprachgebiet
der
NIEDER-LAUSITZER WENDEN.
Sprachgebiet der Wenden 1921.
Sprachgebiet der Wenden 1893.
Germanisiertes Gebiet.
Sprachgebiet der Wenden 1872.
½ 1 1½ 2 geogr. Meilen.
Maaßstab 1:400,000
Lubbenau
Vetschau
Calau
Cottbus
Peitz
Drebkau
Spremberg
Senftenberg
Hoyerswerda
Spree
Schw. Elster
Lith. Anst. v. G. W. Western, Cassel.

liegt, ist es, soweit wendische Geistliche vorhanden sind, jetzt schon hier und da im Konfirmandenunterricht geübt worden. Das Lesen macht den wendischen Kindern auch wenig Schwierigkeiten und bedarf auf der Oberstufe nur einiger Anleitung und Übung. Es wäre darum gar nichts dagegen einzuwenden, daß in der Schule das wendische Lesen an religiösen Stoffen geübt würde und die Choralmelodien auch mit dem wendischen Text gesungen würden. Voraussetzung bleibt natürlich immer, daß der Lehrer selbst wendisch spricht.

Das wendische Schreiben aber wird nicht gebraucht. Ich glaube nicht, daß von den vielen Briefen, die während des Krieges aus unserem Kreise ins Feld geschickt worden sind, ein einziger wendisch geschrieben war. Einen wendischen Geschäftsverkehr gibt es erst recht nicht. Wozu also das wendische Schreiben lehren? Die Kinder haben schon ihr Kreuz mit der deutschen Rechtschreibung. Eine neue Last auf sie laden, hätte aber doch nur dann eine Berechtigung, wenn das praktische Leben es erforderte. Das ist aber nicht der Fall.

Wendische Kinder- und Volkslieder sollen die Kinder lernen. Sehr gut! Gebt uns gute wendische Kinder- und Volkslieder, nicht minderwertige Übersetzungen und dazu sangliche eigene Melodien, dann wird es Lehrern und Schülern eine Freude sein, sie zu singen!

Die Lehrer sollen auf allen Stufen auch die wendische Sprache anwenden. Das setzt natürlich voraus, daß sie wendisch können. Hoffentlich werden die Herren „Vertreter" der Regierung auch gleichzeitig den Weg zeigen, wie alle Lehrerstellen an den wendischen Schulen mit wendischsprechenden Lehrern besetzt werden und wie diese Stellen so begehrenswert gemacht werden können, daß sie trotz der schweren Arbeit den Stellen an rein deutschen Schulen vorgezogen werden. Als Unterrichtssprache kommt das Wendische doch nur im Religionsunterricht bei den Kleinen in Betracht. Auf den übrigen Stufen wird es auch jetzt schon gelegentlich angewandt, um festzustellen, ob das Kind mit dem deutschen Wort auch den richtigen Begriff verbindet. Mehr ist nicht nötig, auch nicht ratsam, wenn die Kinder ihr Ziel, den richtigen Gebrauch der deutschen Sprache, erreichen sollen.

Rückblickend stellen wir fest, daß die sächsischen Forderungen bis auf das wendische Schreiben ganz gut auch auf die preußischen Schulen übertragen werden könnten, wenn genügend wendischsprechende Lehrer vorhanden wären — oder besser gesagt — willig gemacht werden könnten, wieder an die wendischen Schulen zu kommen."

Nicht minder anschaulich streifen die bisherigen Verhältnisse und die Wünsche der Wenden auf kulturellem Gebiete die Ausführung eines für sein Volkstum sehr verdienstvollen wendischen Geistlichen:

„Seit Jahrzehnten wird an der Erhaltung der wendischen Sprache und des wendischen Volkstums gearbeitet. Es ist viel geleistet worden. Vor dem Kriege gab es vier wöchentliche, drei monatliche Zeitungen, von denen vier den Krieg überdauert haben: eine ist jetzt in eine Tageszeitung umgewandelt. Der Erfolg dieser Bestrebungen war aber bisher beeinträchtigt durch die Nichtbeachtung der wendischen Sprache im öffentlichen Leben, insbesondere in Schule und Kirche. Irgendein Recht hatte die wendische Sprache in der Schule nicht. Über dem ganzen Schulbetrieb schwebt der Geist der Germanisation, wie ihn seinerzeit der Regierungsschulrat Bock aus Liegnitz den Lehrern gegenüber in die Worte geprägt hat: „Sie müssen helfen, die wendische Sprache zu Grabe zu tragen." In der preußischen Oberlausitz wurden bis zuletzt den Lehrern Prämien gezahlt für „erfolgreichen Unterricht im Deutschen". Von den Behörden ist nichts getan worden, um wendisch sprechende Lehrer heranzubilden oder im wendischen Sprachgebiet anzustellen oder zu behalten.

Nicht besser sind die Verhältnisse auf kirchlichem Gebiet. Keine gesetzliche Bestimmung gibt es, daß Gemeinden in ihrer Muttersprache bedient werden müssen, keine Anstalten, um Geistliche in der wendischen Sprache auszubilden. Dagegen ist es wiederholt vorgekommen, daß wendische Geistliche bei Besetzung wendischer Pfarren nicht berücksichtigt wurden, daß ihnen sogar zugemutet wurde, ihre Bewerbung zurückzuziehen, damit dann mangels „geeigneter" wendischer Kandidaten ein Nichtwende eingesetzt werden konnte.

Solche Verhältnisse sind unhaltbar, sie passen nicht in unsere Zeit, die die Gleichberechtigung aller Menschen auf ihre Fahne geschrieben hat, sie passen nicht zu dem Rechtsempfinden des einfachen Mannes. Die neue deutsche Reichsverfassung schreibt vor, daß jedem fremdsprachigen Volksstamme seine eigene kulturelle Entwickelung ermöglicht werden soll. Anderwärts ist bereits angeordnet, daß durchweg der Religionsunterricht in der Muttersprache erteilt wird und außerdem Schreib- und Leseunterricht in derselben durch alle Klassen. Man darf dies wohl als das Mindeste dessen betrachten, was nötig ist und was auch im wendischen Sprachgebiet unverzüglich durchgeführt werden muß. Um diesen Unterricht zu ermöglichen, ist zu fordern, daß die vorhandenen wendischen Lehrer an wendischen Schulen angestellt werden,

daß für die Heranbildung wendischer Lehrer Sorge getragen wird, am besten durch Errichtung eines eigenen Seminars, und daß die Schulaufsichtsbeamten Wenden sind. Ebenso muß in kirchlicher Beziehung gefordert werden, daß die Gemeinden einen Seelsorger ihrer Muttersprache haben, eine Forderung, die gerade vom christlichen Standpunkt aus so selbstverständlich ist, daß darüber keine Diskussion mehr nötig sein sollte. Auch hier muß von der Behörde das weitere veranlaßt werden.

Uns Wenden ist unsere Sprache ebenso lieb, wie jedem anderen die seine. Wir haben das Recht und die Pflicht, für die Erhaltung und Pflege unseres Volkstums mit allen Kräften einzutreten. Wir haben besonders unseren Kindern gegenüber die Pflicht, ihnen mit der Sprache ein geistiges Gut zu erhalten, das für sie in ihrem späteren Fortkommen von großem Werte sein kann. Wir sind der Hoffnung, daß die Behörden auch uns die Berücksichtigung unserer Muttersprache gewähren werden, die uns von Gottes und Rechts wegen zusteht." (Cottb. Anz. 1920, Nr. 15.)

Nunmehr soll nach einer Verfügung des Volksbildungsministers die wendische Sprache in den Regierungsbezirken Liegnitz und Frankfurt a. O. ebenso zugelassen werden, wie das neuerdings mit der polnischen Sprache in Oberschlesien und Westpreußen vorgesehen ist. Die wendisch sprechenden Kinder sollen neben dem deutschen Sprachunterricht einen wendischen Schreib- und Leseunterricht erhalten, soweit es von den Eltern gewünscht wird. Er soll auf der Mittel- und Oberstufe wöchentlich bis drei Stunden dauern. Die Regierungen können aber diesen Unterricht schon auf der Unterstufe beginnen lassen und ihn auf vier bis sechs Wochenstunden bemessen; der übrige Unterricht der wendischen Kinder muß so weit gekürzt werden, daß eine Überlastung dieser Kinder vermieden wird.

So sehr dieses Entgegenkommen des Ministers anzuerkennen ist, wird eine Durchführung dieser Zugeständnisse jedoch erst möglich sein durch Heranbildung von Lehrern auf einer entsprechenden Lehranstalt mit niederwendischer Sprache.

Zur Vergangnahme des Wendentums trugen aber noch andere Umstände nicht unwesentlich bei. Bis zum Ausbruch der Revolution 1918 wirkte die allgemeine Wehrpflicht im hohen Grade germanisierend. Ebenso gebot der Verkehr der wendischen Dienstboten mit der deutschen Herrschaft, der Kindermädchen und Ammen in deutschen Häusern, ferner der Umgang der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Fabriken und auf sonstigen Arbeitsstätten mit deutschen Genossen und Genossinnen

Volksbibliothek
Cassel L. L.

auch notgedrungen die Benutzung der deutschen Sprache. Die wendischen Ansiedler in den Städten streiften fast alle das Wendentum ab. Selbst von den Halteſtellen und Wärterhäuschen der zahlreichen Eisenbahnlinien, welche die Lausitz durchschneiden, dringt das Deutschtum in die wendischen Gegenden ein. Der Pfiff der Dampfmaschine war auch hier das Zeichen für den Anbruch einer neuen Zeit. Aber auch die neueren Verkehrsmittel, wie Fahrrad und Kraftwagen, führten schnell und unabläſſig die deutsche Kultur in die wendischen Gebiete. Im Spreewalde trägt außer der Spreewaldbahn die jährlich wachsende Flut von Touriſten, deren Führung einen mit dem Deutschtum vertrauten Fährmann bedingt, gleichfalls zum Verschwinden der wendischen Sprache bei. Doch auffallend ist die Erscheinung, daß die Deutschen, welche nach dem Siebenjährigen Kriege von Friedrich dem Großen hier angesiedelt wurden, vollkommen im Wendentum aufgingen und daß gerade sie noch heute die letzten Träger desselben im Spreewalde sind. Sie haften noch jetzt so fest an dem wendischen Gottesdienste, daß sie die Predigt in deutscher Sprache eigentlich nur im Notfalle anhören, neuerdings freilich aus Mangel an wendischen Geistlichen anhören müssen.

Auf das Verschwinden des Wendentums ist auch die Zeit des Weltkrieges mit ihren wiederholten militärischen Einquartierungen, ferner das Übersiedeln deutscher Stadtbewohner auf das platte Land nicht ohne merklichen Einfluß gewesen. Dieser Rückgang wendischen Volkstums zeigt sich namentlich im Hinblick auf Sprache und Tracht, und er scheint in einzelnen Dörfern keine Eindämmung mehr zu erfahren. Bei bestimmten Ortschaften jedoch ist diese Erscheinung nur vorübergehend gewesen. Hier treten die Wenden neuerdings um so kräftiger für bessere völkische Zustände ein, besonders für die Erhaltung ihrer Muttersprache. Diese gab ihnen im Verkehr mit russischen und polnischen Gefangenen bei der nahen Verwandtschaft dieser slawischen Sprachen den sicheren Beweis, daß man — wie mir gegenüber ein Landmann stolz behauptete, — mit dem Wendischen in der Welt weiterkomme, als mit dem Deutschen.

Die Vergangnahme des Wendentums in den einzelnen Gegenden der Niederlausitz mit Sicherheit festzustellen, ist äußerst schwierig. Der Zeitpunkt läßt sich für manche Orte nur annähernd bestimmen; denn es fehlen den meisten Städten und Dörfern darüber sichere schriftliche Angaben in Kirchenbüchern, Schulchroniken usw. Im allgemeinen darf man als erstes Stadium für das Aussterben der wendischen Sprache

das Aufhören des wendischen Gottesdienstes ansehen; nach durchschnittlich dreißig Jahren ist dann wohl die Sprache in der betreffenden Gegend nahezu erloschen, obschon nicht selten besondere, günstige Umstände derselben eine längere Dauer ermöglichen können. Ist das Wendische im häuslichen Verkehr, namentlich in den Gastwirtschaften und Spinnstuben, nicht mehr die allgemeine Umgangssprache, so darf man das Verschwinden des wendischen Idioms als fast vollendet betrachten. Denn die geringe Zahl der alten Wenden, welche sich beim Umgange der Muttersprache noch bedient, dürfte dann in durchaus keinem Verhältnisse zu den deutsch sprechenden Einwohnern stehen. Es wird deshalb im weiteren bei Festsetzung der gegenwärtigen Sprachgrenze von der Aufnahme solcher Orte in das wendische Gebiet Abstand genommen werden.

Schon die Zeit der Reformation, welche überall der deutschen Sprache zum Siege verhalf, entriß dem Wendentum einen großen Teil seines Sprachgebiets. Nach Erforschungen durch Pfarrer Jentsch, Christian Knauth und in letzter Zeit durch Richard Andree, dessen Ausführungen uns in diesem Kapitel als Richtschnur dienen, ergibt sich, daß zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts noch nahezu die ganze Niederlausitz mit Ausnahme der meisten Städte wendisch war. Obgleich in Lübbenau bereits im Jahre 1430 die deutsche Sprache als Gerichtssprache eingeführt war, so hielt sich das Wendische dennoch mehrere Jahrhunderte hindurch. Im Jahre 1530 war namentlich die Umgegend Luckaus von vielen Wenden bewohnt. „Luckau hat um sich viel windisch volk!“ teilt der Pirnaische Mönch mit. Und in einer Verordnung des Landvogts von Schlick vom Jahre 1550 heißt es: „Da viel Haß und Verfolgung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Luckau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen usw. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern usw. zu tragen haben wie alle Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in betreff der Schuster einen Ausspruch getan und verstärke diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsame Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihre Handwerke und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dgl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben möge vom Rat und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wen-

den, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen." Die wendische Sprache in Luckau scheint um das Jahr 1600 erloschen zu sein, in Guben bereits um 1200, obgleich die zur Klosterkirche oder wendischen Kirche gehörigen 14 Dorfschaften: Groß-Bösitz, Döbern, Groß- und Klein-Drenzig, Germersdorf nebst der Gerkenmühle, Gubinchen, Mückenberg, Plesse, Sande, Reichenbach, Schenkendöbern, Schöneiche, Wallwitz und Wilschwitz in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch wendisch sprachen. Der Gottesdienst in dieser Sprache hat vermutlich seit dem Jahre 1750 der deutschen Predigt weichen müssen. — Von Storkow schreibt der Pirnaische Mönch 1530: „Storkow hat windisch und dewzsch volk"; die Bevölkerung der Stadt war damals also gemischt, bis nach 100 Jahren auch dort das wendische Idiom verschwand. Im Jahre 1610 gehörten zu der Superintendentur von Storkow und Beeskow 40 wendische Kirchen, in denen bereits 150 Jahre später allenthalben deutscher Gottesdienst abgehalten wurde.

Die Sprachgrenze zur Reformationszeit wurde annähernd durch folgende Ortschaften bestimmt: Im Westen durch Mückenberg, Finsterwalde, Sonnewalde, Luckau, Buchholz, Storkow; im Norden durch Beeskow und Fürstenberg; im Osten ging die Grenze über Guben hinaus bis Mückenberg, Döbern, Stargard auf Pförten zu bis Triebel und Hennersdorf. Im Süden bildete die politische Grenze der Niederlausitz ihrer ganzen Ausdehnung nach auch die Grenze des wendischen Sprachgebiets, mit dem dasjenige der Oberlausitz zusammenhing.

In den beiden folgenden Jahrhunderten büßte die Niederlausitz einen ganz bedeutenden Teil dieses Gebietes ein, namentlich im Norden; nahezu gleichmäßig erscheint der Verlust im Westen und Osten.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der wendische Laut bereits in den Ortschaften: Friedrichsthal, Kostebrau, Sallgast, Dollenchen und Wormlage verklungen. Die westliche Sprachgrenze dürften damals weiter die nach Calau eingepfarrten Dörfer: Branko, Gosda, Settinchen, Kabel und Werchow gebildet haben. Im Jahre 1520 war in Calau eine wendische Kirche gegründet worden, die dem Namen nach noch heute besteht, doch wird in ihr jetzt nur deutsch gepredigt. Die Stadtbewohner bedienten sich im Jahre 1728 noch allgemein des Wendischen als Umgangssprache, welche erst in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der deutschen wich. Das gilt auch für die in die wendische Kirche eingepfarrten Dorfschaften: Bolschwitz, Bronko, Buchwäldchen,

Kabel, Gosda, Luckaitz, Plieskendorf, Schöllnitz, Settinchen, Weißagk, Werchow und Zwietow.

Betschau besaß zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch viele wendische Bewohner. Samuel Grosser in seinen „Lausitzer Merkwürdigkeiten" vom Jahre 1714 schreibt: „Betschau wird unter die wendischen Städte gezählt, wiewohl auch Deutsche drinnen wohnen." Heute findet man daselbst nur deutsche Bürger; nur die vom Lande eingezogenen Dienstboten verstehen wendisch.

Als weitere Grenze für die Mitte des 18. Jahrhunderts gibt R. Andree folgende Ortschaften an: Schönfeld, Zerkwitz, Ragow, Neuendorf, Treppendorf bei Lübben, Groß-Lubolz und Hartmannsdorf. Die Nordgrenze bestimmten: Kaminchen, Waldow, Dobberbus, Groschzschen und Jamlitz, die Westgrenze: Mochlitz, Blasdorf, Schönhöhe, Wüstdrewitz Jänischwalde, Horno, Sakro, Forst, Scheune, Bademeusel, Zelz, Groß- und Klein-Särchen.

Ruhland hatte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wendischen Gottesdienst. 100 Jahre später erscheint der Ort bereits germanisiert. Für Lübben und die umliegenden Ortschaften gilt das Jahr 1790 als Todesjahr der wendischen Sprache. Um Forst, das von Anfang an als eine meist deutsche Stadt erscheint, hielt sich das Wendische noch bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts. Im Dorfe Mulknitz wurde 1825 noch wendisch gepredigt. In der Senftenberger Stadtkirche hörte der wendische Gottesdienst mit dem Tode des Oberpfarrers Liebusch 1867 auf, in demselben Jahre auch in der Kirche zu Lübbenau, wo zuletzt der um die Erhaltung des Wendischen eifrig bemühte Oberpfarrer Stempel gepredigt hatte. Die nach Lübbenau eingepfarrten Orte: Leipe, Lehde und Boblitz germanisierten sich jetzt ebenfalls. In Drebkau wurde noch bis zum Jahre 1798 den alten Leuten und dem Gesinde wendischer Gottesdienst gehalten.

Im 19. Jahrhundert ist gleichfalls wieder ein bedeutender Verlust des wendischen Sprachgebiets im Westen, Norden und Südosten zu verzeichnen, während im Nordosten die Grenze sich unverändert erhalten hat. R. Andree bestimmte im Jahre 1872 das vorhandene Gebiet, welches oftmals nicht mehr rein wendisch, sondern in vielen Gegenden schon stark gemischt erscheint, durch folgende Ortschaften: Im Westen durch: Lauta, Groß-Koschen, Senftenberg, Rauno, Groß-Räschen, Woschkow, Kunersdorf, Buchholz, Greifenhain, Gollschow, Illmersdorf, Kakrow, Krieschow, Eichow, Weißagk, Suscho, Stradow und Raddusch; im Norden durch: Naundorf, Burg, Schmogrow, Fehrow, Drachhausen, Schönhöhe; im Osten durch: Wüst-

Drewitz, Jänischwalde, Horno, Heinersbrück, Grötsch, Klinge, Kathlow, Sergen, Gablenz, Gahry, Trebendorf, Hornow, Klein-Leutz, Reuthen, Horlitza, Wolfshain, Tschernitz, Zschoiwe und Jämlitz; im Süden durch: Kromlau, Lieskau, Trattendorf, Terpe und Proschim an der Oberlausitzer Grenze.

In den folgenden zwei Jahrzehnten ist diesem Sprachlande wiederum ein großes Stück, und zwar im Südwesten, entrissen worden. Seit dem Jahre 1876 wurde in Lauta, dem südlichsten Dorfe der Niederlausitz, kein wendischer Gottesdienst mehr abgehalten; doch blieb die Umgangssprache noch lange wendisch. In Wendisch-Sorno wird nur deutsch gepredigt. Rauno ist so gut wie germanisiert; das gilt auch von Groß-Räschen, wo seit 1868 kein wendischer Gottesdienst mehr stattfindet. Deutsch sind gegenwärtig auch Woschkow, Kunersdorf, Buchholz, Greifenhain, Ressen, Radensdorf, Gollschow und Illmersdorf, welche Ortschaften noch vor kurzem als Grenzdörfer galten. In Laubst, dessen Kirche auch von den Bewohnern aus Gollschow und Siewisch besucht wird, fand die letzte wendische Predigt im Jahre 1873 statt; seit dem Jahre 1886 ist auch das wendische Abendmahl, das dreimal jährlich abgehalten wurde, in Wegfall gekommen. Ebenso ist es in Leuthen.

In Greifenhain und Illmersdorf hörte um das Jahr 1880 der wendische Gottesdienst, der noch an den halben Feiertagen, wie Heilige drei Könige und Marientage, stattfand, nebst dem wendischen Abendmahle auf. Ebenso haben sich Lieske und Welze nahezu gänzlich germanisiert. In der Parochie Stradow, zu der die Dörfer: Wolkenberg, Kausche, Jehserigk, Görick, Radeweise und Roitz gehören, wurde noch bis 1889 für die alten Leute alle vier Wochen wendisch gepredigt, doch ist in allen diesen Ortschaften die Umgangssprache seit langer Zeit deutsch. In Steinitz, das germanisiert ist, fand bis 1893 noch dreimal im Jahre Gottesdienst und Abendmahl für die höchstens 15 Wenden statt.

Die Parochien Groß-Buckow und Jessen mit Terpe, Proschim und Heidemühl haben bereits seit einigen Jahrzehnten deutschen Gottesdienst. Doch hat sich die wendische Sprache, besonders in Terpe, noch einige Zeit erhalten, während in Slamen, Selleſſen und anderen nach Spremberg eingepfarrten Ortschaften, wo seit dem Ableben des Diakonus Matthäus Müller 1873 der wendische Gottesdienst aufhörte, sich nur noch vereinzelt Leute vorfinden, die sich der Muttersprache bedienen. Die Ortschaften Kromlau, Zschornow, Tschernitz, Wolfshain, Horlitza und Reuthen sind heute fast durchweg deutsch. Nur in Klein-Düben hat sich das Wendische

noch mehr erhalten. In Jämlitz, zur Parochie Gablenz gehörig, wird seit 1875 nur deutsch gepredigt; doch findet alljährlich zweimal Beichte und Abendmahl in wendischer Sprache statt.

In Schorbus, wo seit 1869 nicht mehr wendisch gepredigt wird, sprechen nur noch wenig Wenden die Muttersprache. In Groß-Gaglow und Hänchen ist seit dem Tode des Pastors Böttcher 1884 und in Groß-Oßnigk, Klein- und Groß-Döbbern seit dem Rücktritt des Pastors Schadow 1888 das Wendische fast gänzlich erloschen. Branitz bei Cottbus hat sich gänzlich germanisiert, an der bisherigen Grenze auch das Dorf Klinge.

Somit stellt sich für das Jahr 1893 folgendes Sprachgebiet der Wenden dar. Im allgemeinen sei jedoch bemerkt, daß die Grenzlinien nicht selten über Orte gehen, in denen längst deutsche Sprache und Sitte herrscht, wo aber den Wenden teilweise noch in ihrer Muttersprache gepredigt wird; ferner, daß fast gänzlich germanisierte Ortschaften, in denen das wendische Idiom nur noch in wenigen alten Personen sein Dasein fristet, in Fortfall gekommen sind, was schon oben angedeutet wurde.

Im Südwesten ragt nur eine schmale Zunge, mit der Oberlausitz im Süden zusammenhängend, nach Norden empor, durch die Dörfer, Lauta, Groß-Koschen, Reppist, Bückgen, Sedlitz, Klein-Koschen und Geyerswalde begrenzt. Die Westgrenze des zusammenhängenden Sprachlandes fällt, bei Trattendorf beginnend, von Spremberg bis Frauendorf mit dem Laufe der Spree zusammen; darauf wird sie durch die Dorfschaften Kahren und Haasow bestimmt. Die fernere Grenze bezeichnet ein Bogen von Schlichow über Dissenchen, Cottbus, Ströbitz bis Kakrow nach Westen hin, worauf die Richtung weiter über die von R. Andree im Jahre 1872 aufgestellten Grenzdörfer geht. Im Osten, wo zunächst Klinge als germanisiert anzusehen ist, läuft die Grenze von Grötsch nach Kathlow, sodann über die Dörfer: Sergen, Gablenz, Trebendorf, Horno, Klein-Loitz, Bloischdorf, Graustein und Lieskau nach Schleife zu, das bereits der Oberlausitz angehört.

Der Verlust des wendischen Sprachgebietes in der Niederlausitz im Zeitraum von 1893 bis 1921 ist abermals sehr beträchtlich; etwa der vierte Teil des vorher ermittelten Bestandes geht verloren. Das mittlerweile völlig deutsch gewordene Gebiet erstreckt sich südlich der Richtung Kahren—Kathlow bis in die Umgegend von Spremberg. Ebenso ist die kleine wendische Sprachinsel bei Senftenberg von der deutschen Sprachenwelle verschlungen worden. Die Gründe

hierfür liegen für die Dörfer bei Senftenberg hauptsächlich in der sich immer weiter ausbreitenden Kohlenindustrie und für den bei Spremberg liegenden Teil in den bedeutenden Kraft- und Lonzawerken in Trattendorf sowie in der Industrie der Stadt Spremberg selbst. Die in diesen Stätten beschäftigten Arbeiter tragen das Deutschtum überall in ihre wendischen Heimatdörfer. Aber auch das Aufhören des wendischen Gottesdienstes und der Mangel an wendisch sprechenden Lehrern trägt nicht nur hier, sondern auch in dem noch als wendisch bezeichneten Sprachgebiete wesentlich zum Verschwinden des wendischen Idioms bei. In Reppist bei Senftenberg wurde durch den Kaplan Koslik bis zum Jahre 1881 aushilfsweise wendisch gepredigt. Der letzte wendische Gottesdienst fand in Kahren vor etwa zehn Jahren, in Bagenz 1890 und in Groß-Luja 1888 statt. In Kolkwitz wird gegenwärtig alle Vierteljahre nur einmal wendisch gepredigt. In Papitz wirkte bis zum Jahre 1906 der wendische Pastor Bieger. Darauf haben hier nur noch wendische Gastpredigten und wendische Lesegottesdienste stattgefunden, der letzte im Sommer 1915. Krieschow hatte 1906 seinen letzten wendischen Gottesdienst, Raddusch 1911. Für die nach Betschau eingepfarrten nahen Spreewalddörfer wird zwar noch wendischer Gottesdienst abgehalten; doch ist der Besuch desselben nur spärlich. Die meisten Kirchgänger der Umgegend ziehen die deutsche Predigt vor. In Drachhausen wird jeden vierten Sonntag wendischer Lesegottesdienst vom ersten Lehrer abgehalten.

Zur Aufstellung der neuen Sprachgrenze für 1921 sind mir nicht nur die für das Jahr 1893 angegebenen Richtlinien maßgebend gewesen; es ist auch das Verhältnis der deutschsprechenden zu den wendisch redenden Schulanfängern als nicht unwesentlicher Umstand zur Grenzbestimmung mit in Betracht gezogen worden. Meine Erforschung nach dieser Richtung hin ergab vielfach interessante und bemerkenswerte Ergebnisse. So wurde fast durchweg die deutsche Muttersprache festgestellt in Schmellwitz, Kolkwitz, Dahlitz, Weißagk b. B., Groß-Lieskow, Kathlow und Kahren; fast nur wendische Schulanfänger fanden sich in Horno, Drewitz, Schönhöhe, Tauer, Preilack, Eichow, Kakrow, Papitz, Döbbrick, Skadow und Merzdorf. In den beiden letztgenannten Dörfern, obschon sie nahe bei Cottbus liegen, bediente sich auch nicht ein einziges Kind beim Eintritt in die Schule der deutschen Muttersprache. Andere Ortschaften wiederum, z. B. Dissenchen, weisen eine gleiche Anzahl deutsch und wendisch sprechender Schulanfänger auf. Die Beobachtungen in den verschiedenen gemischtsprachigen Dörfern ergaben, daß wendische Kinder in kurzer Zeit

sich auch der deutschen Sprache, deutsche Kinder sich bald der wendischen Sprache zu bedienen wissen.

Nach Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände verbleibt für die Niederlausitzer Wenden im Jahre 1921 noch folgendes Sprachgebiet. Im Westen von Cottbus scheidet als gänzlich germanisiert das Dorf Ströbitz aus. Die Grenze beginnt jetzt bei Kolkwitz, läuft südwestlich nach Kakrow und wendet sich dann unter Fortfall des deutsch gewordenen Landesstückes bei Dahlitz und Krieschow in nördlicher Richtung nach Kunersdorf und weiterhin westlich nach Eichow. Von jetzt ab stimmt die Grenze mit derjenigen von 1893 nur unter Ausschluß des jetzt deutschen Dorfes Stradow bei Vetschau überein. Die ehemalige Ostgrenze findet gegenwärtig bereits in Kathlow ihren südlichen Abschluß. Die Südgrenze wird durch die Linie Kathlow—Kahren bestimmt. Der über die Grenzdörfer Haasow, Schlichow, Dissenchen, Schmellwitz und Zahsow führende Bogen stellt schließlich die Verbindung mit dem Ausgangspunkte Kolkwitz des neu abgegrenzten Sprachgebietes der Wenden dar.

Die Zahl der Wenden in der Niederlausitz hat in den letzten Jahrzehnten ganz erheblich abgenommen. Die Schätzungen von den Jahren 1843, 1861 und 1882 ergaben folgendes: Im Kreise Calau gab es 1843 noch 12 563 Wenden, im Jahre 1861 nur 6 987; gegenwärtig ist das Wendentum in demselben nur noch ein unbedeutender Rest. Noch deutlicher tritt die Abnahme im Kreise Lübben hervor. 1843 zählte derselbe 1048 Wenden, 1861 nur noch 17 und jetzt auch nicht einen mehr. Im Kreise Luckau, der 1841 noch 41 wendische Seelen zählte, war bereits 1861 kein einziger Wende mehr aufzufinden. Im Kreise Cottbus war die Anzahl der Wenden in dieser Zeit von 33 703 auf 33 582, im Kreise Spremberg von 9183 auf 8518, im Kreise Sorau von 3277 auf 203 Seelen gesunken. Im Kreise Guben hingegen hatte sich die wendische Bevölkerung von 451 auf 564 Personen erhöht.

Die Gesamtzahl der Wenden in der Niederlausitz im Jahre 1843 betrug demnach 60 266 Personen, im Jahre 1861 nur noch 49 871 Seelen.

Nach einer amtlichen Ermittelung vom 20. Mai 1886 gab es im Landkreise Guben 138 Schulkinder, welche wendisch sprachen; im Kreise Calau ermittelte man 389 Schüler, welche nur wendisch und 20 Schüler, welche neben dem Wendischen auch das Deutsche redeten. Im Spremberger Kreise stellte sich die Anzahl der nur wendisch sprechenden Schulkinder auf 109. Den stärksten Halt besitzt das Wendentum noch im Cott-

buser Kreise, wo es 5461 nur wendisch und 1182 wendisch und deutsch sprechende Schüler gab.

Einer schulstatistischen Erhebung über die Fremdsprachigkeit der Kinder in den preußischen Schulen vom Jahre 1891 zufolge zeigt sich jedoch die auffallende Erscheinung einer Zunahme der ausschließlich in der Familie wendisch sprechenden Schüler. Die Anzahl derselben stieg seit 1886 von 9 891 auf 10 488, während die Zahl der wendisch und deutsch redenden Kinder auf 3 094 sank.

Zufolge der Feststellung des Preußischen Statistischen Landesamtes in Berlin waren nach den Ergebnissen der beiden letzten Volkszählungen, bei denen die Muttersprache erfragt worden ist, vorhanden Personen mit wendischer Muttersprache:

	am 1. Dezember 1905	am 1. Dez. 1910
1. im Reg.-Bez. Frankfurt a. Oder	34 614	34 427
2. im Stadtkreise Cottbus . . .	864	907
3. im Landkreise Cottbus	29 989	29 554
4. im Kreise Calau	1 316	2 182
5. im Kreise Spremberg	744	968

Die Feststellung des Preußischen Landratsamtes in Cottbus ergab 1910 bei der Gesamtbevölkerung des Landkreises von 52 333 Personen außerdem 648 Personen mit deutscher und wendischer Muttersprache.

Hiernach ist die Zunahme der wendisch sprechenden Personen von 1905 bis 1910 im Kreise Calau sehr erheblich, im Spremberger Kreise und im Stadtkreise Cottbus nicht unbedeutend gewesen. Der Landkreis Cottbus hingegen sowie der ganze Regierungsbezirk Frankfurt a. O. zeigen eine geringe Abnahme der Personen mit wendischer Muttersprache. Da aus den letzten elf Jahren weiter kein statistisches Material vorliegt, dürfte eine Feststellung des gegenwärtigen Wendenbestandes sicher überraschende Ergebnisse bringen.

Nach amtlichen statistischen Angaben sind in ganz Preußen im Jahre 1905 rund 64 000 Wenden gezählt worden, wovon 34 000 auf den Regierungsbezirk Frankfurt a. O., 20 000 auf den Regierungsbezirk Liegnitz entfallen. Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1900 wurden in Deutschland insgesamt 93 000 Wenden festgestellt, davon in dem sächsischen Teile der Oberlausitz rund 45 000. Nach genauer Schätzung unter Berücksichtigung der Bevölkerungszunahme dürfte sich gegenwärtig die Gesamtzahl der Wenden im Deutschen Reiche auf etwa 130 000 stellen.

Würde man, von etwaigen unvorhergesehenen günstigen Einflüssen abgesehen, die jährliche Abnahme der preußischen

Wenden nur gegen 1000 Seelen rechnen, so dürfte in etwa 64 Jahren auch der letzte Rest des Wendentums in unserer Gegend verschwunden sein. Wie sehr solche Annahmen freilich täuschen, dafür gibt uns Dr. Martin Luther in seinen „Tischreden" den besten Beweis. Antwortete man ihm doch auf seine Äußerung, die Bibel müsse auch in das Wendische übertragen werden, in 100 Jahren würde es keine Wenden mehr geben. Seitdem sind bereits 400 Jahre verflossen, und dennoch ist der Stamm der Wenden nicht ausgestorben. Früher oder später freilich wird man auch den letzten Vertreter eines ehemals großen Volkes zu Grabe tragen. Die Sprache, welche einst ein Jaczo und Pribislaw redeten, wird man dann zu den toten zählen müssen, das im Deutschtum aufgegangene Volk aber, das gegen fünfzehn Jahrhunderte unser Gast war, wird weiter, einem großen Kulturvolke angehörig, die alten Marken bewohnen; nur Geschichte und Sage noch werden von ihm berichten.

Wendische Sprache und Literatur.

Wie die Wenden der Ober- und Niederlausitz sich in Tracht, Sitten und Gebräuchen voneinander unterscheiden, so zeigt auch ihre Sprache in den beiden Gebieten erhebliche Abweichungen. Neben dem Oberlausitzer und Niederlausitzer Dialekt findet sich in der Gegend von Muskau noch eine Übergangsmundart. Überall aber ist die wendische Sprache nicht mehr rein, sondern mit unzähligen Germanismen vermischt, und verschiedene Unterdialekte zeigen sich sowohl in der Ober- wie in der Niederlausitz. Auch die Schreibweise ist eine verschiedene. In der Oberlausitz bedient man sich der katholischen und der evangelischen, über beiden steht die von den Gebildeten angewandte sogenannte analoge Orthographie, die seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts existiert.

Die katholische Rechtschreibung gründet sich auf die vom Jesuiten Ticinus im Jahre 1679 herausgegebene wendische Sprachlehre: „Principia linguae wendicae, quam alii vandalicam vocant", übrigens die erste, welche verfaßt wurde; die evangelische Orthographie sieht Georg Matthiä, der 1721 gleichfalls eine Grammatik herausgab, als ihren Stifter an.

Erst im Jahre 1761 erschien eine „Niederlausitzisch-wendische Grammatica" vom Prediger Hauptmann zu Lübbenau.

Seit der Reformation hatte sich unter dem niederen Volke der Lausitz das Bedürfnis geltend gemacht, die christliche Lehre nicht nur in der Muttersprache zu hören, sondern auch zu

lesen. Die wendische Predigt entwickelte sich freilich ziemlich spät. Erst seit Michael Frenzel (1628—1706) gewann dieselbe größeren Einfluß; besonders kam ihr die Errichtung des Prager Seminars für Katholiken (1704) und die Gründung protestantischer Predigergesellschaften zu Leipzig (1716) und Wittenberg (1749) zustatten. Wohl war es nicht die Absicht der Kirche, das nationale Wendentum und die erlöschende Sprache vor dem Untergange zu bewahren, doch trug das Bestreben der Geistlichen, dem Volke Erbauungsbücher an die Hand zu geben, dazu von selbst bei. Erst von dieser Zeit an ist die wendische Sprache zu literarischem Gebrauche verwendet worden.

Obwohl als das älteste bekannte Denkmal der lausitzisch-serbischen Sprache ein wendischer Bürgereid aus der Zeit vor der Reformation zu betrachten ist, so gilt als Schriftdenkmal von besonderem Werte erst ein handschriftliches Neues Testament vom Jahre 1548 von Nikolaus Jakubica, das in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird. Dasselbe weist als Übersetzungssprache eine Art Übergangsdialekt auf, der aber mit keinem der niederlausitzisch-serbischen Dialekte zusammenfällt.

Überhaupt wurden zunächst nur Bruchstücke der Bibel ins Wendische übertragen. Von dem wendischen Pastor Albinus Moller wurde 1574 ein Gesangbuch mit Gebeten und dem lutherischen Katechismus in niederserbischer Sprache herausgegeben; im Jahre 1610 folgte ein Niederlausitzer Katechismus „Enchiridion Vandalicum“ von A. Tharaeus, und 1769 erschien das „Lübbenauer serbische Gesangbuch“ („Lubńowski szarski Sambuch“).

Eine vollständige Übersetzung der Bibel durch die Geistlichen: Lange, Jokusch, Böhmer und Wawer erschien im Jahre 1728 für die Oberlausitzer Wenden. Für die Niederlausitzer hatte Gottlieb Fabricius (1679—1741), der zuletzt Superintendent in Cottbus war, das Neue Testament und Luthers kleinen Katechismus übersetzt und 1709 herausgegeben, und zwar wurden diese Werke in Kahren, woselbst sich die erste Druckerei hiesiger Gegend befand, gedruckt; das Alte Testament erschien durch J. Friedrich Fritze 1797.

Als erstes wendisches Wörterbuch ist das vierbändige Werk: „De originibus linguae Sorabicae“ von Abraham Frentzel (1693) zu erwähnen. Ein Niederlausitzer Wörterbuch von demselben Verfasser blieb Manuskript. Das gilt auch von den Wörterbüchern eines Fabricius und Tiverius. Im Jahre 1847 erschien das „Niederlausitz-wendisch-deutsche

Handwörterbuch" von J. G. Zwahr in der Differtschen Buchhandlung zu Cottbus.

Der im Jahre 1869 gestorbene Lehrer Traugott Kopf ließ ein Gedicht über den preußischen Krieg erscheinen (1809), das in sechs Wochen einen Umsatz von 5000 Exemplaren erzielte. Dem Begräbnisliederbuche gab er 1816 seine endgültige Gestalt; auch schrieb er zahlreiche pädagogische Abhandlungen.

Vom Pastor Friedrich Schindler († 1841) erschienen als besonders erwähnenswert biblische Geschichten, die erste Gesamtausgabe der niederwendischen Bibel (1822—24) und ein Predigtbuch (1829).

Über Altertum, Sprache, Sitten und Gebräuche der Wenden schrieb der Pfarrer Chr. W. Bronisch († 1881) und lieferte mit seinem jüngeren Bruder H. August Bronisch, ferner mit den Liedersammlern Post und Komor Beiträge niederwendischer Lieder zu Johann Schmalers Werk: „Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz", (2 Bd. Grimma 1841—43), das unter Mithilfe von Leopold Haupt herausgegeben wurde und das bedeutendste Sammelwerk ist, das die wendische Literatur aufzuweisen hat. Es finden sich darin nicht nur Volkslieder in wendischer und deutscher Sprache mit dazu gehörigen Melodien, sondern auch Märchen, Sprichwörter, Gebräuche und Aberglauben der Wenden; Sprache und Dialekte, Land und Volk werden eingehend behandelt.

Auch der Pfarrer Gottlob Markus sammelte niederwendische Volkslieder (1837—40), welche von M. Hornik später herausgegeben wurden.

Literarisch äußerst tätig und für das Wendentum begeistert war der Pfarrer Chr. Fr. Stempel († 1867) zu Lübbenau, der zwei größere epische Dichtungen: „Die Unterdrückung der Lausitzer Serben" und „Die drei schnellen Posaunen: Der Laut, die Stimme, die Rede" schrieb. Das erste Werk ging verloren, Bruchstücke aus dem zweiten gelangten in der wendischen Zeitschrift „Łužičan" zum Abdruck. Außerdem übersetzte Chr. Fr. Stempel die Fabeln des Phädrus in den Niederlausitzer Dialekt.

Neben Martin Grys († 1878) ist als besonders begabte Dichternatur der 1853 zu Werben geborene Bauernsohn Mato Hósyk zu erwähnen. Derselbe schrieb ein kleines Epos, das die Ermordung der 30 Wendenfürsten durch Gero behandelt, und ein in Hexametern verfaßtes umfangreiches Idyll „Die serbische Hochzeit im Spreewald". Seine Arbeiten vereinigen poetische Innigkeit und Schwung, Korrektheit und Volkstümlichkeit der Sprache.

Nach den Wirren von 1848 wurde mit Unterstützung der Konservativen die niederwendische Zeitung „Bramborski Serbski Casnik“ gegründet, deren erster Redakteur der Pastor J. Nowka († 1863) war. Diese Zeitung brach sich aber nur langsam Bahn im Wendenvolk. Seit dem Jahre 1864 war Herausgeber des „Casnik“ der Lehrer Christian Schwela (geb. 1836) in Schorbus, der sich als Verfasser von Gedichten und Volksbüchern und als Übersetzer von Predigten usw. ein besonderes Verdienst um die wendische Literatur der Niederlausitz erworben hat. Von ihm erschienen u. a.. „Serbske arie“ (Wendische Arien), Fritzes Predigtbuch mit Verbesserungen, „das Vaterunser“ eine Erzählung (deutsch), Nikodemusowe knigły“ (Nikodemus, eine Legende), „Jesus ten dobry pastyr“ (Die Hirtentreue Jesu Christi, ein Gleichnis).

Matthäus Riese, (geb. 1847) ehemals in Striesow, jetzt in Sielow bei Cottbus, dichtete volkstümliche Lieder, von denen mehrere in vielen Ortschaften bei besonderen Gelegenheiten, wie Hochzeiten u. dgl., allgemein gesungen werden. In einzelnen Zeitungen erschienen von ihm neben Liedern und Aufsätzen auch Erzählungen aus dem wendischen Volksleben, z. B. „Der Brautkrug“. Er ist mit Jordan und Schwela Herausgeber der 60 Erzählungen: „Kopa sznopow“ (Ein Schock Garben).

Ein unter dem Vorsitz des Rittergutsbesitzers von Werdeck gegründeter Verein „Serbske towarišstow Dołojceneje Lužyce“. der vier kleine Volksschriften herausgab, hatte einen nur 1½ jährigen Bestand.

Im Jahre 1849 schloß sich die wendische Jugend des Cottbuser Gymnasiums gleichfalls zu einem Vereine zusammen, der besonders an Festigkeit erhielt, als im Jahre 1857 der wendische Unterricht an der Lehranstalt eingeführt wurde. Der Gründer dieses Vereins war J. Fr. Teschner (geb. 1829), der nach Beendigung seiner Studien Diakonus an der wendischen Kirche zu Cottbus von 1857—62 war. Er führte eine dem niederlausitzischen Idiom entsprechende Orthographie ein. Seine Hauptwerke sind ein großes Predigtbuch, das in dritter Auflage herauskam, ein Andachtbuch, ein Gebetbuch und „Luthers Leben und Wirken“.

Im Jahre 1868 erschien, auf Kosten der Preußischen Hauptbibelgesellschaft gedruckt, eine verbesserte Ausgabe der ganzen Bibel von Pfarrer Haussig unter Mitwirkung von Teschner, Chr. Albinus, Fr. Schadow, P. Friedrich Bronisch und Pank.

Seit dem Jahre 1872 entwickelte der nach Papitz im Cottbuser Kreise übergesiedelte Oberlausitzer Heinrich

Jordan, der in Kürze der niederwendischen Sprache mächtig war, eine überaus fruchtbare literarische Tätigkeit. Er schrieb Schulbücher, Artikel für Zeitungen und gab Volksschriften und Liedersammlungen heraus. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen seien erwähnt: Eine Sammlung alter niederwendischer Volkslieder nebst Melodien „Najrjeńše ludowe bajki“ (Die schönsten Volkssagen), „Bogumil abo biblija humožo wot smerśi“. (Bogumil oder die Bibel errettet vom Tode), „Cytanka“, (Ein Lesebuch zur Erlernung des wendischen Lesens), „Kejžora Wilhelma I. žiwjenje a skutki“ (Kaiser Wilhelms I. Leben und Taten.)

Besonderes Verdienst um das wendische Schrifttum hat sich der deutsche Gelehrte Dr. Georg Sauerwein erworben, in dem sich ein seltenes Sprachtalent mit hoher poetischer Begabung vereinte. In erstaunlich kurzer Zeit erlernte er in Burg im Spreewalde die wendische Sprache und gab bald darauf vorzügliche Proben des Wendischen in Prosa und Poesie. In einem seiner Lieder sagt er von sich selbst: „Ich bin deutsch geboren .... aber habe ein wendisches Herz; die Wenden sind meine Brüder“. Er ist der Verfasser der Liedersammlung „Sserbske stutzki“ und der Erzählung „Lesche Woda“. Von ihm stammt: „Der Spreewald“, Fragment aus einem altgriechischen Gedicht über denselben. In Zeitschriften veröffentlichte er viele Aufsätze, die sämtlich seine Liebe für das Wendentum bekundeten. Proben seiner Muse enthält der Abschnitt: „Lieder“.

Auf Anregung des Polen J. Parczewski, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Niederlausitz bereiste, wurde unter dem Vorsitz Teschners 1880 ein Verein ins Leben gerufen, der den Namen „Dolnołužyski Wotrěd Maśice Serbskeje“ oder kurz „Knigłowne Towarišstwo“ (Bücherverein) führte. Er gab neben Volksschriften eine neue Bearbeitung des Gesangbuches und seit 1880 einen Kalender („Pratyja“) heraus, dessen Erscheinen aber nach wenigen Jahren eingestellt wurde. Im Jahre 1881 wurde der „Casnik“ vergrößert und hieß von nun ab „Bramborske Nowiny“; der Schriftleitung traten neben Schwela noch H. Jordan und Kósżyk bei, doch schon nach kurzer Zeit (1885) blieb Schwela der alleinige Herausgeber.

Der Pole Alexander Petrów machte sich durch die Herausgabe einer Lautlehre („Głosownia“) 1874 und eines Wörterbuches im niederwendischen Dialekt verdient.

Die erste vollständige Bibliographie des Niederlausitzer Schrifttums mit biographischen Angaben der Schriftsteller erschien 1881 durch den Oberlausitzer K. Jensch.

Noch sei Erwähnung getan des Pfarrers Lademann († 1809) zu Cottbus, der ein niederwendisches Gebetbuch verfaßte, und des Predigers Albert Ebert, der eine „Grammatik der niederwendischen Sprache" als Manuskript hinterließ. Eine neue wissenschaftliche Grammatik der niederlausitzer Wendensprache von Dr. Mucke ist bei Hirzel in Leipzig erschienen.

Für die geistige Förderung der Niederlausitzer Wenden, insbesondere durch die Herausgabe guter Volksschriften, ist in neuerer Zeit von wesentlicher Bedeutung der niederwendische Verein Maśica Serbska geworden, dessen Vorsitzender Pastor Nowy in Briesen (Spreewald) ist. Dieser Verein besorgt die Zusammenstellung und Herausgabe der in niederwendischer Sprache erschienenen Schriften. Ein zwanglos erscheinendes Verzeichnis bringt unter den Abschnitten: Sprachwissenschaftliches, Religiöse Schriften, Sonstige belehrende und unterhaltende Schriften, Gedichte und Lieder und Zeitschriften eine reiche Abwechselung für die geistigen Bedürfnisse des wendischen Volkes. Das zuletzt im Jahre 1909 bei A. Lapstich in Hoyerswerda gedruckte „Verzeichnis führt folgende Schriften auf, sofern derselben nicht bereits früher Erwähnung getan worden ist.

I. Sprachwissenschaftliches.

Laut- und Formenlehre der Niedersorbischen Sprache, von Professor Dr. E. Mucka-Freiberg. Preisschrift der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig 1891. Verlag von B. G. Teubner.

Lehrbuch der Niederwendischen Sprache, Teil I: Grammatik, von G. Schwela, Pastor in Dissen. 1905/6. Selbstverlag. Teil II, enthaltend Uebungsbeispiele mit Wörterverzeichnis, 1911. Studienrat Dr. Ernst Mucke widmet diesem Lehrbuche in der „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde in Berlin" die höchste Würdigung.

Delnoserbski Pšawopis. Zwei Aufsätze von G. Schwela. Abdruck aus dem Zaßopiß Maschizy Sserbskeje. Bautzen 1903.

Zytanka ja ßerbske źischi, von G. Schwela, Pastor in Dissen, Cottbus 1907. Selbstverlag.

Delnoserbski psalter we Wolfenbüttelu. Spißat Alfons Parczewski. Abdruck aus dem Zaßopiß M. S. Bautzen 1907. Enthält Ps. 1—15 aus einer Handschrift von 1556 nebst kritischer Besprechung.

II. Religiöse Schriften.

Biblija abo Swěte Pißmo. Halle 1868. Caſtein'ſche Bibelanſtalt.

Nowy Teſtament a Pſalmy. Berlin 1897. Preußiſche Hauptbibelgeſellſchaft.

Ten Knĕs jo mój paſtyŕ. Predigtbuch auf die Evangelien des Kirchenjahres von † J. F. Teſchner, Pfarrer in Nieda. M. S.*). 4. Auflage 1901.

Nowe ßerbſke módlitwy. Gebetbuch von Teſchner. 2. Aufl. 1895. M. S.

Starkowe módlitwy. 2. Aufl. 1898. M. S.

Stare ßerbſke duchowne kjarliže. Geſangbuch mit dem alten Text. 12. Aufl. 1897. M. S.

Sserbſke duchowne kjarliže. Geſangbuch mit dem neu bearbeiteten Text. 13. (der neuen Bearbeitung 3.) Aufl. 1901. M. S.

Silvo. Überſetzt von Chr. Schwela. Abdruck aus dem Bramb. Zaßnik 1901.

Styri pŕatkowańa. Von F. W. Teſchner, (ſind in die neueren Auflagen des Predigtbuches aufgenommen.) Cottbus 1879. M. S.

Pŕatkowańe pſchi huſtaẃeńu ſmilneje ßotſche w Strobizach, von G. Schwela, 1907.

Troſcht chorym a tužnym. 5 Traktate, je 4 Seiten. Überſetzt von Dr. G. Broniſch, Paſtor in Cottbus. Chriſtl. Zeitſchriftenverein in Berlin.

III. Sonſtige belehrende und unterhaltende Schriften.

Probeńze ſe ßerbſkeje hiſtorije. Zum 25. Jubiläum der M. S., von H. Jordan. 1905.

Kejžor Wilhelma prědnego žyẃeńe a ſtatki. Von Fr. Teſchner. M. S. 1888.

Robinſon. Überſetzt von Dr. G. Broniſch, H. Jordan, Chr. Schwela. M. S. 1892.

Genoveſa. Überſetzt von K. Hauſſig, Pfarrer in Kahren. M. S. 1886.

Wójnſka kronika. Überſetzt und bearbeitet von Chr. Schwela. Abdruck aus dem Bramb. Zaßnik. M. S. 1896.

---

*) M. S. bedeutet: Verlag von Maſchiza Sserbſka.

Roskładźeńe ſa zkonki Maſchize Sserbſkeje. Von H. Jordan. M. S. 1882.

Dr. Merlyn Lutherußowy maly Katechismus. Deutſch und wendiſch. Bearbeitet von Rieſe, Jordan und Schwela. A. Lapſtich, Hoyerswerda. 2. Aufl. 1909.

Agenda ſa evangelſku zerkwju we Pſchußkej. Verlag von W. Franke in Hoyerswerda.

Bibliſke hulizowańa ſe ſtarego Teſtamenta. H. Jordan, Kantor in Papitz. M. S. 1894.

Kriſtußowe ſcherpeńe a humŕeſche. Überſetzt von F. W. Nowy.

Jaden źeń ſ Jeſußowego žyweńa. Überſetzt von H. Jordan. Bautzen 1893. M. S.

Bóže kralejſtwo mjaſy Sserbami. Religiöſe Aufſätze und Erzählungen verſchiedener Verfaſſer, aus dem Bramb. Zaßnik zuſammengeſtellt von G. Schwela. Als Feſtgeſchenk zum 70. Geburtstag und 50. Amtsjubiläum des Redakteurs herausgegeben von der M. S. 1906.

Mimo Boga na ßwěſche. Überſetzt von H. Jordan. M. S. 1903.

Nikodemußowe knigły. Überſetzt von Chr. Schwela. 2. Aufl.

To poßokſtwo, von † Pank, Pfarrer in Diſſen. 2. Aufl. 1898.

Kſchěſćźijańſke a tatańſke gole. Überſetzt von H. Jordan Berliner Miſſionsgeſellſchaft 1900.

Luźi žrazſtwo mjaſy zarnymi, wie oben, 12 S.

Pſcheſchiwo ńewolniſtwu. Überſetzt von G. Schwela. Berl. Miſſionsgeſellſchaft.

Wěrny ſnank Chinajſkego mißionſtwa. Überſetzt von B. Kruſchwitza, Pfarrer in Werben. Berl. Miſſ. 1901.

Kuždе ſto lět nowy ßwět. H. Jordan. M. S. 1900.

Ta paſtyŕſka luboſćź Jeſom Kriſtußa. Überſetzt von Chr. Schwela, Kantor in Schorbus. Verlag von F. W. Bergemann in Neu-Ruppin 1881.

Ssyn pijańzowy. Überſetzt von G. Schwela. Abdruck aus dem Bramb. Zaßnik 1903.

Prědne žaßeſch lět Maſchize Sserbſkeje. Von H. Jordan. M. S. 1891.

Na ſcheſty maj. Überſetzt von † P. Broniſch, Pfarrer in Cottbus 1891.

Pratyja ſa Delno-Lužyſkich Sserbow, 1894—98.

IV. Gedichte und Lieder.

Delnoserbske ludowe pěsnje. Gesammelt von † Markus, Pfarrer in Papitz, herausgegeben von M. Hornik. Abdruck aus dem Zaßopiß M. S. Bautzen 1882.

Sserßka ßwajźba we Błotach. Epos in Hexametern von M. Koßyk, jetzt Pfarrer in Tillemore, Nebraska N. A. 1880.

Sběrka dołno-ßerßkich pěßnow. Von M. Koßyk, 1893.

Zaßnikarju. Widmung von Fr. Rocha. 1907.

Wěnašk delno-serbskich pěsńow. Sbaßnił Fr. Rocha, Turański. Abdruck aus dem Zaßopiß M. S. Bautzen 1908.

Styrigłosne spiwańa. (Lieder mit Noten) von † A. Kozor, Kantor in Kittlitz, und H. Jordan. M. S. 1886.

15 Hornjo- a Delnjołużyskich narodnych spěwow ſ pſchewożenim forte piana. Von † K. A. Kozor. (Text auch in deutſcher Überſetzung.) Verlag von M. Schmaler in Bautzen.

Nowe a ſtare ßerßke arije, ſa dwa głoßa. H. Jordan, 1900.

Sserßke ſtuzki. Von Dr. Sauerwein. Abdruck aus dem Zaßopiß M. S. Bautzen 1877.

V. Zeitſchriften.

Bramborſki Zaßnik, jetzt Sserßki Zaßnik. Politiſches Wochenblatt, begründet 1848 durch Landrat von Werdeck auf Schorbus und Pfarrer Nowka in Madlow, redigiert von Pfarrer Gotthold Schwela in Diſſen.

Woßadnik. Chriſtliches Monatsblatt, begründet 1904, redigiert von B. Bieger, Paſtor in Peitz und H. Rieſe, Pfarrer in Jänſchwalde. (Mit Gwězda im Kriege 1915 eingegangen.)

Łužyca. Belletriſtiſche Monatsſchrift für die Ober- und Niederlauſitzer Wenden. Begründet 1882. Redigiert von Studienrat Prof. Dr. E. Mucke in Bautzen. (Nach Unterbrechung des Druckes ſeit Neujahr 1921 wieder erſcheinend.)

Časopis Maćicy Serbskeje. Organ der Maſchiza Serbſka in Bautzen, bringt auch nach Möglichkeit Aufſätze im Niederwendiſchen Dialekt. Redakteur Prof. Dr. E. Muka.

Die Wiederbelebung des lauſitz-ſerbiſchen Volkstums bildet alles in allem eins der wunderbarſten Beiſpiele der ſlawiſchen Bewegung. Dem kleinen Stamme, nur die niedere Geſellſchaftsklaſſe bildend, aller materiellen Mittel entblößt, droht von altersher vollſtändige Germaniſierung; aber der

allgemeine Strom der nationalen Bewegung hob auch diese kleine Nationalität. Sie taucht wieder an die Oberfläche empor mit Versuchen zu einer besonderen Literatur. — Die Literatur entsproßt aus der Sympathie für das Volk und hat dem Anschein nach feste Wurzel geschlagen. Aber hier ist auch die Kehrseite der kleinen Literatur sehr deutlich zu sehen: diese Literatur ist verurteilt, elementar zu bleiben, sich im wesentlichen auf Schriften für den ersten Unterricht und auf populäre Lektüre zu beschränken. Die geringe Volkszahl des Stammes selbst und der deshalb beschränkte Umfang dieser Literatur gibt keine Möglichkeit einer stärkeren Entwickelung: ihr wissenschaftlicher Inhalt wird durch die Nachbarschaft der deutschen oder eventuell einer anderen slawischen Literatur erdrückt; ihre Poesie ist in die engen Grenzen des Volkstums gedrängt, für das sie bestimmt ist; schließlich hat überhaupt ein Buch, das über das Niveau des Elementaren und Populären hinausgeht, kaum eine Möglichkeit materiell zu bestehen — nur wenige werden es kaufen. Eine höhere Bildung und weitergreifende Poesie bleiben notwendigerweise einer fremden Sprache vorbehalten — sei es die deutsche, sei es ein anderer, stärkerer slawischer Dialekt. — Die Förderer der lausitzisch-serbischen Literatur verrichten in den kleinen Verhältnissen ihres Volkes und bei den bescheidensten Mitteln ein Werk, das alle Hochachtung verdient." (Pypin-Traugott Pech, das Serbisch-Wendische Schrifttum).

Die Kleidung.

Das wendische Volk ist kein Sklave der launischen Mode, die das eben erst Bewunderte schon nach kurzer Frist der Vergessenheit überliefert, sondern es hält wie an Sitten und Gebräuchen so auch an der althergebrachten Tracht im großen und ganzen fest. Wenigstens läßt sich das von der weiblichen Bevölkerung behaupten.

Bis zu welchem Zeitpunkte diese den Wenden eigentümliche Art und Weise sich zu kleiden zurückreichen mag, darüber fehlen aus frühester Zeit jegliche ethnographischen Belege. Es lassen sich deshalb hierüber nur Vermutungen aufstellen. Nach den Erforschungen des Professors und Geh. Medizinalrats Dr. R. Virchow[1]) reichen die stehengebliebenen Moden nicht über das 15. Jahrhundert zurück; die auffällige Verschiedenheit in der Tracht der Niederlausitzer protestantischen und der

[1]) Verhandlungen der Berl. anthrop. Ges. 1891, S. 324.

Oberlausitzer katholischen Wenden datiert sicherlich erst seit der Reformationszeit her. Der Maler August von Heyden vertritt die Ansicht, es gebe keine Volkstracht, die unter das Ende des 16. Jahrhunderts zurückgehe; man kenne noch nicht die Verbreitung der Modeformen früherer Jahrhunderte; diese müsse vorerst beschafft werden. Sichere Nachrichten über die wendische Tracht finden sich erst im 17. Jahrhundert und später. Aufschluß hierüber gibt das auf Befehl des Königs August des Starken von Sachsen angefertigte Kostümbuch des Königl. Kupferstichkabinetts vom Jahre 1700, das mehrere Abbildungen von Wenden und Wendinnen in Fest- und Trauerkleidung enthält [1]).

Die Tracht der Männer zeigt hier im allgemeinen nicht allzugroße Abweichungen von der den übrigen Deutschen gemeinsamen Kleidung, eine Erscheinung, die sich bis in die Neuzeit verfolgen läßt.

Den Kopf der Männer bedeckte in jener Zeit ein breitrandiger Schlapphut. Der Oberrock, welcher fast bis zu den Knien und beim Bräutigam noch weiter hinabreichte, umschloß ohne besonderen Kragen den Hals; er stand gewöhnlich offen, so daß ein kürzerer Rock darunter und auch die Weste sichtbar waren. Die Ärmel an der Hand waren weit zurückgeschlagen und am äußersten Ende abstehend. Um den Hals war ein Tuch geschlungen, dessen Zipfel lang herabhingen. Bauschige Kniehosen, Strümpfe und niedere Schuhe vervollständigten den übrigen Anzug. — Der Hochzeitbitter trug einen dreieckigen Hut, der seitlich mit langen Rosmarinreisern geschmückt war. Sein Halstuch war zu einer breiten, weit abstehenden Schleife gebunden. Der Rock reichte bis zu den Knöcheln. Auf der linken Brustseite desselben war eine Schleife mit einem langen Reise von Rosmarin angebracht.

Die Kleidung der weiblichen Personen kennzeichnete sich auf den ersten Blick als echt wendische.

Die Kirchgängerinnen hatten ein dreieckig zusammengelegtes Tuch um den Kopf gebunden. Die seitlichen Zipfel waren unter dem Kinn zu einem einfachen Knoten zusammengeschlungen, während der dritte Zipfel über den Nacken lief. Ebenso bindet man heute in Lehde und Leipe das meist rote Kopftuch. Ähnlich wie die Strohhaube, welche auf den Feldern bei Heinersbrück u. a. O. getragen und kłobyk genannt wird, ist eine andere Kopfbedeckung, von welcher lange, schmale, den vorderen Rand umschließende Bänder auf die Schultern niederfallen. Den Kopf der Braut schmückt eine höhere, nach oben

[1]) Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit.

spitziger zulaufende, reich verzierte steife Mütze, die Borta, wie sie noch in der Oberlausitz im Gebrauch ist. Das Haupt eines anderen Mädchens ist von einer den Hinterkopf eng umschließenden Kappe mit schmaler, vorstehender Rüsche bedeckt. Ähnliche Kopfbekleidungen, Kuschaua genannt, sah ich bei alten Leuten in Graustein bei Spremberg.

Den Hals trug man frei und zierte ihn oft mit einer Perlenkette. Den Oberkörper umschloß entweder ein vorne geschnürtes Mieder oder eine mit tiefer Rundung ausgeschnittne Taille, oberhalb welcher ein in Falten gelegtes, anscheinend weißes Kleidungsstück bis zum Halse emporreichte und sich an denselben eng anschloß. Die Jacke war so kurz wie das Mieder, die Ärmel lang und nach der Hand zu sich verengend oder auch breit und nur bis zum Ellenbogengelenk reichend. Der kurze Rock zeigte unzählige Falten und bestand entweder aus schwarzem Tuche, aus Leinwand oder anderen Stoffen, die oft gemustert oder geblümt erscheinen. Den Rock bedeckte eine entweder schmale und kurze Schürze oder eine auch über das Mieder reichende Latzschürze, die mit dem Rocke gleiche Länge hatte. Die Strümpfe waren meist rot. Unter dem Arme trug man auf dem Kirchgange ein zusammengerolltes weißes Tuch von nicht geringer Größe. Dasselbe diente auch zum Umnehmen bei der Trauer und zum Schutze der Kopfbedeckung bei Regenwetter. Die Füße waren durchweg mit niederen Schuhen bekleidet.

Der Luxus, der auf die bunte wendische Tracht verwendet wurde, war schon im 17. Jahrhundert so groß, daß die Lausitzer Stände auf dem Bertholomäi-Landtage 1654 dagegen einzuschreiten für nötig hielten. In der 15. Proposition des Landtagsschlusses heißt es demzufolge. „Denen Wendischen Bauernleuten und Knechten ist, damit ihre überhand nehmende Hoffart gestillet werden möchte, zu verbieten, die kostbaren Bänder und Federn um die Hüte, wie auch die Stiefel mit Absätzen und die verbramten Stolpen zu tragen; item: daß den wendischen Mägden die theuren Bänder um die Köpfe, wie auch Halsbänder von Korallen zu tragen, verboten sein soll."

Die von W. von Schulenburg in den „Niederlausitzer Mitteilungen" [1]) gebrachte Angabe, daß der Urgroßvater der hochbetagten Frau Maurer Pöschk in Burg in der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum siebzehnten Lebensjahre nur in „kapa", dem Kinderrock, herumgelaufen sei, scheint eher ein vereinzelter Fall, der vielleicht in häuslichen Verhältnissen seinen

[1]) Bd. II. Ht. 5 S. 377.

Grund haben mag, zu sein, als daß man zur Annahme berechtigt wäre, diese primitive Kleidung sei die allgemein übliche für die männliche Jugend im Spreewalde gewesen.

Erst vom Beginn unseres Jahrhunderts an, wo man dem bisher wenig beachteten Volksstamme der Wenden mehr Aufmerksamkeit zuwendete und eine ethnographische Erforschung desselben der Mühe für wert hielt, haben wir zuverlässige Beweise für die Tracht der Wenden. Die Zeugen aus dieser Zeit reichen noch bis in unsere Tage hinein. In alten Wirtschaften fand ich zuweilen dergleichen Kleidungsstücke vor, sind doch Greise und Greisinnen nicht selten noch im teilweisen Besitz ihres Jugendstaates, ja, sie haben von einzelnen liebgewordenen Kleidungsstücken selbst heute noch nicht gelassen.

Die Tracht der männlichen Personen.

Zur ehemaligen Männertracht gehörte als Kopfbedeckung für gewöhnlich ein breitrandiger grober Filzhut (kłobuk. kłobyk), dessen Krempe im Sommer zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen niedergebogen wurde. Im Winter trat an seine Stelle eine Pudel- oder Sackmütze, Bobrawa oder Pudelawa (Bg.) aus schwarzem Sammet oder Tuchstoff, welche mit graublauem Krimmer verbrämt und mit einer Troddel versehen war. Inwendig war sie gewöhnlich mit Schaf- oder Pudelfell gefüttert. An Sonn- und Festtagen band man ein seidenes Band von roter, blauer oder grüner Farbe, auch eine gleichgefärbte Schnur um den Hut, oder man trug eine verbrämte Tuchmütze, miza, mit blauem, grünem oder rotem Deckel aus Tuch oder Seide. In Saspow hatten die Männer vor etwa 60 Jahren solche Mützen mit grünem Deckel, die jungen Burschen solche mit rotem; bei den Knaben waren die Deckel aus Tuchstücken von verschiedener Farbe zusammengesetzt.

Das Hemd, sglo, bestand aus grobem Linnen. Es war entweder auf der Brust oder auf dem Rücken offen; die langen, bauschigen Ärmel wurden am Handgelenk zugeknöpft.

Um den Hals band man gewöhnlich ein dunkles, steifes Leinwandtuch; des Sonntags und bei feierlichen Gelegenheiten wurde ein schwarzes Tuch als Schleife um ein kleines, äußerst einfaches Schemisett getragen. Dieses bestand aus einem rechteckigen Stück feiner Leinewand von 30 cm Länge und 20 cm Breite, an dem sich ein dünner Stehkragen befand, der hinten am Halse mit einer Nadel zusammengesteckt wurde.

Die Brust bedeckte eine lange Weste, kamsol, oder der Brustlatz, laz, die entweder aus streifiger Leinwand oder aus

Volksbildungsverein

feinem, oftmals gestricheltem oder geblümtem, verschiedenfarbigem Tuche oder aus Seide angefertigt wurden und einen niedrigen Stehkragen hatten. Konnte die Weste übergeschlagen werden, so befanden sich zwei Reihen meist vergoldeter Knöpfe daran. Innen war sie mit Leinwand gefüttert. Am meisten wurde mit dem Brustlatze, den nicht selten goldene Litzen zierten, Staat gemacht.

Die Beinkleider, sez. entweder aus Tuch, Leinwand oder Hirschleder hergestellt, reichten ehemals nur bis an die Knie, später bis auf die Füße herunter. Die Kniehosen wurden am unteren Ende durch Bänder zusammengehalten und waren an der Außenseite meist mit drei senkrecht angebrachten Knöpfen besetzt. Die langen Beinkleider knöpfte man seitlich zu.

Man trug rinds- oder kalblederne langschäftige Stiefel, die zum Überschlagen gingen, oder Schnallenschuhe aus Kalb-, auch Juchtenleder, welche mit einem Hufeisen und mit breitköpfigen Nägeln beschlagen waren.

Die Strümpfe reichten bis zu den Knien empor und bestanden ehemals aus Naturwolle. Sie wurden von den Hirten, besonders von den Schäfern, gestrickt, welche eine große Geschicklichkeit im Buntstricken besaßen. Die Strümpfe, welche man bei festlichen Gelegenheiten anzog, waren von farbiger Wolle und oft schön gewirkt, im Sommer von weißer Baumwolle. Wurden Strümpfe fehlerhaft, so stopfte man sie nicht, sondern flickte sie mit einem Leinwand- oder Frieslappen.

In den heißen Monaten ging man barfuß und zog bei Regenwetter oder bei der Arbeit auf dem Stoppelfelde Holzpantoffeln oder alte Schuhe an. In den Stiefeln trug man die Füße entweder mit Leinwandlappen oder mit Stroh umwickelt.

Der Rock, mit dem man sich wochentags bei der Arbeit bekleidete, war aus grober, ungebleichter Leinwand hergestellt und reichte bis oberhalb des Kniegelenks. Er hieß Pikesche, pikescha. Sonst trug man einen langen, fast bis zu den Knöcheln reichenden linnenen Rock, kapa oder kabat genannt, welcher innen mit weißem Fries gefüttert und mit einem farbigen, bortenartigen Vorstoße aus demselben Stoffe versehen war. Dieser Vorstoß zeigte sich an den Aufschlägen oder am Saume des Kragens, dem Rande der beiden vorderen Rockteile bis zum Ansatz der Rockschöße und an den letzten selbst. Dieser farbige Ausputz der Röcke war das Erkennungszeichen für den Wohnort oder die Gegend der Niederlausitz, welcher der Wende angehörte. In dem südlichen Teile der Spreeniederung, in den Dörfern Burg, Müschen, Werben Guhrow, Briesen, Dissen, Papitz usw. war grüner Vorstoß üblich, während man im

nördlichen Teile, in Schmogrow, Fehrow, Drachhausen, Drehnow, überhaupt um Peitz bis nach Groß-Lieskow hin roten Vorstoß trug. Andere Spreewalddörfer kennzeichneten sich durch die weiße Farbe. Die Röcke wurden entweder mit großen, blanken oder mit hölzernen, von Leinwand überzogenen Knöpfen besetzt. Sie hatten sehr breite Schöße und tiefe Taschen mit meist senkrechten, seitlichen Öffnungen von außen. Darauf kamen die blau gefärbten Leinwandröcke und Hosen mehr und mehr in Gebrauch; alte Leute in dieser Tracht sind noch heute nicht selten. Des Sonntags trug man einen langen Rock aus feinerer Leinewand oder aus blauem Tuch. Später wurde eine meist blaue, kurze Jacke mit handbreitem Schößchen und drei im Dreieck stehenden weißen Knöpfchen, jaka, jopa, üblich, die sich an den Hüften verengte und vorn überzuknöpfen ging. Im Winter zog man einen weißen Schafpelz, kozuch, an und bei Regenwetter den Leinwandkittel darüber. Selten war der Pelz außen mit Tuch überzogen.

Die Hände wurden mit einem Paar Fausthandschuhen aus Leinwand, inwendig mit rotem oder grünem Friese gefüttert, bekleidet. Oft waren sie auch aus Kalb- oder Kaninchenfell hergestellt, so daß die haarige Seite nach innen kam und am oberen Teile einen breiten Saum bildete.

Eine kurze, mit einem großen Holzkopf versehene Tabakspfeife und der gewaltige Knotenstock vervollständigten die Ausrüstung des auf der Reise befindlichen Wenden.

Zur Kirche ging derselbe meist schwarz gekleidet; das gilt auch vom Bräutigam, dessen Kopf gewöhnlich mit einer Mütze, seltener mit einem Hute bedeckt war. Unterhalb dieser Bedeckung, am Hinterkopfe, war ein kleiner Kranz von höchstens 15 cm Durchmesser aus Raute u. dgl. angebracht, von dem ein grünes Seidenband oder lose weiße und grüne Seide niederhing. Ein Strauß von künstlichen Blumen oder zwei Rosmarinstengel schmückten die Brust. In vielen Orten trug er in der Hand ein weißes, mehrfach zusammengelegtes Tuch.

Für die Trauerkleidung wählte man schwarze oder doch dunkle Anzüge und ein schwarzes Halstuch. Die leidtragenden Männer banden einen Flor um Arm und Hut. In vielen Orten war letzter im ersten Trauermonat schwarz und breitrandig; er bedeckte auch während des öffentlichen Gottesdienstes den Kopf.

Diese alte Bekleidung ist seit etwa 50 Jahren verschwunden. Die junge Generation, welche vielfach in germanisierten Orten als Maurer oder Zimmerleute beschäftigt war, hatte bald die Tracht der deutschen Arbeitsgenossen angenommen

und die Alten vielfach über das lange, weiße „Sterbehemd", den Leinwandkittel, gehänselt.

Als Sommerbekleidung ist jetzt zwar noch weiße Leinwand in Beinkleidern und gewöhnlichen Jacken vorherrschend, die langen Röcke aber sind jetzt eine große Seltenheit.

Die Männer, besonders die jüngeren, kleiden sich gegenwärtig, wenigstens an Sonn- und Festtagen, in städtischer Weise mit dunkelfarbigem Rock oder Jackett aus Tuch oder Halbtuch.

Den Kopf bedeckte man meist mit einer schwarzen oder dunkelfarbigen Mütze aus Tuch oder Plüsch, mit einem kleinen Hute oder bereits mit dem Zylinderhute. Bei der Hitze ist ein mit rotem Bande geschmückter, breitrandiger Strohhut allgemein üblich.

Der Bräutigam erscheint im schwarzen Rock und niederem Hute, nur vereinzelt, z. B. in Schmellwitz, Gulben, Burg, Groß-Koschen im Zylinderhute. Sein besonderes Abzeichen ist ein grünes Kränzchen aus künstlichen Blättern und Perlen, von welchem lose grüne oder weiße und grüne Seide etwa $^1/_4$ m lang herabhängt. Dieses Kränzchen wird entweder, wie früher fast allenthalben, auf dem Hinterkopfe oder meist auf dem linken Unterarme getragen. In Fehrow tritt an seine Stelle ein Doppelkränzchen in Form einer Acht (8), in Schmellwitz gleicht es schon mehr einer Krone; in Jänischwalde trägt der Bräutigam ein Sträußchen von künstlichen Blumen auf dem weißen Tuche in der Hand, und in Byhleguhre ist ein solches von lebenden Myrten gebräuchlich.

Den Hut hält der Bräutigam während der Trauung in der Hand und darf ihn erst nach der Hauptmahlzeit aufsetzen. An der Brust trägt er aus künstlicher oder natürlicher Myrte ein Sträußchen mit weißgrüner (Sie.), auch weißer Schleife (F.) oder ein solches von Rosmarin mit grüner Schleife (Gr. Ko.).

Die Hochzeitsleute ziehen ihren besten Anzug an und sind mit einem bunten Tuche und einem Sträußchen aus künstlichen Blumen im Knopfloche geziert; sie tragen an der Kopfbedeckung herabhängende Seidenbänder von gelber und roter, gelber und blauer (Sie.), grüner oder blauer und roter Farbe. Wer von den Gästen Trauer hat, wählt Grün und Weiß (Glb.) oder Grün und Rot (Dbb.). So geschmückt erscheinen auch die Paten beim Kindtaufen.

Der Brautführer, probatscha oder podružba, zeichnet sich vor allen Hochzeitsgästen durch ein Schwert und eine etwa 2 m lange, sehr breite, weiße Schärpe, meist aus Drillich, aus, die besonders nach den Enden zu bunt gestickt, mit Perlen,

goldenen Bändern und Flitter reich besetzt und am Rande mit Fransen versehen ist. Am Hute trägt er ein Sträußchen mit roten und blauen Bändern, im Knopfloch ein bis zwei Rosmarinstengel, die auch oft gänzlich fehlen, ein weißes und ein farbiges Tuch.

Beim Begräbnis gehen die nächsten Leidtragenden in einzelnen Orten entblößten Hauptes, den Hut in der Hand. Die Träger sind, wenn sie ein Kind oder eine jugendliche Person zum Friedhof bringen, in Burg an den Ärmeln mit einer Ranke aus weißen Blumen und grünen Blättern, in Papitz außerdem noch mit einer blauen Schleife an der linken Brustseite geschmückt.

Im Winter zieht man wärmere Tuchkleidung oder einen Schafpelz an, der außen meist mit schwarzem Stoffe überzogen ist. Dicke Tuch- und Plüschmützen mit und ohne Schild, welche sich über den Kopf herunterziehen lassen, ein wollenes Halstuch oder ein großer Schal von schwarzer oder brauner Farbe, ein Tuch, das über Kinn und Mund gebunden wird, schwarze, wollene Handschuhe oder die früher erwähnten Faust-handschuhe schützen gegen die Einwirkung der Kälte.

Die Tracht der weiblichen Personen.

Die ehemalige Tracht der Frauen und Mädchen zeigt im Vergleich zu der heutigen Kleidung derselben nicht sehr große Verschiedenheit.

In der Kopfbedeckung kennzeichneten sich früher die weiblichen Personen als Verheiratete und Unverheiratete. Die ersten trugen eine Haube, kapa, von weißer, streifiger Leinwand, von Kattun oder Zitz, die mit einfachen Spitzen eingefaßt war und unter dem Kinn gebunden wurde. In einzelnen Orten, z. B. in Saspow, umhüllten die Mädchen diese Haube mit einem weißen Tuche. In anderen Dörfern gingen sie mit bloßem Kopfe, das Haar in zwei dreireihigen Zöpfen um den Kopf gelegt. Die Frauen setzten eine von weißem Zwirn netzartig gestrickte Haube auf, die bald mit weißen Schnüren, bald mit breiten, weißen Leinwandstreifen eingefaßt war. Über derselben trug man die Oberhaube. Diese war entweder weiß gestickt und mit einem weißen Bande und eben solchen Schleifen, bei Festlichkeiten jedoch mit rotseidenen, versehen, oder sie bestand aus buntem Stoffe, war schwarz eingefaßt und hatte ein schwarzes, langes Band zum Binden im Nacken. Vermögende Frauen trugen nicht selten buntgestickte Brokathauben, ärmere solche mit Blumen und Ranken aus unechten Perlen.

Zum Schutze gegen die Sonne band man ein Kopftuch darüber aus weißer, blau und weiß gedruckter Leinwand, aus weiß und rot gestreiftem Kattun oder anderen Stoffen und Farben. Ein rein weißes aus Zwillich wählte man für den Kirchgang. In wollene, bunt gestreifte Tücher hüllte man den Kopf bei Regenwetter und Kälte. In Krieschow, Groß-Lieskow, Heinersbrück, Grötsch und anderen Orten trug man im Winter warme, runde Mützen, pechawa. die mit Fell, meist vom Kalbe, verbrämt waren und einen gestickten Sammetdeckel hatten. In den beiden letzten Dörfern hat sich diese Kopfbedeckung nebst der mit Pelz eingefaßten Jacke bei einzelnen alten Frauen noch bis heute erhalten. Bei der Feldarbeit im Sommer waren auch grobgeflochtene Strohhüte und Strohhauben im Gebrauch. Erste, meist schwarz, finden sich auch heute vielfach in der Gegend von Cottbus, Peitz und Spremberg. Eine Art der letzten ist namentlich bei Peitz und Cottbus gebräuchlich. Diese gelbe Strohhaube, kłobuk oder kłobyk. ist mit einem schwarzen oder roten Bande geschmückt. Dasselbe ist an der Stelle, wo die Hinterseite mit dem den Kopf umfassenden vorderen Stücke zusammenstößt, rund herum gelegt und wird unter dem Kinn zusammengebunden. Oft hängen die Enden auch seitlich hernieder. In Heinersbrück und Grötsch setzt man die Haube oft noch über ein kleines Kopftuch.

Darauf trug man mützenartige Hauben aus steifem Kattunstoffe oder aus Pappe, die mit Leinwand überzogen waren und die im Südosten von Peitz seitlich herabhängende, breite Läppchen hatten, welche die Ohren bedeckten. Man zog ein Band durch diese Läppchen und knüpfte dasselbe unter dem Kinn fest. Um den unteren Haubenrand liefen zwei halbkreisförmige, handbreite, getüllte weiße Stücke, zanki. welche als Krause den Hals umgaben, vorn zusammengesteckt und mit einer großen Schleife geschmückt wurden. Von der Mütze liefen zwei schmale Bänder über den Rücken herab. Bei Trauer und am ersten Tage der hohen Feste wurde schwarzes Band oder ein solches Tuch, an den übrigen Feiertagen und Sonntagen buntes Band oder ein farbiges Tuch um die eigentliche Mütze gesteckt, dessen hinterer, runder Deckel aus weiß oder bunt gesticktem Tüll bestand, durch welchen die rote oder schwarze Unterlage hindurchschimmerte. Eine besondere weiße Haube, vorn mit blauer Randeinfassung, war für Neujahr, Karfreitag und Himmelfahrt im Gebrauch. Die Mützen wurden so aufgesetzt, daß ein um den vorderen Teil des Kopfes gebundenes Seidenband teilweise sichtbar blieb. Ältere Frauen tragen noch heute diese Kopfbedeckung.

Ähnlich, nur ohne Ohrenklappen, und mit einer etwa

3 cm über den vorderen Rand überstehenden feinen Spitze und hinten mit einer großen, handbreiten Schleife versehen waren die Mützen in Branitz, Kiekebusch, Madlow, Schorbus Hänchen, Auras, Leuthen, überhaupt in der Drebkauer Gegend und in den Spreewalddörfern Weißagk, Dlugy, Naundorf, Suschow, Raddusch. In Byhleguhre ragt diese Spitze oder dieses Band etwa 2 cm breit nach hinten über die Rundung der Haube. Nur ältere Frauen bedienen sich noch in den oben erwähnten Dörfern dieser Kopfbedeckung zum Abendmahlsgange, zum Begräbnis, vereinzelt auch beim Besuch des Gottesdienstes.

Wesentlich verschieden von dieser Kopfbedeckung sind die Mützen in Groß-Koschen, Buchwalde, Lauta und anderen Orten der Senftenberger Gegend. Die Hinterseite hat die Form eines Eies, nach dem Gesicht zu verjüngt sich der Umfang der Mütze. Die breite Halskrause fehlt. Die Hinterseite der Haube ist mit schwarzem Sammet überzogen, der übrige Teil mit einem weißen Tuche umsteckt. Eine schwarze Atlas- oder Sammetschleife mit langen Enden befindet sich im Nacken; zwei schwarze, wollene Bänder an den Seiten werden unter dem Kinn zusammengebunden. So geht man in der Trauerzeit und zum Abendmahl. An die Stelle des schwarzen Überzuges an der Hinterseite der Haube tritt bei Halbtrauer und im Brautstande ein dunkelblauer, Sonntags und bei festlichen Gelegenheiten ein verschieden gefärbter; dann steckt man auch ein buntes Tuch um die Mütze.

Eine einfache weiße Tüllhaube mit rundlicher Hinterseite und im Nacken mit einer schmalen, weißen Schleife geschmückt, „Kuschaua", wie jene um Senftenberg genannt, ist noch vereinzelt in Graustein, Groß-Luja und anderen Orten bei Spremberg die gewöhnliche Kopfbedeckung alter Frauen. Über die Haube wird oftmals noch kunstlos ein Kopftuch gebunden, dessen seitliche Zipfel unter dem Kinn zusammengeknüpft werden.

In einigen Spreewalddörfern, besonders in Burg, waren die Mützen mit dreieckiger Hinterwand versehen, auch hatten sie dieselbe Krause, die erst kleiner, dann größer getragen wurde. In Burg bestand dieselbe aus drei dachziegelartig übereinander liegenden Teilen, die zusammen $^1/_4$ m breit waren. Die dreieckige Hinterseite war gewöhnlich von roter Seide und mit Spitzenstoff überzogen. Eine $^1/_2$ m lange, handbreite weiße, steife Schleife stand im Nacken. Die vorn zusammengebundene Halskrause wurde mit einer seidenen Schleife geschmückt. Noch gegenwärtig sind solche Mützen im Spreewalde und anderwärts bei besonderen Gelegenheiten im Ge-

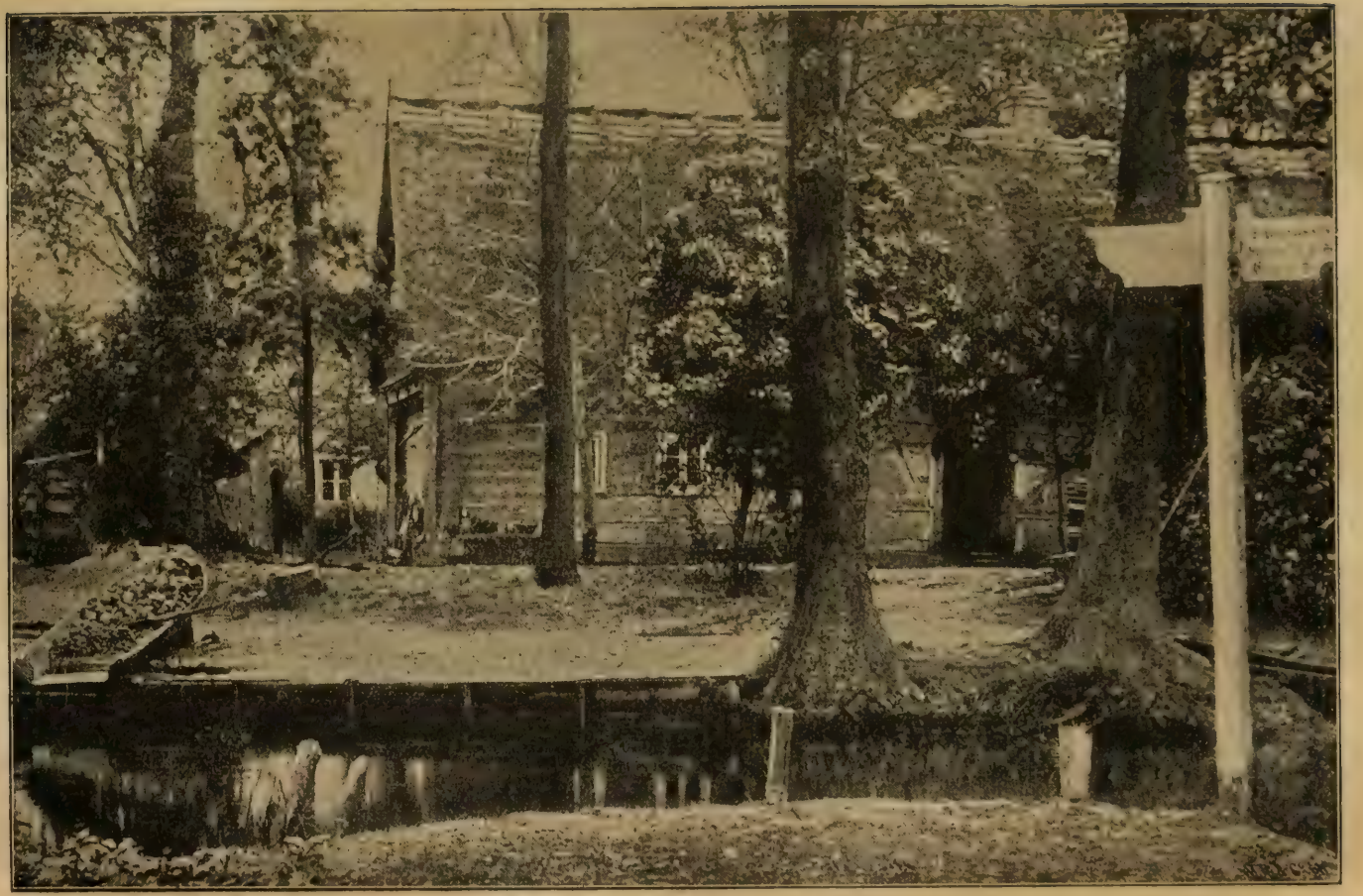
brauch. In neuerer Zeit steckte man um die Mütze als Hülle ein weißes Tuch, von dem ein Zipfel breit, die beiden anderen ganz schmal und steif unter dem ersten nach hinten herunterhingen. So trägt man sie noch in Fehrow, Schmogrow, Briesen, Dissen, Striesow, Drachhausen, Wüst-Drewitz, Jänischwalde. In den beiden letzten Orten hat die unter dem Tuche befindliche Mütze eine runde Hinterwand.

Früher hatten auch die Schulmädchen, ebenso die Frauen daheim vom Morgen bis zum Abend nur Mützen mit Krausen auf.

Das Tüllen der Krause wurde auf folgende Weise bewerkstelligt. Auf ein kleines, schmales Brett, das an den kürzeren Seiten je ein nach oben verschiebbares, wagerecht liegendes Stäbchen hatte, wurde der geplättete und etwas angefeuchtete weiße Stoff so aufgelegt, daß er zunächst an der einen Seite von dem Stabe festgedrückt wurde. Dann schob man wechselnd über und unter den Stoff Binsen von gleicher Breite mit dem Brett, drückte sie aneinander und befestigte das Ende unter dem andern Stäbchen. So trocknete man den Stoff, der nach Entfernung der Binsen getüllt erschien.

Einen besonderen Kopfputz, Hupatz (hupaz) genannt, trug die Braut. Doch war er in früherer Zeit wesentlich von dem jetzt gebräuchlichen verschieden. Das Haar wurde oberhalb der Stirn mit einem schmalen Streifen weißen Seidenbandes, weiter hinauf mit grünem und schließlich mit breitem, schwarzem Bande umwunden. Auf dem Scheitel befestigte man einen Kranz aus gelben und blauen Seidenschleifchen. So trug man den Hupatz in Burg. Anderwärts trat an die Stelle dieses Kränzchens ein vergoldeter oder versilberter Reif, ślabnik, von dem vier grüne, lange Bänder herabhingen. Auf dem Kranz oder Ring ruhte der bräutliche Rautenkranz, von welchem lose, grüne und weiße Seide in den Nacken herabhing. Der Brautkranz bestand auch aus Myrte, Eppich, Mjerik, nicht selten aus Sellerieblättern. Den Hals umgab die breite, weiße Halskrause mit einer weißen, geblümten Schleife, deren Enden lang herabhingen. Bei dem weiblichen Ehrengeleite der Braut, bei der Podruschka, Druschka, Pschidruschka, war der Hupatz aus grünem und weißem, bei der Towarischka und Szwaschka aus weißem und dunkelrotem Bande angefertigt.

Darauf benutzte man teils die runde (Bg. W. Rdd. Nau.), teils die dreieckige Mütze (Schmgr. Ssp.) zur Herstellung des Kopfputzes für die Braut. Man steckte schwarzes Seidenband um die Mütze und legte um dieselbe Ranken aus künstlicher Myrte und weißen Blumen, Perlen und



Flitter, „Girlanden" genannt; eine andere Ranke wurde oberhalb der steifen, wagerechten Schleife befestigt. Das Kränzchen mit dem grünen und weißen Seidenbüschel kam auf der Hinterseite des Hupatz zu liegen. An der Halskrause vorn war eine große, weißseidene Schleife angebracht.

Die Brautjungfern trugen diese Mütze, ebenso wie früher, mit grünem Bande umsteckt; mit grünem, weißgeblümtem Bande ist auch der Brauthupatz in Raddusch geschmückt. Die sogenannte Girlande beim Kopfputz der Brautjungfern besteht aus bunten Blumen, Perlen und Flitter. Bei sonstigen Festlichkeiten tritt ein buntseidenes Tuch an die Stelle des Bandes; die dreieckige Hinterseite der Mütze ist gewöhnlich rot, bei Begräbnissen schwarz. Der Hupatz wird beim Kindtaufen in einzelnen Orten nur dann getragen, wenn die Einsegnung der Mutter mit der Taufe des Kindes zugleich erfolgt, sonst geht mar in weißem Kopftuche. Im Hause, wo die Feierlichkeit ausgerichtet wird, vertauscht man nach dem Kirchgange den Hupatz mit einem feinen Tuche.

In einigen Dörfern, z. B. in Groß-Koschen, Lauta, Byhleguhre und Haasow, trägt die Braut auf dem bloßen Kopfe eine Ranke aus natürlicher oder künstlicher Myrte mit weißen Blumen und innerhalb derselben das Brautkränzchen mit weißer und grüner herabhängender Seide. Für die Brautjungfern ist daselbst ein Kranz oder eine Ranke aus bunten Blumen üblich.

Als Abzeichen der ehrbaren Braut dient allenthalben das kleine Kränzchen mit der Seide. Der Schleier, welcher den Kopf verhüllt, ist bald aus feinerem, bald aus gröberem Tüllstoffe. In Groß-Lieskow schmückt die ehrbare Braut außerdem ein Band von grüner Seide am Halse, in Groß-Koschen gleichfalls und noch ein grüner Seidenbüschel am linken Unterarme.

Bei gefallenen Mädchen fehlt das Kränzchen ganz. Tragen sie eine Ranke, so muß diese offen bleiben (Skd.), oder sie kommt gleichfalls in Wegfall. (Gr. L.).

Die einzelnen Ortschaften haben ihre besondere Art und Weise, das Kopftuch zu binden. Gewöhnlich trägt man das Tuch in allen zu einer Parochie gehörenden Dörfern gleich; nicht selten stimmt es in mehreren naheliegenden Parochien überein. Doch ist der Fall auch nicht vereinzelt, daß innerhalb einer und derselben Parochie die Ortschaften kleine Abweichungen aufweisen.

In Burg bindet man das Kopftuch auf folgende Weise. Man legt zwei gegenüberliegende Zipfel des viereckigen Tuches so aufeinander, daß dasselbe die Form eines Dreiecks erhält.

Von der Langseite aus biegt man dasselbe einige Male handbreit um, legt es auf den Scheitel unmittelbar über der Stirn fest auf, schlingt die seitlichen Zipfel um den Hinterkopf und wieder nach oben, wo sie zu einem einfachen Knoten, der weit nach hinten zu liegen kommt, gezogen werden und dann seitwärts handbreit abstehen. Der dritte Zipfel fällt breit über den Nacken. Das also gebundene Tuch wird an verschiedenen Stellen mit Stecknadeln befestigt, so daß es wie eine Mütze abgenommen und wieder aufgesetzt werden kann. Das Aufsetzen geschieht vom Hinterkopfe aus. Dieses einfache Kopftuch trägt man für gewöhnlich. Auf dem Felde, beim Kirchgange und beim Begräbnis bindet man noch ein Tuch, das Oberkopftuch, über das erste. Es ist im Sommer stets blendend weiß, steht weit über das Gesicht und beschattet dasselbe bei der Hitze, wo es meist allein getragen wird. Die beiden seitlichen Zipfel werden entweder über den nach hinten herabhängenden Zipfel gebogen und dort festgesteckt oder beim Kirchgange und beim Begräbnis am Halse festgebunden. Im Winter vertritt ein wollenes Tuch die Stelle des weißen. Man knüpft es dann außen gewöhnlich auf dem Hinterkopfe zusammen.

In dieser Weise gebunden findet man die Kopftücher auch in Werben, Müschen, Brahmow, Papitz, Babow, Krieschow, Eichow, Milkersdorf, Limberg, Kakrow, Dissen, Briesen, Striesow, Suschow, Stradow, Dlugy, Naundorf, Weißagk.

In Raddusch herrscht die gleiche Bindeart, nur biegt man die seitlichen Zipfel nach unten und steckt sie fest; die obere Schleife liegt platt auf dem Kopfe. In Fehrow und Byhleguhre sind die Zipfel kürzer, so daß das ganze Tuch einen zierlicheren Eindruck macht.

Von Drachhausen an, um Peitz herum, und zwar in den Orten Drehnow, Turnow, Preilack und Tauer erscheint der mittlere Teil des oberen langgezogenen Knotens schmal und wulstig. Dieses Aussehen wird durch eingelegtes, zusammengefaltetes Papier bewerkstelligt. Die schmalen Zipfel stehen seitlich schräg nach unten ab. Der hintere Teil des Tuches wird nach unten zu allmählich breiter; in Tauer ist er gleichmäßig breit.

Senkrecht stehend, handbreit hoch und dabei wulstig gebunden erscheint der Knoten in Wüst-Drewitz, Schönhöhe, Jänischwalde und Radeweise. Die Zipfel ragen breit, aber sehr schmal an den Seiten hervor. Dieses Kopftuch macht infolgedessen einen ziemlich plumpen Eindruck. Außerdem trägt man hier und auch in Heinersbrück, Bärenbruck, Groß-Lieskow und Tranitz sehr kleine, meist rote Kopftücher, welche

ohne oberen Knoten am Scheitel glatt anliegen und am Hinterkopfe gebunden werden, so daß die höchstens zwei Finger breiten Enden unter dem hinteren Zipfel seitlich schräg nach unten hervorragen.

Zuweilen bindet man die Zipfel auch auf dem Scheitel mit den äußersten Enden zu einem kleinen Knoten zusammen. Meist tragen es so kleinere Mädchen oder Frauen daheim. Dieses Tuch läßt den vorderen Teil des Scheitels frei. Es tritt auch sonst verschiedenfarbig in der Spremberger und Senftenberger Gegend auf und fast allenthalben in den bereits germanisierten Dörfern.

Ebenfalls ohne oberen Knoten und ähnlich den eben erwähnten sind die Kopftücher in Lehde und Leipe gebunden. Doch liegen sie mehr auf dem mittleren Kopfe glatt an, so daß die gescheitelte Haartracht und das darüber gelegte schwarze Sammetband zur Geltung kommen. Auffallend ist hier bei Festzeiten und Sonntags die vorherrschend blaue und gelbe Farbe der Tücher.

Die ganze Umgegend von Cottbus, im Norden bis Döbbrick, im Westen bis Glinzig, im Nordosten bis über Groß-Lieskow hinaus, zeigt wiederum eine andere einheitliche Bindeweise. Der senkrecht stehende, fast handbreite und platte Knoten, welcher dreiquerfingerbreit vom vorderen Rande entfernt ist, erscheint mehrfach eckig und in der Mitte oben zugespitzt. Die Zipfel stehen nach unten ein wenig schräg und steif nach den Seiten hin ab. Man stellt das also gebundene Tuch entweder aus einem oder aus drei Stücken her, von denen im letzten Falle die beiden kleinen Stücke je ¼ des großen betragen. Das große Stück umhüllt den Kopf, die kleinen dienen zum Knoten. Am breitesten erscheint derselbe in Kolkwitz und Glinzig.

Damit die Kopftücher die oft gekünstelte Form erhalten, bringt man beim Binden Pappe oder mehrfach zusammengelegtes Papier hinein.

Da unter den großen Kopfbedeckungen der weiblichen Personen wenig oder fast gar nichts vom Haar zu erblicken ist, so verwendet man auf die Pflege und Ordnung desselben sehr geringe Sorgfalt. Man dreht das Haar einfach zusammen und befestigt es unter einem breiten Leinenbande, das mehrere Male um Scheitel und Hinterkopf gewunden und durch Stecknadeln zusammengehalten wird. Oft schneidet man es bis auf Handbreite ab, um noch weniger Mühe damit zu haben. Dann trägt man aber außer dem Haarbande am Hinterkopfe gewöhnlich das sogenannte Rädchen, kolassko, welches aus Werg fingerdick hergestellt und mit einem leinenen

Bande und Fäden umwickelt wird. Auf demselben hat das Kopftuch einen besseren Halt (Gr. L.). In den Spreewalddörfern widmet man der Haarpflege eher Zeit und Mühe. Hier werden meist zwei geflochtene Zöpfe um den Hinterkopf gelegt, auch wird das Haar sorgfältig gescheitelt.

Das Hemd der weiblichen Personen bestand dem Vermögen nach aus gröberer oder feinerer Leinwand und reichte nur bis oberhalb der Knie. Es bestand aus einem unteren, gleichmäßig breiten Stücke, einem sehr kleinen Busenteil, einem höheren Rückenteil und hatte entweder gar keine Ärmel, so daß Achselbänder dasselbe trugen, oder kurze, bis zur Hälfte des Oberarms reichende, die teils ganz weiß waren, teils aus bunt gestreifter oder karrierter Leinwand bestanden. Hemden mit Achselbändern sind noch heute in den meisten Orten im Gebrauch. Vereinzelt, z. B. in Kolkwitz und Glinzig, treten schon solche mit kurzen, weißen Ärmeln auf.

Über das Unterhemd zog man das Kittelchen, kitelk, ein Überhemd, das aus feinerem Linnen verfertigt war und bis unterhalb der Brust reichte. Die Ärmel waren ebenso kurz wie beim Hemd und wurden mit buntgestreifter Leinwand, mit Kattun oder anderen farbigen Stoffen benäht, auch weiß gestickt und mit Spitzen besetzt des Feiertags getragen. Zuweilen fand sich ein drei- oder vierfacher, farbiger Besatz vor. Nicht selten zog man, besonders im Winter, zwei Kittelchen an, von denen dann die Ärmel mit buntem Vorstoß teilweise aus den oberen weißen hervorschauten. So findet man sie noch bei älteren Personen in Dissenchen, Groß-Lieskow u. a. O. Gegenwärtig werden fast nur Kittelchen mit weißen Ärmeln getragen.

Hals und Busen verhüllte man mit einem Tuche, das weißgestreift oder farbig, kattunen oder seiden war und dessen hinterer Zipfel über den oberen Teil des Rückens hinabreichte.

Mit diesen Tüchern, die bei Hochzeiten und Kindtauffesten oft von schwerster Seide und mit den kostbarsten Spitzen besäumt sind, macht man besonders in Burg und Raddusch ungewöhnlichen Staat. Bei der Tauffeierlichkeit befestigt man noch zwei seidene Bändchen an denselben, in Saspow beispielsweise entweder zwei grüne oder ein rotes und ein blaues. In einzelnen Orten, z. B. in Heinersbrück und Haasow, ist ein rotes Tuch für die Woche allgemein im Gebrauch, des Sonntags für den Kirchgang ein weißes. Die weiße Farbe hierbei wählt man überhaupt bei hohen und ernsten Festen, beim Begräbnis und in der ersten Trauerzeit; später trauert man in einem schwarzen Tuche. In Groß-Lieskow, Tranitz, Bärenbruck usw. wird das weiße Halstuch faltig gelegt, quillt

bauschig aus dem ausgeschnittenen Teil der Jacke hervor, reicht über die Schultern, auf denen es fächerartig zusammengesteckt ist, und bis zu dem Rücken, woselbst der Zipfel durch eine Nadel festgehalten wird.

Vor etwa 80 Jahren trug man in vielen Orten, z. B. in Klein- und Groß-Lieskow, einen Brustlatz, laz, aus einem viereckigen Stück Pappe, mit Sammet, Kalemank, geblümter Seide oder falschem Brokat überzogen und oft mit seidenen Bändern und Perlen geschmückt. Der Latz reichte bald bis zum Kinn empor, bald war er kürzer und wurde durch Schnüre an drähtenen Heften der Achselbänder befestigt.

Das hierzu gehörige Mieder oder Leibchen, dessen vordere Teile aus schwarzem Sammet oder bei festlichen Gelegenheiten aus farbiger, geblümter Seide bestanden und durch metallene Knöpfe, oft auch durch zwei Bänder zusammengehalten wurden, bedeckte vorn den Brustlatz oder das Busentuch. Bei verheirateten Frauen war das Mieder oben sehr tief ausgeschnitten, und das Tuch verhüllte den oberen Teil der Brust. Das Leibchen hatte an dem unteren Rande nach hinten und an den Seiten innen starke Polster, über denen an der Außenseite kräftige Haken angebracht waren, an die man den schweren Rock hing. Gegenwärtig ist das Leibchen allenthalben mit dem Oberrock zusammengenäht. Nur in der Senftenberger Gegend sind beide Teile getrennt.

Um dem Busen mehr Fülle zu geben, bediente man sich ehemals zweier kleinen, zusammenhängenden, halbkugeligen Kissen, die man „Latzk" nannte. (Mü.)

Der aus rotem, grünem oder grauem Friese gefertigte Unterrock war gewöhnlich mit Achselbändern versehen, die unter das Kittelchen zu liegen kamen. Man stellt ihn heute meist aus dünnerem Stoffe her und füttert ihn mit Watte, wodurch er sehr dick und steif wird.

Der Oberrock bestand für den alltäglichen Gebrauch aus selbst gewirkten, wollenen Stoffen. Man kaufte von den Tuchmachern die Enden der Kette, die meist eine Länge von ½ m hatten. Diese Fadenenden wurden sorgfältig geknüpft und zum Färber geschafft, von dem sie in den verschiedensten grellen Farben zurückkehrten. Gleichzeitig waren daselbst Partien von gutem, starkem Flachsgarne dunkelblau gefärbt worden. Diese Garne wurden zur Kette verwandt; die gefärbte Wolle lieferte den Einschlag. So wirkten sich die Frauen eigenhändig die Röcke, natürlich recht buntstreifig und nach eigenem Muster. Die geknüpfte und gefärbte Wolle, die damals eben auch stark gesponnen war und fest zusammengeschlagen wurde, gab einen Kleidungsstoff, der äußerst stark

und fest war und Tausende von Knoten zeigte, die sich deutlich markierten. An eine Appretur war nicht zu denken. Diese Röcke wurden innen mit Leinwand gefüttert und von oben bis unten in steife Falten gelegt. Am unteren Rande wurden sie mit drei oder vier schmalen Sammetstreifen oder einem breiten Seidenbande besetzt oder gleich mit einem einfarbigen, handbreiten Saume gewirkt.

Röcke mit letztem Saume finden sich nur noch in den südöstlich von Peitz gelegenen Orten: Neuendorf, Heinersbrück, Bärenbruck, Groß- und Klein-Lieskow, Tranitz, Grötsch. Sie sind gewöhnlich grün oder blau, selten rot in der Grundfarbe und meist von fingerbreiten schwarzen, gelben und roten, bei den grünen auch noch von blauen Streifen durchzogen, in denen sich wiederum noch eine farbige Linie befindet. Daneben kleidet man sich mit roten, grünen, blauen und braunen Röcken, durch welche sich ganz schmale schwarze oder gelbe Streifen, meist 2 cm voneinander entfernt, hindurchziehen.

Im Norden und Westen von Cottbus und im ganzen Spreewaldgebiete sind gegenwärtig ebenfalls einfarbige Röcke vorherrschend, teilweise mit denselben farbigen Linien versehen, die aber 15 bis 20 cm Abstand haben. Das geblümte Seidenband als Saum zeigt in Raddusch bei Festkleidern die ansehnliche Breite von 20 cm. Die Röcke selbst fand ich aus Plüsch, Sammet, blumigem Atlas, schwerster, glatter Seide und feinstem Tuche hergestellt. Unterhalb des breiten Bandsaumes zeigten dieselben noch gelbe oder weiße 1 cm breite Zacken von gelbem Tuche oder eine dicke Seidenschnur. Selbst bei der Feldarbeit wiesen die Mädchen in der ganzen Tracht einen ausgesuchten Luxus auf, wie ich denselben in der ganzen Niederlausitzer Wendei nicht wieder gefunden habe. Beziehen doch die reichen Bäuerinnen die Stoffe zu ihren Garderoben von keiner geringeren Firma als Hertzog in Berlin. — In den meisten anderen Ortschaften sind die Festtagsröcke aus einfarbigem, wollenem Damast oder Rips hergestellt. Ober- und Unterrock sind so gearbeitet, daß die Falten des Oberrockes in die des Unterrockes schlagen. Die Tasche des Oberrockes befindet sich auf der rechten, der Schlitz auf der linken Seite. Beim Unterrock ist es umgekehrt. Der vordere Teil des Rockes, auf welchen man die Schürze bindet, ist aus einfacherem Stoffe, bei Wochenröcken meist aus grober Leinwand hergestellt.

Zu einem wendischen Frauenrocke gehören nicht weniger als 6 bis 7 m Zeug. Bei festlichen Gelegenheiten trug man ehemals einen reichgefalteten schwarzen Rock, den sogenannten tausendfältigen. Mit einem schwarzen Rocke kleidet sich noch

heute die Braut. Sobald sie verlobt ist, wählt sie einen grünfarbenen. Denselben tragen sonst auch gefallene Mädchen und weibliche Personen bei Halbtrauer. In den wendischen Dörfern bei Senftenberg kennzeichnet sich die verlobte Braut nur durch eine grüne Schürze.

Die Länge der Röcke war in den einzelnen Gegenden eine verschiedene; bald reichten sie nur bis zu den Knien, bald bedeutend tiefer hinab. In den Dörfern, welche dem Fremdenverkehr noch ferner liegen, wie Schönhöhe, Drewitz, Tauer, Heinersbrück, Bärenbruck usw., haben sich die Röcke noch ganz kurz erhalten, nach dem Spreewalde zu reichen sie allmählich tiefer hinab. In Lehde und Leipe gehen sie bis zu den Knöcheln. Das gilt überhaupt für die schon vielfach germanisierten Ortschaften, deren Tracht nur noch in einzelnen Kleidungsstücken an die echte, altwendische erinnert, z. B. Groß-Koschen, Buchwalde, Neuhausen, Frauendorf, Kahren, Haasow, Gahry, Hornow, Klein-Loitz, Reuthen, Bagenz, Horlitza, Wolfshain, Tschernitz, Graustein, Groß-Luja, wo man nur vereinzelt die farbigen, steifen, allgemein aber gedruckte Leinwand- oder Nesselröcke, des Sonntags meist dunkelfarbige, gestreifte Tuchröcke trägt oder solche aus Satin, Tarlatan und Wollenstoffen.

Auffallend ist die Erscheinung, daß die in sprachlicher Hinsicht längst deutschen Spreewalddörfer: Byhleguhre, Straupitz, Laasow, Butzen, Byhlen, Neu-Byhleguhre und Mühlendorf die Tracht der weiblichen Personen in Burg in vielen Stücken bis heute bewahrt haben. Nur wird daselbst der Rock fast gar nicht mit Band besetzt und das Kopftuch wird niedriger und zierlicher als in Burg getragen.

Die Schürzen waren sehr breit, so daß sie fast um den ganzen Rock herumreichten und für die Woche aus schwarzem, blauem, auch ungebleichtem Linnen, bei Festtagen aber aus Merino, Seide und anderen feinen Stoffen bestanden.

Die Schürzen bilden auch heute noch einen wesentlichen Bestandteil der Festtracht. Sie sind stets einfarbig, oft mit gleich- oder andersfarbiger Spitze umsäumt oder besetzt und schließen meist mit dem Rande des Rockes ab. Die Bänder der Festtagsschürzen sind bald vorn, bald hinten zur Schleife gebunden und hängen in verschiedener Länge herab. In einzelnen Dörfern wechseln die Mädchen beim Tanz, bei Hochzeiten und Kindtaufen drei- bis viermal die Schürzen, die Kopf- und Halstücher. Die Schürze der Braut, und zwar der ehrbaren, ist fast allenthalben schwarz. Die Brautjungfern binden über die seidene Schürze meist eine solche von leinenem, durchbrochenem Damast; die Schürze der Mädchen beim

Kindtauffeste ist fast immer von weißer Farbe. Diese Farbe dürfen auch beim Tanze nur ehrbare Mädchen wählen.

In der kalten Jahreszeit, bei Regenwetter und an Feiertagen zog man eine kurze, dunkelblaue oder schwarze Jacke aus Tuch, Kattun oder schwarzer Leinwand an, welche am unteren Rande mit einem schmalen Bande bortenartig eingefaßt war und in der Länge mit dem Mieder abschnitt. Hinten war der Rand zu einer kleinen Falte, Schneppe genannt, emporgekrümmt. Auf der Brust war das Jäckchen sehr breit und tief ausgeschnitten. Diese Jacke, gewöhnlich Jopka, jopka, genannt, war vor etwa 80 Jahren allgemein im Gebrauch. In einzelnen Dörfern, besonders in Heinersbrück, Bärenbruck, Groß-Lieskow, tragen sie noch heute zuweilen die älteren Frauen beim Abendmahl und bei Festlichkeiten, ebenso die Braut hier und noch in anderen Orten. Oftmals zierte diese Jacke in früherer Zeit ein meist weißer Pelzbesatz und ebensolche Aufschläge. (Gr. L. Hei. Bä. Kr. Fr.)

Fast in der ganzen Niederlausitzer Wendei kam bald darauf eine etwas längere Jacke, kamsol. mit handbreitem, rundum faltigem Schößchen und umgelegtem Kragen auf. Die Ärmel hatten hohe und breite Schultern, wonach die Jacken auch Puffjacken genannt wurden. Der Ausschnitt unter dem Halse war schon kleiner. Ein schmaler, schwarzer Gürtel hielt die Jacke an der Taille zusammen. Von Frauen und Bräuten wird dieses Kleidungsstück noch jetzt getragen und von den letzten am Trauungstage erst um 12 Uhr nachts abgelegt. In der Peitzer Gegend, namentlich in Heinersbrück und Bärenbruck, ist diese Jacke noch so tief ausgeschnitten wie die vorher erwähnte. Sie besteht meist aus blauem Tuche und ist häufig mit grün eingefaßtem Sammet von schwarzer Farbe am Kragen und Ausschnitte verziert. Zuweilen befinden sich oberhalb des Schößchens auf dem Kragen drei weiße, kleine, im Dreieck stehende Knöpfchen.

Gegenwärtig ist im ganzen Spreewaldgebiete und um Cottbus die sogenannte Polkajacke, polka, in Mode gekommen. Ihr fehlt der Kragen, und die Ärmel liegen auf den Schultern glatt an. Sie läßt unter dem Halse einen kleinen Raum frei, während sie unten nach den Seiten zu keilartig offen steht, wodurch das Halstuch nach oben und unten sichtbar wird. Ein schmales und kurzes Tuchband — auch zwei — hält an Knöpfen die beiden Seitenteile der Jacke oberhalb des Busens zusammen. Oft tritt an die Stelle des Bandes eine einfache Hefte. Das Schößchen hat nach hinten drei, seitlich je eine emporstehende Falte.

Im Sommer bei der Feldarbeit zieht man im Spreewalde gleiche Jacken aus hellem Kattun an, um die weißen Arme vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen.

Im Winter ist des wochentags meist eine aus Wolle gefertigte Jacke von gleicher Form, braun oder schwarz mit grüner Randeinfassung, üblich.

In der Senftenberger und Spremberger Gegend, in Haasow, Neuhausen, Glinzig, überhaupt in den mehr deutschen Dörfern, trägt man für gewöhnlich Sackjacken.

Im Sommer ging man barfuß, nur an Sonntagen und bei Festlichkeiten bekleidete man die Füße mit langen roten oder weißen, später blauen Strümpfen aus Wolle oder Baumwolle mit bunten Zwickeln, früher auch mit querfaltigen Strümpfen, die beim Auseinanderziehen eine bedeutende Länge besaßen.

Für den Kirchgang sind jetzt entweder schwarze, weiße oder braune Strümpfe gebräuchlich, bei Festen gewöhnlich weiße, besonders beim Begräbnis und in der ersten Trauerzeit, später schwarze. Zum Tanz zieht man solche von verschiedener Farbe an. Zur Kirche geht man in der warmen Jahreszeit unterwegs barfuß und bekleidet die Füße entweder vor dem Kirchtore oder erst unmittelbar vor der Kirche. Die Strumpfbänder waren ehemals aus Leinwand oder Tuch, das bunt bestickt war, hergestellt. Jetzt findet man meist gehäkelte und mit Wolle gestickte.

Unterbeinkleider trägt man höchstens im strengen Winter, auch das nur selten und in vereinzelten Orten.

Die Schuhe bestanden früher aus Juchten und waren oben mit roten Klappen versehen, unter denen sie zusammengebunden wurden. Darauf kamen Schnallenschuhe, oben durch große Schleifen und Schnallen verziert, in Gebrauch. Die Absätze waren mit Hufeisen, die Sohlen mit Nägeln, sogenannten Zwecken, beschlagen. Außerdem trug man Pantoffeln von Leder oder Holz, im Winter Filzschuhe.

Gegenwärtig bekleidet man die Füße beim Gottesdienst und bei festlichen Gelegenheiten mit Halbschuhen aus Leder, Sammet und Plüsch im Spreewaldgebiet und im Norden und Westen von Cottbus. Im Südosten von Peitz haben sich die Schnallenschuhe noch erhalten.

Im Winter zieht man lederne Schnürstiefel an; in vielen Orten, namentlich im Spreewalde, benutzt man bei der Feldarbeit bei nassem Wetter oder tiefem Schnee auch Männerstiefel.

Besonders auffallend war die weiße Trauerkleidung der wendischen Frauen. Der Kopfputz, welcher Schleier, schlewer, genannt wurde, bestand in einzelnen Gegenden aus einem

steifen, dütenartig geformten weißen Tuche, das über die Haube gesetzt wurde.

Ein anderes Tuch, Podgubk, hatte einen Schlitz, durch welchen man den Kopfputz steckte. Es war hinten an der Mütze, die in Groß-Lieskow aus Pappe rundlich geformt und nur mit grober Leinwand überzogen war, befestigt, lief am Kinn, den Mund fast verhüllend, zusammen und reichte bis zu den Knien hinab. Im Spreewalde, besonders in Burg, ging das untere Tuch vom Gürtel bis zu den Füßen; das obere, welches gleichfalls am Gürtel hinten befestigt wurde, warf man über den Kopf, so daß dieser und der ganze Oberkörper verhüllt wurde, wobei die Trauernden das Gesicht beliebig aus der Umhüllung hervorblicken lassen konnten. Im Spreewalde waren gewöhnlich alle Frauen, welche der Leiche folgten, mit dieser weißen Kostümierung ausgestattet, in den meisten anderen Orten nur die nächsten Anverwandten. Darauf wurde diese eigentümliche Trauerkleidung vereinfacht, z. B. in Drachhausen, Babow, Werben, Brahmow Papitz, Milkersdorf, Heinersbrück und Grötsch, wo dieselbe nur bei der Begräbnisfeierlichkeit nahe Leidtragende anlegten. Jetzt findet sie sich in der Niederlausitz nirgends mehr vor.

Nicht selten waren die hierbei gebräuchlichen Begräbnistücher von besonderer Feinheit und Eleganz. In Müschen wurde mir ein solches vorgelegt, das zwei Meter in der Breite und in der Länge maß und aus prachtvollem, blendend weißem Linnen hergestellt war. Figuren, welche teils Christus, teils die Mutter Maria, ferner Kirchen und Engel darstellten, auch Sprüche in 2 cm großen Buchstaben waren kunstvoll in das Tuch eingewirkt.

Sonst geht man jetzt an den meisten Orten zur Trauerzeit in schwarzem Rocke, schwarzer Jacke, weißen oder schwarzen Strümpfen, weißem Hals- und Kopftuche oder der Mütze. Das weiße Kopftuch der Leidtragenden hat stets einen glatten Saum, ihm fehlt jede Spitze und sonstige Verzierung. In den Händen tragen die Trauernden gewöhnlich ein zusammengelegtes weißes Tuch. In der späteren Trauerzeit wird das Weiß in der Kopf-, Hals- und Fußbekleidung durch Schwarz ersetzt. Schließlich wechselt der schwarze Rock gewöhnlich mit dem grünen, bis nach Jahresfrist oder früher die allgemein übliche Tracht zur Geltung kommt.

Das Trauerkostüm wird auch sonst zu gewissen kirchlichen Festlichkeiten angelegt. Man trägt es in der Advents- und Passionszeit, zu Neujahr, am Karfreitag und Himmelfahrtstag und meist am ersten Feiertage der hohen Feste.

Die Wohnungen der heutigen Wenden.

In der Bauart der wendischen Dörfer läßt sich noch meist der altwendische Typus verfolgen. Die Gehöfte finden sich dicht aneinander gereiht, die Häuser sind mit dem Giebel der Straße zugekehrt. Mitten im Dorfe, meist auf einem freien Platze steht die Kirche, dicht daneben die Pfarrwohnung und das Schulhaus. Die Kirche wird in vielen Dörfern von einem jetzt gewöhnlich verfallenen Friedhofe umgeben, da die Toten ihre letzte Ruhestätte gegenwärtig auf einem Platze außerhalb des Dorfes finden. Das städtisch gebaute Herrenhaus, das gewöhnlich durch einen Garten oder Park eingeschlossen ist, sticht infolge seiner Größe und meist auch durch seine Pracht wesentlich von den übrigen Bauernhäusern ab. Fast in jedem Orte auf dem Lande ist der Dorfteich anzutreffen; gewöhnlich ist derselbe nur ein kleiner Pfuhl, in dem die Enten ihr lautes Wesen treiben.

Einzelne Dörfer zeigen auch noch Überreste alter Umfriedigungen und Tore. Nach einer mir gemachten persönlichen Mitteilung des Professors Herrn Dr. H. Jentsch gab es noch im Jahre 1878 in den Dörfern Karche und Schollen des Luckauer Kreises Einzäunungen, an welche die Wiesengärten der einzelnen Gehöfte strahlenförmig angrenzten, und Hürdentore, durch welche der Ort verschlossen wurde. Jeder, der das Tor behufs der Einfahrt benutzt hatte, mußte es sogleich wieder schließen, damit das auf dem Weideplatze des Dorfes befindliche Vieh nicht entliefe. Für den Personenverkehr war neben dem Hürdentore eine einfache Treppenvorrichtung zum Hinauf- und Hinabsteigen angebracht.

In Ströbitz, dessen ärmliche Lehmhütten zur Zeit des 30jährigen Krieges den damals als Sandgruben benutzten Schulplatz umgaben und zum Teil auf demselben standen, lagen die einzelnen Hofräume und deren Grenzen höchst unregelmäßig und unbestimmt. Oft befanden sich zwei, drei und mehrere Höfe, die alle eine gemeinsame Einfahrt hatten, hintereinander, was nicht selten zu Streitigkeiten Anlaß gab.

Wenn auch heute die Anlage des ganzen Dorfes oft nicht mehr die ursprünglich wendische ist, so finden sich doch noch überall die alten echt slawischen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Blockhäuser mit dem strohgedeckten Dache und der eigentümlichen Giebelverzierung. Da durch Polizeiverordnung das Strohdach freilich von jedem neuen Bauplane verdrängt wird, so erhalten auch die wendischen Dörfer mehr und mehr modernes Aussehen.

Der wendische Bauernhof wird von zwei bis vier im Rechteck oder im Quadrat zueinander stehenden Gebäuden gebildet, welche den Hofraum einschließen und durch geflochtene oder aus hohen Brettern hergestellte Zäune umgeben sind. Zuweilen findet sich auch, wenigstens nach der Dorfstraße zu, eine Mauer aus Lehmfachwerk, welche mit einem festanliegenden schmalen Bretterdache bedeckt ist. In dieser Mauer, oft auch im Bretterzaun, hat man meist an der Stelle, wo dicht dabei auf dem Hofe der Ziehbrunnen steht, oder auch vor dem Wohnhause selbst eine fensterartige Öffnung angebracht, um einen Ausblick auf die Straße zu haben.

Nach dem Hofe gelangt man durch das Torhaus. Dasselbe trägt die mächtigen Torflügel, von welchem ein Flügel die Hoftür enthält. Es findet sich nur in Landdörfern, im Spreewalde sucht man dasselbe vergeblich. Unter dem Torhause stehen Wagen und Ackergeräte, oft auch unter einem besonderen Schuppen, wo der Bauer seine Tischler-, Böttcher- und Stellmacherarbeiten meist selbst besorgt. In Burg, Lehde und Leipe dient ein besonderer Kahnschuppen, direkt über dem Wasserspiegel des Hafens erbaut, so daß man hineinfahren kann, zur Aufnahme der Fahrzeuge, der Ruder und des Fischereigerätes.

Der Hofraum vertieft sich nach der Mitte hin zur Dunggrube, in welche aller Dung und Unrat geworfen wird und worin sich oft eine große Lache übelriechender Jauche bildet, die man lange Zeit nicht zu verwenden verstand oder es doch nicht tat. Wie gefährlich für Leben und Gesundheit diese Gruben sind, liegt auf der Hand. Glücklicherweise verschwinden sie mehr und mehr.

Der Ziehbrunnen, dessen langer Balken hoch über die Verzäunung hinausragt, ist entweder mit runder oder viereckiger Mauer- oder Balkeneinfassung versehen und oft auch mit einem torartigen Dache verschlossen. In der Nähe hat meist die Rinne zum Tränken für das Vieh ihren Platz.

Im allgemeinen gewährt der Hofraum einen nicht unfreundlichen Anblick. Häufig ist er mit Obstbäumen bepflanzt, von denen früher die alten, wilden Birnbäume mit ihrer ausgedehnten Krone eine ganze Wagenladung Getreide vor dem hereinbrechenden Ungewitter schützten.

Die Hofstätten in den eigentlichen Spreewalddörfern, in denen die Gehöfte nicht mehr beieinander, sondern vereinzelt stehen, weichen von den Höfen der Landdörfer in manchen Beziehungen wesentlich ab. Das Gehöft, welches auf künstlich erhöhtem Grunde angelegt ist, wird mit dem Ackerlande und einem kleinen Wiesenplane vom Fließe, den Grenz-

gräben und einer Einfriedigung von Buschwerk umschlossen. Oft bildet der Fluß selbst die Dorfstraße, und bei jedem Gehöfte birgt ein kleiner Hafen die flachen Spreewaldkähne, neben welchen in der Regel der Fischkasten emporragt. Früher benutzte man aus Baumstämmen ausgehöhlte, sehr schmale Fahrzeuge, die Einbäume, die der Wende mit dem Namen pławnik (so heißt auch die ins Eis gehauene Öffnung zum Wasserschöpfen) oder dubownik (von dub-Eiche) bezeichnet. Die Einbäume wurden stehend gefahren; sie durchfurchten das Wasser sehr schnell, waren aber unsicher. Exemplare eines Einbaumes erblickte ich noch wohlerhalten in Leipe, in Burg am Spreeufer des Gasthofes zur Bleiche und in Lehde beim Logierhause von A. Richter.

Zwischen dem Wohngebäude und der Verzäunung befindet sich das Vorgärtchen, das früher nicht selten unbenutzt da lag und wohl als Scherbenplatz diente. Das Stück Verzäunung vor demselben führt den Namen Parchan = Straßenkotabhalter [1]).

Hinter dem Hofe beginnt der Garten, in welchem die Scheune und der Backofen stehen. Oft hat die Scheune ihren Platz auch neben dem Kuhstall, sie dient dann zugleich als Futterkammer und enthält Öffnungen zum Füttern des Viehs; der Backofen ist nicht selten auf der Dorfflur erbaut.

Die vollständig aus Holz hergestellte und mit Stroh gedeckte Scheune ruht auf mächtigen Feldsteinen. Durch das breite und hohe Scheunentor, das einem gefüllten Erntewagen die Durchfahrt gestattet, gelangt man auf die festgestampfte lehmige Tenne, welche mit dem Tore gleiche Breite hat. In den Vierteln oder Verteln wird auf quergelegten Stangen der Segen der Ernte aufbewahrt, oftmals auch das Heu. Doch birgt man dasselbe meist unter dem Dachraume der Scheune oder stellt es im Spreewalde in kegelförmigen, oben abgerundeten und festgedrückten Schobern, stogi, auf, denen man eine Balkenunterlage zum Schutze gegen eindringendes Wasser gibt.

Die Backöfen wurden ehemals nur aus Lehm und Holz hergestellt und standen meist ohne Schutzdach, das jetzt bei den aus Mauersteinen aufgeführten fast allenthalben angebracht ist. Oft ist mit den Backöfen noch eine Backstube verbunden.

Das Bienenhaus, welches fast überall auf den Gehöften anzutreffen ist, bietet nichts Besonderes. Früher wurden die

[1]) Müschner, Das Spreewaldhaus.

Bienenvölker in Körben oder Klotzbauten untergebracht. In einigen Heidedörfern pflegte man auch die Waldbienenzucht.

Die Stallgebäude stehen gewöhnlich auf einer künstlichen Bodenerhebung. Vereinzelt findet sich unter einem Dache mit dem Wohnhause auch die Stallung für das Vieh. Dann führt von dem Hausflur dorthin eine Tür, welche derjenigen der Wohnstube meist gegenüberliegt. Als besonders eigenartig erwähnt W. von Schulenburg[1]) die Schweineställe älterer Bauart. Statt ihrer herrschen, wie er angibt, einfache Holzbaue oder die neuen von Stein vor. Zwei innere Querwände bilden einen Flur, seitwärts dessen die Schlaf- und Futterstellen der Schweine liegen, die vom Flur aus das Futter in die Koben bekommen. Das Gebäude trägt ein mit Stroh gedecktes Giebeldach. Auch finden sich die Sommerbuchten, ein Gehege von Stangen und Brettern, ohne Dach und Schwellen, die, zu Burg allgemein, auf dem Lande fehlen sollen. — Doch sind letzte auch in Landdörfern nicht selten; ich selbst traf Sommerbuchten beispielsweise in Schmogrow an.

Obgleich die Ziegelbauten in den wendischen Dörfern mehr Aufnahme finden, so ist doch in den meisten Orten der Wendei, namentlich im Spreewalde, das uralte Blockhaus vorherrschend. Dasselbe trägt auf Feldsteinschwellen als Grundmauern Wände von Schrotholz, d. h. von getrennten, lange Zeit im Wasser gefestigten Baumstämmen, die übereinander gelegt und an den Ecken durch starke Holznägel gediebelt oder festgenagelt werden. Die Bohlen benutzt man entweder eckig behauen, oder sie bleiben rund mit Baumkanten. Sie werden für die Wohnstuben gezinkt, um einen luftdichten Verschluß der Hausecken zu erzielen. Die Ritzen zwischen den Bohlen verstopft man mit Moos oder Werg und bestreicht sie mit Lehm, oder man hüllt die ganze äußere Wand in einen Lehmmantel, der dann weiß getüncht wird.

Die Innenseiten der Wohnungen sind glatt und bilden eine leidlich ebene Fläche. Die Fenster sind klein, die Türen schmal und niedrig. In den alten Stuben sind nur zwei bis drei Fenster vorhanden, deren unteres Viertel meist durch Schieben geöffnet werden konnte. Die runden oder eckigen kleinen Scheiben hatten eine Einfassung von Blei. Fensterläden sind nur selten anzutreffen.

Über der Haustür sind zuweilen farbige Inschriften angebracht, z. B. Gedenksprüche frommen oder scherzhaften Inhalts, der Name des Besitzers, die Jahreszahl der Erbauung und ähnliches. Die Tür besteht aus Ober- und Untertür; die

[1]) Das Spreewaldhaus, S. 126. Zeitschrift f. Ethn. Jg. 1886.

letzte ist mit einer nach außen abstehenden Leiste versehen; die erste kann für sich allein geöffnet werden. Die Tür wird von außen durch einen Klappriegel aus Holz oder Eisen geschlossen. (Brie.). Ist der Riegel von Eisen, so wird er durch einen kurzen eisernen Hebel mit rundem Druckstück emporgehoben. Der hölzerne Riegel wird mittels einer Schnur die durch ein Loch in der Tür zum inneren Holzriegel führt, emporgezogen und öffnet so dieselbe; läßt man ihn herabfallen, so wird sie verschlossen. Außerdem sichert den Verschluß ein schiebbarer Nachtriegel an der Innenseite. Sonst bedient man sich in Groß-Lieskow noch eines zusammengesetzten Holzschlosses mit einem größeren und einem kleineren Riegel. Zwischen denselben werden drei Stäbchen in passende Vertiefungen emporgehoben, oder sie fallen in solche nieder. Zieht man den kleinen Riegel aus dem Schlosse heraus, so ist ein sicherer Verschluß hergestellt.

Vom Hausflur aus führt nach dem Bodenraum die Treppe, welche oft durch eine Leiter oder einen gekerbten Baumstamm ersetzt ist. Fast nirgends findet sich ein oberes Stockwerk, wiewohl der Dachraum noch Kammern für das Hausgesinde enthält, falls letztes sich nicht mit einem Verschlage im Stallgebäude zufrieden gibt. Die Tür geradezu führt nach der sogenannten Küche, dem unteren erweiterten Teile des Schornsteins, der in alten Häusern aus Holzstangen hergestellt und mit Lehm beklebt ist. Oftmals dient der Hausflur selbst als Küche, in welche dann das weite Ofenloch aus der Wohnstube einmündet. Dieser Küchenraum ist im Grunde weiter nichts als eine Räucherkammer, in der Speck, Wurst und Schinken an hölzernen Stäben aufbewahrt werden. (Brie.)

Eine seitliche Tür führt nach der Kammer, die für die Ausgedinger eingerichtet ist, oder nach dem Kuhstall, die andere nach der Wohnstube. Dieselbe wird schpa genannt wie das ganze Haus, für das man sonst die Bezeichnung wjaža oder dom hat, und dient dem Wenden zugleich zum Wohnen, Schlafen und Kochen. Der Fußboden ist entweder durch Bretter gedielt, oder er besteht bei ärmlichen Verhältnissen aus einer festen Lehmtenne. Die Decke der Wohnstube ist selten über sechs Fuß hoch. Die Balken, welche sie tragen, liegen offen da; über denselben befindet sich derart, daß noch ein schmaler Raum bleibt, die eigentliche Decke von Brettern oder Stangen, die mit der glatten Seite nach unten schauen. Oben werden sie verstopft und mit Lehm beworfen. An den Balken unter der Decke erblickt man nicht selten allerlei Handwerkszeug, als Hammer, Zange, Bohrer, auch die Schere, die eine Art

Schafschere ist. Zuweilen steckt in einem Balken auch das alte Familienmesser, hapa genannt.

Das Dach steht ungefähr 1 Meter weit über die Mauern des Gebäudes hinaus, damit letztes seitlich von der Nässe geschützt wird und Holz und Streu an den Wänden aufgeschichtet werden können. Auch gewinnt man dadurch einen ganz bedeutenden Bodenraum. Es ist mit Stroh, Rohr oder Schilf (Kolbenrohr) gedeckt und hält sowohl Hitze als Kälte ab. Zum Schutze gegen Regen finden sich besondere Bretter am unteren Ende des Giebelstückes und auch über den Fenstern. Die bretterbeschlagene Giebelseite zeigt gewöhnlich einige Lucken oder Luftlöcher. In einigen Ortschaften, z. B. in Burg, Dissen, Striesow, Drehnow, Turnow, Döbbrick ist eins der Wirtschaftsgebäude oft von besonderer Bauart. An der dem Hofraume zugekehrten Front läuft unter dem Dache eine hervorspringende Galerie, greda, grĕda, deren Säulen meist roh geschnitzt sind. Dieser Raum dient gewöhnlich zum Trocknen der Wäsche. Unter der Galerie ist nicht selten der Platz für die Futtergefäße.

Besondere Beachtung verdient der oft tierkopfartige Giebelschmuck der wendischen Häuser, den die sich oben kreuzenden Enden der Windlatten zeigen. Es läßt sich nicht immer mit Bestimmtheit angeben, ob diese Ausschmückung den Kopf eines Vogels, und zwar des Hahnes oder Schwanes, darstellen soll oder ob sie das Abzeichen eines gekrönten Schlangenkopfes, vielleicht auch des Roßhauptes, ist. Nicht selten stehen die Windlatten ohne jede Verzierung am Giebelende heraus. In einzelnen Orten, z. B. in Byhleguhre, findet sich zwischen den Verzierungen noch ein fünfstrahliger Stern, der aber, nach unten abgerundet, schon mehr an eine Hand erinnert. Im Kreise Luckau und auch im Calauer und Lübbener Kreise kommen solche Giebelverzierungen nur vereinzelt vor.

Der am meisten ins Auge fallende Ausputz der Wohnung ist eine von Brettern gefertigte Galerie unter der Decke, welche sich an den Seitenwänden bis zum Bett und Ofen hinzieht. An Holznägeln wird alles bessere Geschirr: Teller und Tassen, die ehemals braun, später weiß waren und möglichst bunt bemalt sind, ferner Gläser und Bierkrüge aufgehängt. Darunter befindet sich oft manches altertümliche, wertvolle Erbstück, worauf der Besitzer mit nicht geringem Stolze den Fremden aufmerksam macht. So werden in manchen Wirtschaften noch hölzerne Schüsseln und Teller, mit Einschnitten verziert, gezeigt.

Den ungewöhnlich großen Ofen, welcher aus vertieften quadratischen, runden oder oblongen Kacheln aufgeführt ist

und von außen her gefeuert wird, umgibt auf zwei Seiten eine Bank aus Stein oder Brettern, die zum Sitzen und Schlafen dient. In dem Ofen ist ein großer, meist eiserner Kesseltopf, die Wasserblase, worin man warmes Wasser hält, eingemauert. Über oder dicht neben dem Ofen erblickt man dicke Stangen, welche an der Stubendecke befestigt sind und zum Trocknen von Tüchern, Wäsche, naßgewordener Kleidungsstücke und der auf Brettchen gelegten Käse dienen.

Seitlich vom Ofen und neben der Stubentür befindet sich der Kamin. Oberhalb desselben, sowie über der Tür ist häufig ein Sims angefügt, auf welchem Streichhölzer, Flaschen usw. stehen. Auf dem Kaminherde wird gekocht, gebraten und Kaffee gebrannt, und an den langen Winterabenden leuchtet ein lustiges Kaminfeuer — jetzt nur noch vereinzelt — den erzählenden und spinnenden Hausgenossen mit seinem traulichen Scheine. Noch bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren an Stelle des Spinnrades allgemein Spinnwirtel und Spille im Gebrauch. Zur Beleuchtung bediente man sich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts der Öllampen, doch brannte man dieselben seltener, als die selbstgefertigten Talglichte. Namentlich verwandte man diese bei Festlichkeiten, bis das Petroleum allgemeine Verbreitung fand. Gegenwärtig erhellt das elektrische Licht viele Wendendörfer und ihre Wohnstätten.

Feuer wurde ehemals durch Stahl und Feuerstein erzeugt. Die Funken fing man in einer mit foschem Holze gefüllten Blechbüchse, buschka, auf, die noch vereinzelt anzutreffen ist. Die mir in Burg vorgelegte Buschka maß 9 cm in der Länge und 2 cm im Durchmesser. Sie war aus Blech hergestellt und mit schmalen aufgelöteten Messingreifen verziert. Ein Messingkettchen hielt den Deckel mit der Büchse zusammen. Innen befand sich ein nachschiebbarer Boden, welcher von unten mit dem Finger gedrückt wurde und das mit einer Raspel zerriebene und gebrannte fosche Pappelholz trug. — Besonders bediente man sich dieser Büchsen zum Anzünden der Tabakspfeifen. Dieselben bestanden in frühester Zeit aus Holz und Ton, dann waren solche mit sehr breitem, holzgeschnitztem Kopfe im Gebrauch, wie ich eine dieser letzten als Rarität noch in Burg sah.

Neben dem Kamin befindet sich in allen Haushaltungen der Hauklotz; oft hat er seinen Platz auch mit Beil und Kienholz in einem besonderen Raume unter dem Kamin.

Auf der der Eingangstür entgegengesetzten Seite in einer Ecke steht das große, breite, meist mit bunten Gardinen verschlossene Himmelbett, dessen Federbetten fast bis an die

Stubendecke reichen und das als Ruheplatz für die Eheleute dient. An das Fußende des Bettes, dem Ofen zugekehrt, lehnt sich der Kleiderschrank, der gewöhnlich die Kleidungsstücke der Männer enthält.

Dicht neben dem Bett steht die hölzerne Wiege, mit schweren, hölzernen Schaukelbrettern. Auch ist die sogenannte Humpaue oder bombawa, bei Spremberg humpale noch in manchen Gegenden anzutreffen. Diese Hängewiege ist ein Holzgestell von drei bis vier Stäben. Dasselbe trägt eine Querstange, an welcher ein Grastuch hängt, wo hinein das Kind gelegt wird. Solche Wiegen trifft man sowohl in Stuben an, wo das Grastuch aber meist an der Stange in der Nähe des Ofens angebunden wird, als auch namentlich auf dem Felde bei beschäftigten Müttern. In Döbbrick sah ich eine ähnliche Schaukelvorrichtung, die von den Leuten Himpaue, himpawa, genannt wird. Sie besteht aus einem Bretterboden, an dessen vier Ecken Holzleisten etwa ½ Meter hoch emporstehen. Die Mitten derselben sind durch wagerechte, schmale Querleisten verbunden. An den beiden Seiten sind zwei starke Stangen befestigt, welche durch Stricke an einem Balken unter einem Stallüberbau angeknüpft sind. In den eigentlichen Kasten, in welchen man Betten hineinlegt, werden kleine Kinder hineingesetzt und von den Geschwistern geschaukelt. Das Grastuch findet bei den Wenden eine vielseitige Anwendung; zunächst benutzt man es, wie der Name schon besagt, zum Einschnüren des Grases. Man bindet aber auch sonst allerlei in dasselbe ein, wie Heu, Rüben, Kartoffeln, Streu. Ein eigentlicher Tragekorb, die Kiepe, ist in den wendischen Wirtschaften noch jetzt nicht häufig anzutreffen. An Stelle des Quersacks, der noch vor mehreren Jahren auf den Schultern des nach der Stadt pilgernden Landmanns hing, ist heute ein kleineres Tragetuch getreten, in welchem die ländlichen Produkte, die sich bisweilen noch in einem Henkelkorbe befinden, eingebunden sind. Eine nicht seltene Erscheinung sind Wenden, welche, das Tuch mit den Leinkuchen auf dem Rücken und die große Flasche mit dem frischen Öl an den Tuchzipfeln an der Brust befestigt, aus der Mühle der Heimat zuwandern, ferner Kinder, welche die in einem kleineren Tuche eingebundenen Schulbücher auf dem Rücken tragen.

Die übrige Ausstattung der Wohnstube in allen Wirtschaften bildet ein großer, standhafter Tisch mit vier gekreuzten, durch Fußbänke verbundenen Füßen und einer mächtigen Schublade, um ihn herum einige hölzerne Schemel mit ausgeschnittener Rückenlehne, eine einfache Bank, eine buntbe-

malte Truhe, der Webstuhl, ein sehr großer Speiseschrank, dessen oberer Teil offen ist, an der Wand meist eine alte Uhr, ein kleiner Spiegel zwischen den Fenstern und ein Schränkchen für Bibel und Gesangbuch. An den freien Seitenwänden läuft meist noch eine lange Bank, welche durch Eisen an den Mauern befestigt ist und auf deren einem Ende fast nirgends der mit Wasser angefüllte Topf oder Krug fehlt.

In einem Winkel nicht weit von der Tür hängt das weiße, einfache Handtuch, das an Festtagen durch ein an beiden Enden bunt gesticktes, oft mit farbigen Bändern versehenes ersetzt wird.

Zwischen Ofen und Kleiderschrank hindurch gelangt man in einen offenen Raum, die Hölle (hela), welche gewöhnlich ein Drittel so breit ist als das Wohnzimmer. Dieser Raum wird meist den Ausgedingern, welche einen Teil der Naturalien erhalten und sich auch sonst noch einigen Anteil an den Geschäften und dem Ertrage des Grundstücks vorbehalten, als Wohnung überwiesen, falls nicht eine besondere Kammer für sie bestimmt ist. Ob der Name des Ortes das Los der Alten bezeichnen soll oder ob der Raum von der Wärme des angrenzenden Ofens so genannt wird, bleibe dahin gestellt. Vielfach ist, wie mir ein Lehrer im Spreewalde versicherte, der erste Grund der richtige, heute mehr als früher. Ein kleines Schiebefenster, huweradlo, gibt dem Raum der Hölle spärliches Licht. Dieses Fenster ist für die Ausgedinger von besonderer Bedeutung. Hier setzt sich das Käuzchen, szykula oder kwikawa, nieder und verkündet durch seinen Ruf: „Komm mit" in drei Nächten den Tod des Bewohners. Es wird geöffnet, wenn der Sterbende den letzten Atemzug getan. Durch dieses Guckloch beobachteten die Alten in schlaflosen Nächten die wunderbaren meteorologischen Erscheinungen und prophezeiten zukünftige wichtige Familien- und Weltereignisse. Haben die alten Leute die Hölle nicht in Besitz, so ist dieselbe gewöhnlich von der Tochter des Hauses eingenommen. Hier steht ein Bett, eine Lade, in welcher der weibliche Staat, Wäsche oder Geld aufbewahrt werden, eine Bank und anderes Hausgerät. Vor dem Ofen nimmt eine Menge Brennholz gewöhnlich einen bedeutenden Raum der Hölle ein. In einzelnen Fällen ist sie geteilt, so daß noch eine besondere Kammer entsteht, welche den übrigen Hausbewohnern zum Schlafen dient. Da sich unter derselben meist der Keller befindet, der niemals tief angelegt wird, was besonders für den Spreewald zutrifft, so gelangt man in diesem Falle erst durch eine oder zwei Stufen zur Kammer. Nicht selten ist der Keller auch in einem Seitengebäude angelegt.

Im allgemeinen läßt die Ordnung und Sauberkeit in den wendischen Bauernstuben, namentlich im Spreewalde, wo holländische Reinlichkeit herrscht, fast nichts zu wünschen übrig. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß es dem Wenden der Landdörfer gar nicht darauf ankommt, mit Schweinen, besonders neu gekauften Ferkeln, die in manchen Orten, z. B. in Skadow, sogar auf dem Tische ihr erstes Futter erhalten, wochenlang seine Wohnung zu teilen und daß er in vielen Fällen sein Zimmer, das als Küche und Schlafstube der frischen Luft gar sehr bedürfte, fast niemals lüftet.

Natürlich zeigt, den Vermögensverhältnissen der Eigentümer entsprechend, die wendische Wohnung mehr oder minder Veränderungen. Daß bei dem Fortschreiten in der Bauart der Häuser und in der Ausstattung der Wohnungen auch der wendische Bauer schließlich von dem Althergebrachten allmählich abweichen muß, liegt auf der Hand. Daher ist es nicht zu verwundern, daß viele Räume bereits geschmacklos modernisiert erscheinen.

Wirtschaftliche Verhältnisse und Beschäftigung der Wenden.

Das eigentliche Lebensgeschäft der Wenden ist seit Urzeiten Ackerbau und Viehzucht gewesen. Das Volk der Slawen, welches die ebenen Gegenden unseres Vaterlandes als Wohnsitz erwählte, machte die Germanen damit erst vertraut.

Die ganze Feldmark eines wendischen Dorfes war früher in mehrere Felder eingeteilt. Die Grundbesitzer hatten nach Maßgabe ihres Gutes als Ganzhüfner[1]), Halbhüfner, Gärtner, Kossäten und Häusler jeder eine bestimmte Anzahl von Beeten, so daß das Besitztum derselben überall zerstreut herumlag. Einem Großhüfner oder Großbauern gehörte eine ganze Hufe, ungefähr 30 Magdeburger □-Morgen, dem Halbhüfner halb soviel, dem Gärtner und Häusler bedeutend weniger. Büdner nannten bloß ein Häuschen mit kleinem Garten ihr eigen. Doch scheint diese Hufenverfassung weniger den Wenden eigentümlich, sondern vielmehr von den Germanen übernommen zu sein[2]). Bei Gelegenheit der Dienstablösungen und Gemeindeteilungen wurden erst die Felder der verschiedenen Grundbesitzer zusammengelegt.

---

[1]) Hüfner von Hufe = Behuf oder Anteil; wendisch sslědnicar von sslěd = Hufe, da sie ihren Besitz nach Schritten, sslědy, berechneten.

[2]) Dr. Erich Bartels, Der Niederbarnim unt. den Anhaltinern. S. 16.

Bisher standen die Bauern in einem strengen Abhängigkeitsverhältnisse zu ihren Gutsherren, was bereits im ersten Teile des Werkes dargelegt wurde. In besserer Lage befanden sich nur die Untertanen auf den Domänenämtern und den Klostergütern und die sogenannten Freibauern. In Ströbitz, dessen Bewohner ehemals Leibeigene der Stadt Cottbus waren, gibt es vier große Bauernwirtschaften, deren Besitzer noch heute den Namen Kirchbauer führen, da sie in früherer Zeit ihre Abgaben lediglich an die Klosterkirche zu Cottbus zu leisten hatten.

Den bisherigen Erbpächtern, welche nach der Separation frei über ihre Liegenschaften verfügten, erwuchs dadurch mehr Liebe zum Eigentum, und mit allem Fleiße suchte man die Grundstücke zu verbessern und zu vergrößern. Die Felder wurden in einzelne Beete getrennt und diese durch Furchen voneinander geschieden, um dem Wasser besseren Abzug aus dem Boden zu gewähren.

Derselbe ist in der Niederlausitz zum größten Teile leichter Sand- oder Lehmboden. Guter schwarzer Boden findet sich nur in den größeren Flußniederungen, besonders im Spreewalde. Hier wird das Ackerland durch die aus den Gräben ausgehobene Erde bedeutend erhöht, damit die Überflutung die Feldfrucht nicht erreicht. Eine reiche Düngung des Bodens und sorgfältige Bearbeitung ist ebenso gut im Spreewalde, wo fast durchweg ein gartenmäßiger Anbau stattfindet, als in den übrigen Teilen der Niederlausitz erforderlich, um einen reichen Ertrag zu erzielen. Das geschieht namentlich im Frühlinge und Herbste, wo die Erde mit Pflug und Egge, Spaten und Hacke emsig gelockert, von Unkraut gereinigt und besät wird.

Die Pflüge waren vor einigen Jahrzehnten noch ganz aus Holz hergestellt; sie waren, wie mir alte Leute versicherten, sehr schwer zu handhaben, und man brauchte bedeutend mehr Zeit zum Umackern eines Feldes als heute. Auch die Wagen hatten nicht eiserne, sondern hölzerne Achsen, weshalb Teerbutten oder Schmierbüchsen, die auf der Fahrt mitgenommen wurden, unentbehrlich waren.

Sobald der Schnee gewichen ist, bietet der Acker im Wendenlande ein gar malerisches und abwechselungsreiches Bild. Der Landmann zieht mit seinem mit Pferden oder Ochsen bespannten Wagen, der die Ackergerätschaften trägt, hinaus aufs Feld, um Sommerkorn, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Lein in die Erde zu bringen. In die Getreide- und Leinfelder wird vielfach mit der Saat zugleich Mohrrübensamen gestreut, um noch Unterfrucht zu erzielen. Der Anbau des

Volksbibliothek
Gassen i. L.

Flachses nimmt wegen seines vielseitigen Nutzens eine bedeutende Stellung ein. Das beste Stück Land sucht man für die Bestellung desselben aus, und die größte Sorgfalt verwendet man auf seine Bebauung. Liefert er doch neben dem viel genossenen Leinöl besonders die Flachsfäden, welche von den Mädchen und Frauen gesponnen und von ihnen teilweise selbst zu Leinwand, Tüchern und bunten Röcken gewebt werden.

Da der Spreewälder den Acker nicht mit dem Pfluge bestellen kann, so ist er gänzlich auf die mühsame Spatenkultur verwiesen.

Für den täglichen Gebrauch werden meist in den Küchengärten am Hause Gurken, Zwiebeln, Bohnen, Kürbisse, Sellerie Meerrettig und andere Gewächse angebaut.

Im Monat Juni erntet man den ersten Wiesenschnitt, das Heu, wovon wiederum das Spreewaldgebiet ungeheure Mengen hervorbringt. Der Eintritt des Sommers fordert alle Kräfte des Wenden für die Getreideernte Die Halme, welche sonst in der Niederlausitz allenthalben mit der Sense möglichst dicht am Boden abgeschnitten werden, sichelt man in den Spreewalddörfern ab, so daß lange Stoppeln stehen bleiben. Dieselben werden nach der Ernte ausgezogen, und nun entwickeln sich die dazwischen befindlichen Mohrrüben zu ansehnlicher Größe. Zugleich muß auch der Flachs mit seinen vielen, bis in den Winter sich hinziehenden Arbeiten in Angriff genommen werden. Die Felder werden gestürzt und mit Gullinke, Wasserrüben, Buchweizen und anderen Kräutern zur Herbstfütterung besät. Nach der Grummeternte beginnt im September bereits die Bestellung der Wintersaaten und gleichzeitig die Einerntung der Kartoffel, später der Rüben. Aus den Gärten trägt man heim, was die Obstbäume und die Reben gespendet haben; denn auch der Obst- und Weinkultur wendet sich der Bauer neuerdings mit großem Eifer zu. Mit dem Eintritt von Eis und Schnee sind die Felder abgeräumt und bestellt, die Gärten leer.

So ist der Wende mit der Ackerwirtschaft in der warmen Jahreszeit fast Tag und Nacht beschäftigt. Denn spät am Abend erst kehrt er heim, um nach kurzer Ruhe am anderen Morgen um 3 oder 4 Uhr wieder auf das Feld zu fahren, während die Frauen, wo sie nicht auf dem Acker erforderlich sind, daheim die Haus- und Viehwirtschaft besorgen und sich mit der Bearbeitung von Flachs zu schaffen machen.

Besonders im Winter bildet das Spinnen desselben eine Hauptbeschäftigung der weiblichen Personen, welche zu diesem Zwecke in eigens dazu ausersehenen Spinnstuben zusammen-

kommen. Auch im Weben der Leinwand, im Nähen, Stricken und anderen Handarbeiten zeigen sie sich geschickt.

Die Männer hingegen treibt der Winter in die Scheunen zum Ausdrusch des Getreides oder auf den Holzplatz, um die angefahrenen Vorräte zur Feuerung zu zerkleinern und Wirtschaftsgeräte aller Art zum Selbstgebrauch oder zum Verkaufe herzustellen, als Leitern, Harken, Holzpantoffeln, Besen, Körbe, besonders Wollkörbe für die Tuchfabriken usw. Im Spreewalde weiß man aus dem Baste der Rüster Stricke zu Fischernetzen und für das Holzschwemmen anzufertigen.

Wer kein Grundeigentum besitzt, erlernt ein Handwerk. Am meisten findet man Maurer und Zimmerleute unter den Wenden. Sonst betreibt man die Handwerke, welche dem Dorfbewohner als die nötigsten und nächstliegenden erscheinen. Die den Fabrikstädten benachbarten Dörfer stellen eine große Zahl Arbeiter und Arbeiterinnen für die Tuch- und Teppichfabriken daselbst.

Daß auch die Fischerei in den an Flüssen gelegenen Ortschaften, namentlich in den Spreewalddörfern Lehde und Leipe, eine Hauptbeschäftigung und einen bedeutenden Erwerbszweig der anwohnenden Wenden ausmacht, bleibe nicht unerwähnt.

Die eigentlichen Verkehrswege im Spreewalde sind die Wasserstraßen, so daß man Pferd und Wagen wenig benutzt. Um den Fußverkehr zu ermöglichen, führen über die Gräben und Fließe Brückensteige, Bänke genannt, welche so hoch angebracht sind, daß sie voll beladenen Heukähnen die Durchfahrt gestatten. Diese Brückensteige bestehen meist nur aus zwei nebeneinander liegenden Balken, welche an einer Seite mit einem Geländer versehen sind. Der schräge Aufgang wird durch einen gekerbten Balken oder ein Brett, auf welches Querleisten genagelt sind, gebildet. An einigen Spreearmen führen am Ufer entlang auch fortlaufende Fußstege, so daß der Verkehr zu Lande einigermaßen möglich ist. Gegenwärtig läßt sich der größte Teil des Spreewaldes bereits zu Fuß durchschreiten.

Wenn der Frost über die meilenweit überschwemmten Wiesenflächen des Spreewaldes eine feste Eisdecke gebildet hat, so treten an Stelle des Kahnes Schlittschuhe, Schlitten und Eispike. Dann bildet das „wendische Eismeer" ein gar eigenartiges, bezauberndes Bild. —

Außer dem bereits erwähnten Zugvieh, wovon ein Bauer gewöhnlich zwei Pferde oder mehrere Ochsen besitzt, werden besonders Kühe, die gleich den Ochsen einen besonderen Rufnamen führen, ferner Schweine, hier und da auch Ziegen und Schafe gehalten. Tauben, Hühner, Enten und Gänse fehlen selten auf einem Bauernhofe.

Obgleich seit der Dienstablösung die Stallfütterung allgemein ist, so läßt jeder Besitzer seine Rinder und seine Pferde doch noch unter der Obhut eines Hirten, meist alter Leute oder Kinder, auf die Weide gehen, solange es die Witterung gestattet. Ebenso werden die Gänse besonders gehütet.

Bis zur Zeit der Dienstablösung trieben die Knechte, auf einem Pferde ohne Zaum und Sattel sitzend, das Vieh des Abends auf die Weide. In der dunklen Nacht geriet manches Tier in eine Moorstelle und mußte mit Hilfe anderer Kameraden, welche durch Händeklatschen oder Notfeuer herbeigerufen wurden, unter großen Anstrengungen aus der Gefahr des Erstickens gerettet werden. Man leistete Freund und Feind bereitwilligst Hilfe, weil schon in der nächsten Stunde einem anderen ein gleiches Schicksal begegnen konnte. Daraus erklärt es sich auch, daß unter diesen Hirten ein Band der tiefsten und innigsten Freundschaft bestand, deren einzelne Züge wahrhaft rührend sind. — Es bildete sich unter diesen Hirten, von denen jeder seinen besonderen Hirtennamen erhielt, eine gewisse Zunft. Die älteren belehrten die jüngeren über gefahrvolle Stellen, wo und wie sie das Vieh am schnellsten satt weiden könnten und über anderes Nützliche. Dafür machten sichs jene im Felde auf einem Strohlager bequem und zeichneten sich durch Tabakrauchen und Nichtstun aus, während diesen die Bewachung des Viehes oblag. Nur wenn eine Gefahr drohte, traten die ersten mit Rat und Tat ein. Die mittleren Hirten, Burschen im Alter von 16—18 Jahren, wälzten die Mühen wiederum auf die Hütejungen, welche 13 bis 16 Jahre zählten. Daher herrschte zwischen den beiden letzten Gruppen eine beständige Mißstimmung. — Beim hereinbrechenden Morgen ging es meist in größter Hast dem Dorfe zu, damit man dort die erwünschten Gespanndienste für die Gemeinde leiste.

Häufig blieb das Vieh den ganzen Sommer über auf der Weide, dort wurde es gezüchtet und gemolken.

Der erste Auszug im Frühjahr, mit wenig Ausnahmen der dritte Pfingstfeiertag, wurde besonders festlich begangen. Das Vieh wurde gegen 10 Uhr vormittags zusammengebracht und sodann von der berittenen Jugend fortgetrieben. Vorher jedoch ergötzte man sich noch an einem Stiergefechte. Vor der ganzen Gemeinde, welche sich zu diesem Zwecke auf der Dorflage versammelt hatte, wurden zwei Zuchtbullen zum Zweikampfe angereizt. Der oft längere Zeit andauernde Kampf wurde von den Stieren mit großer Wut zum Austrag gebracht und endete dadurch, daß der schwächere derselben unter dem

Volksbildungsverein
Gassen i. L.

Hohngelächter der Zuschauer Reißaus nahm. Der Sieger wurde mit einem mächtigen Kranze und bunten Bändern geschmückt und zum Leitbullen der Herde erwählt. Sicherlich rührt von dieser Sitte die Redensart her: Geputzt sein wie ein Pfingstochse. Mit der Separation hörten diese Stierkämpfe, wie sie z. B. in Groß-Lieskow, Ströbitz und Zahsow stattfanden, fast überall auf.

Die Rindviehzucht wird besonders im Spreewalde im großen Maßstabe betrieben. Die feisten Spreewaldochsen gehen bis in die entferntesten Gegenden, und mit Butter und Käse wird bedeutender Handel getrieben. Die geklatschten Käse werden entweder in Käsebauern, welche aus Holzstäben hergestellt und dessen Wände aus einem feinen Drahtgeflecht sind, an der Luft oder auf Brettern meist über dem Ofen getrocknet und durch hölzerne Pressen oder Steine geformt. An Stelle des Butterfasses bediente man sich ehemals großer Flaschen, in denen die Sahne so lange geschüttelt wurde, bis sich Kügelchen gebildet hatten. Die Butter wird in eine besondere Holzform mit eingeschnittenen Verzierungen gedrückt; diese zeichnen sich sodann als erhabener Stern, als Blume und so weiter auf dem Butterstück ab.

Von hoher Bedeutung für den Viehhandel in der Niederlausitz sind die beiden Cottbuser Jahrmärkte, welche um Ostern und Michaeli abgehalten und von der Landbevölkerung „wendische Messen" genannt werden. Gewöhnlich werden dieselben am Montage von den jungen Leuten und den Dienstboten besucht, während die älteren Personen an den anderen Tagen erscheinen. Sonst ist der Wochenmarkt um Fronleichnam und um Johanni der bedeutendste für den Viehhandel.

Noch sei des ehemals berühmten „Mägdemarktes" zu Vetschau Erwähnung getan, wohin alljährlich zur Zeit der Ernte die jungen wendischen Mädchen und Burschen zusammenkamen und unter dem Vortritt des jedesmaligen Försters einen feierlichen Tanz abhielten. Einstmals sollen 1500 Mägde zugegen gewesen sein. Besonders stellten sich diejenigen ein, die sich vermieten wollten; und deshalb kamen auch die Bauern aus der ganzen Umgegend dorthin und mieteten sich Knechte und Mägde [1]).

Die Nahrung.

Wer die markigen Gestalten der Männer, wer die kräftigen Frauen und blühenden Mädchen unter den Wenden er-

[1]) Fielitz, Wochenblatt für die Lausitz, 1811. S. 433.

blickt, der könnte wohl zu der Annahme hinneigen, daß dieselben ihr gesundheitstrotzendes Aussehen und ihre Körperkraft einer besonders guten Kost verdanken. Das trifft nur in vereinzelten Fällen zu. Denn die alltägliche Kost des wendischen Landbewohners ist äußerst einfach, ja oftmals recht karg und gleichmäßig.

Sobald man sich am frühen Morgen vom Lager erhoben hat, genießt man gemeinschaftlich als erstes Frühstück entweder dicken Mehlbrei, dem Milch beigefügt ist, oder Kartoffeln in der Schale, Pellkartoffeln oder Knödel genannt, dazu Leinöl, das aus einem gemeinsamen Napfe getaucht wird. In den schon mehr germanisierten Ortschaften nimmt man in manchen Familien am Morgen auch Kaffee ein.

Ein Stück Brot, das mit Quark oder Butter bestrichen ist und dem mitunter ein Kuhkäse oder ein Ei beigefügt wird, nimmt man als zweites Frühstück mit auf die Arbeit.

Die Mittagsmahlzeit bilden entweder wiederum Kartoffeln mit Öl oder Quark oder der Jahreszeit entsprechend trockene Gemüse, Graupen, Grütze, Hirse, auch Suppen, wie Buttermilchsuppe, Biersuppe, Fliedersuppe; im Sommer fehlen selten Salat und Gurken. Grütze findet meist in der Spremberger Gegend, Hirse mehr im Spreewaldgebiete als Nahrungsmittel Anwendung. Ein besonderes Hirsegericht wird „Bundele" genannt. Aufgebrühte, dicke Hirse wird mit großen Mengen Fett oder Leinöl vermengt und zu Klößen geformt; dieselben umwickelt man mit Kohlblättern und kocht sie sodann auf. — In der Umgegend von Spremberg ist folgendes Gericht aus Buchweizengrütze nicht selten. Im Backofen gerösteter Buchweizen wird auf der Mühle zu Grütze hergestellt, mit Wasser und Salz steif gekocht und mit dem umgekehrten Topfe im Backofen gedörrt, herausgeschnitten und mit Fleischbrühe genossen. — Eine Lieblingsspeise der Bewohner vieler Orte sind die Kartoffelklöße.

Nur des Sonntags oder in der Woche bei anstrengender Arbeit kommt Fleisch auf den Tisch. So genießt man Schweinefleisch in Reissuppe, der hartgekochte, zerstückelte Hühnereier und große Rosinen beigemischt werden, Schweinefleisch mit Kohlrüben, Rindfleisch mit dicker Gerstengraupe oder dicker Grütze und Fleischbrühe und mancherlei Braten, der jedoch mehr gekocht als wirklich gebraten erscheint. Als Kompott dazu sind gebackenes Obst, eingelegte rote Rüben, manchmal auch Preißelbeeren nicht selten.

Zur Vesperzeit stillt man den Appetit durch ein Stück Brot und Schnaps, nur vereinzelt genießt man Kaffee, der erst

nach dem Abendbrot, das fast allgemein Kartoffeln bilden, zu seinem Rechte gelangt.

Früher gab es in jeder Haushaltung ein besonderes Familienmesser, Hapa genannt, welches in einem Balken an der Decke eingesteckt und für jedermann zugänglich war. Mit ihm wurde das Brot geschnitten und das Fleisch bei Tische geteilt. Sonst führte jeder sein eigenes Taschenmesser zum Selbstgebrauch bei sich. Gabeln gab es fast gar nicht; doch jetzt sind dieselben allgemein unter den Wenden. Die Löffel, welche meist rund und aus Blech gefertigt waren, sind jetzt allenthalben in der bekannten Form im Gebrauch. Selbst Teller waren nicht allgemein üblich. Die Suppe wurde von allen Speisenden aus einer gemeinsamen Schüssel gelöffelt. Beim Kochen auf dem Kaminherde bedienen sich die Frauen zur Handhabung der Töpfe eines Gabelastes.

Die Kuchen, zu welchen jetzt durchweg Weizenmehl verwendet wird, wurden ehemals aus feinerem Roggenmehl gebacken, und man gab ihnen allgemein die länglich runde Form. Noch gegenwärtig stellt man beim Brotbacken häufig aus dem Brotteige einen rundlichen Kuchen her, den man „Platz" nennt und der mit zerschnittenem Speck und Kümmel als Schmiere versehen wird. Man trägt den Kuchen gewöhnlich auf dem rundlichen Deckel des Backfasses zum Backofen und bäckt ihn auf dem Herde. Der fertige Brotkuchen wird nicht mit Zucker bestreut, sondern mit Sirup übergossen, den man besonders im Spreewalde aus Mohrrüben, die in einem Kessel zu Brei eingekocht werden, selbst herstellt. Die warmen Kuchen werden zum Abkühlen auf einer Strohschicht niedergelegt, die man auf dem Erdboden am Backofen ausbreitet.

In diese für gewöhnlich einfache und mäßige Lebensweise der Wenden bringen Festzeiten und Familienereignisse jedoch mancherlei Abwechselung. Dann lebt man besser; eine Menge von Gerichten kommt auf den Tisch, oft ist von den einzelnen im Überfluß vorhanden. Das ist aber auch nötig; denn der Wende beweist bei solcher Gelegenheit, daß er nicht nur ein tüchtiger Arbeiter, sondern auch ein gewaltiger Esser ist.

Die gewöhnliche Reihenfolge der Speisen bei größeren Kindtauffesten oder Hochzeiten ist diese: Butterbrot mit Käse oder Wurst und Bier oder Branntwein als Vorkost, sodann Reissuppe mit Schweinefleisch oder Biersuppe, dicke Erbsen mit Speckgrieben, Milchhirse mit gebräunter Butter und rotem Zucker oder dafür Meerrettig mit Rindfleisch, in Groß-Lieskow und den Nachbarortschaften auch „gelbe Suppe", welche den Hauptbestandteilen nach aus geriebener Hirse, Eiern und Meerrettig zusammengesetzt ist, ferner Braten, dazu Kar-

toffeln und als Kompott Backobst oder Kraut. Im Spreewalde darf ein Gericht Fische natürlich nicht fehlen; meistens bilden Hechte mit „Spreewaldsauce" einen Gang. Als Nachkost gibt es wieder Butterbrot und Käse. Am späten Abend während des Tanzes bringt man Kaffee und Kuchen auf den Tisch.

Da die Bratenportionen oft mehrere Pfund betragen und es unmöglich ist, dieselben zu verzehren, so genießt man nur wenig davon und bewahrt sich das übrige in einem schon mitgebrachten Topfe, in welchen man auch andere Speisereste verschwinden läßt, für den Nachhauseweg auf. In einzelnen Orten, wie in Burg, Papitz, Haasow u. a. findet sich diese Sitte nicht mehr. Daß in diesem Falle jeder die größten Anstrengungen macht, um möglichst viel im Magen zu bergen, ist selbstverständlich.

Am zweiten Hochzeitstage reicht man zur Mahlzeit warme Grützwurst mit Brot, saure Heringe und einen Braten, später Kaffee und Kuchen. Beim Trauerschmause gibt es in Burg Butterbrot und Käse, dazu Kornbranntwein und Braunbier, später Kaffee und Napfkuchen.

Zu gewissen Zeiten sind in manchen Gegenden der Wendei bestimmte Gerichte im Gebrauch. Am Neujahrstage genießt man allgemein quillende Speisen, z. B. Reis, Bohnen, Erbsen usw. Wie die Speise beim Kochen quillt, so soll sich auch das Vermögen im neuen Jahre vermehren. Aus demselben Grunde speist man am Silvesterabend Fische, gewöhnlich Heringe mit Pellkartoffeln, die in manchen Spreewalddörfern, z. B. in Fehrow, regelmäßig am ersten Tage der hohen Feste und sonst in vielen Orten am Abend des zweiten Fastnachtstages auf den Tisch kommen. Als Gericht für den Heiligen Abend und den Silvesterabend ist Kartoffelsalat mit neunerlei Zutat in Leipe, Lehde, Kolkwitz und anderwärts üblich. Dicke Grütze mit Speckgrieben bereitet man vielfach, z. B. in Drachhausen, am zweiten Weihnachtsfeiertage und am Johannistage zu. An diesen Terminen findet gewöhnlich der Zuzug des neuen Gesindes statt, und Grütze wird denselben als erstes Gericht vorgesetzt. Von diesem Gebrauche rührt das eigentümliche, derbe Sprichwort her: „Der wird seine Grütze nicht ausfressen", womit gesagt sein soll, daß der neu eingetretene Dienstbote nicht das neue Dienstjahr über in seiner neuen Stellung aushalten wird.

Schließlich sei noch erwähnt, daß zur Kirmesfeier der Gänsebraten oder das Huhn im Topfe nicht fehlen dürfen.

Ebenso wie die Mahlzeiten verdient auch das zu verschiedenen Gelegenheiten hergestellte Gebäck im Wendenlande

unsere Beachtung. Zur Feier der Kindtaufe und Hochzeit wird fast allenthalben „gebackener Quark" oder die „Quarkbabe" bereitet. Gleiche Teile von Hirse und Quark werden mit Rosinen, Zucker, Anis und Eiern gemischt, durchgeknetet, in eine Schüssel gebracht und mit derselben im Backofen gebacken. Aus der Schüssel schneidet man sodann Stücke des fertigen Gebäcks heraus. In einzelnen Orten, z. B. in Groß-Lieskow, wird die Quarkbabe auch zu den hohen kirchlichen Festen gebacken.

In der Weihnachtszeit stellt man aus Mehl, Anis, geriebenen Mohrrüben und Sirup einen Teig her, der wie ein Kuchen gemangelt und zu kleinen Würfeln zerschnitten wird. Man bäckt dieselben auf Blechen im Backofen und nennt sie Pfeffernüsse oder „Worreschki", welche erst vom Neujahrstage ab den Kindern oder den Mädchen der Spinnstube zum Naschen gegeben werden. In manchen Spreewalddörfern, wie in Fehrow, heißt hiervon der Spinnabend des zweiten Januar, an dem die Worreschki mit Grog genossen werden, woreschkowy wjazor = Pfeffernußabend.

Fehlt es an Brot, was gewöhnlich vor der Ernte der Fall ist, so wird als Ersatz dafür „Woßuschk" aus Roggenmehl, Wasser und Salz auf dem mit Leinöl bestrichenen Plinzeisen im Kamine gebacken und mit Sahne beschmiert gegessen.

Zu kleineren Festlichkeiten stellt man in Brahmow und anderen Orten sogenannte „Kartoffellatschen", eine Art Kartoffelpfannkuchen, her. Gekochte Kartoffeln werden gerieben, mit Mehl, Eiern und Milch vermengt und geknetet; sodann wird die Masse wie ein Kuchen platt gemangelt, in viereckige Stücke zerschnitten und in Leinöl, Butter oder Fett in einer Pfanne gebacken. Das fertige Gebäck überstreut man mit Zucker.

Auf den Märkten in vielen Städten der Niederlausitz hielt man für die Landbevölkerung in Wagen besondere Kuchenarten feil: die „Heidekuchen" und die „Bauernkuchen", auch „Runde Kuchen", wendisch „Bochank" genannt. Dieselben wurden noch vor einigen Jahren in den bereits germanisierten Ortschaften Zwietow und Kasel im Calauer Kreise gebacken, und zwar im ersten Dorfe vom Großbüdner Friedrich Schmidt, im letzten von der Familie Eger. Für den Heidekuchen stellt man einen Teig aus Heidekorn und Hefe, Salz und Wasser her und läßt denselben gären. Dann bringt man den Teig in irdene glatte Näpfchen, deren Bodendurchmesser 10 cm, deren oberer Durchmesser 15 cm und deren Höhe 12 cm beträgt. Die sorgfältig gereinigten Näpfchen werden mit guter, saurer Sahne inwendig bestrichen und nach der Auf-

nahme des Teiges sogleich in den Backofen geschoben. Um die fertigen Heidekuchen leichter aus den Näpfchen herausschütten zu können, bespritzt man dieselben von außen mit kaltem Wasser. Das fertige Gebäck hat entweder eine gelbliche oder eine etwas bräunliche Farbe. Ein Heidekuchen wurde 1893 mit 5 Pfennigen bezahlt, früher erhielt man drei Stück für 10 Pfennige, und als die neue Geldwährung noch nicht eingeführt war, betrug der Preis für ein Stück einen Dreier. Die Heidekuchen ißt man mit Butter bestrichen, in Scheiben zerschnitten und entweder in Milch aufgeweicht oder in Butter gebraten. Gewöhnlich streut man noch Zucker darauf.

Die Bauernkuchen wurden aus feinerem Weizenmehl mit Hefe, Wasser und Salz eingemacht. Den dicken Teig formt man zu Kugeln und mangelt ihn zu runden, platten Kuchen von etwa 20 cm Durchmesser, deren Rand nach oben umgebogen wird. Auf einem Brette läßt man sie gären und versieht sie darauf mit einer Schmiere aus Milch, Safran und Weizenmehl oder aus Mohn, Zucker und Zimmet. Auf dem Herde des Backofens werden sie schließlich gebacken. Der Preis für dieselben ist dem der Heidekuchen gleich.

Zur Osterzeit beschenken die Taufzeugen ihre Patenkinder mit Pfefferkuchen und Ostersemmeln, welche letzte meist rautenförmig gestaltet sind und vom Bäcker aus Semmelteig hergestellt werden. In der Luckauer Gegend sind es zopfartige, bei Calau kahnartige Gebäcke. In Lübben kauft man die Ostersemmeln auf einem besonderen „Semmelmarkte", der kurz vor dem Auferstehungsfeste abgehalten wird.

Plinze, besonders Kartoffelplinze, werden in der Niederlausitzer Wendei allgemein, und zwar meist auf mit Leinöl bestrichenen Plinzeisen gebacken. Oft sind sie fingerdick.

Noch sei eines Getränkes, des Honigbiers, Erwähnung getan, das man namentlich im Spreewalde herstellt und das als sehr wohlschmeckend und kräftig gerühmt wird.

Verhältnisse in Familie und Gemeinde.

In der wendischen Familie ist der Mann als Wirt und Hausvater der Gebieter und Herr über alle Mitglieder des Hausstandes. Die Frau unterwirft sich gewöhnlich seinem Machtgebote, ist aber die Herrin und die verantwortliche Leiterin in dem ihr zugewiesenen Wirkungskreise. Dem Manne liegt die Fürsorge für die mehr äußerlichen Verhältnisse ob;

er bestimmt die Arbeiten im Feld, Wald und Wiese und ist selber allenthalben tätig und rührig. Die Frau besorgt in der Regel das Vieh, wiewohl dieses Geschäft in einigen Ortschaften, z. B. in Lehde und Leipe, auch dem Manne zufällt. Sie kocht, bäckt, wäscht, hält die Kleidungsstücke in Ordnung und schafft mit fleißiger Hand alles, wo ihre Hilfe erforderlich scheint. Ihr ist die Pflege und Erziehung der Kinder anempfohlen, die schon frühzeitig in Haus und Feld den ganzen Tag über tätig sein müssen und durch leichte Kleidung, Baden im kalten Wasser und Aufenthalt in rauher Luft abgehärtet werden. Knaben, welche mit bloßen Füßen im Schnee umherwaten, sind keine seltene Erscheinung. Gehorsam und Arbeitsamkeit wird von den Kindern auf energische Weise gefordert, ebenso von den Dienstboten, von denen kein Widerspruch gelitten wird. Doch werden diese im allgemeinen freundlich behandelt, essen auch mit der Familie an demselben Tische mit. Die erwachsenen Söhne und Töchter bleiben entweder zur Aushilfe in der Wirtschaft, oder sie treten, was gewöhnlich der Fall ist, als Knechte und Mägde in fremden Dienst, da sie etwaigen Unzuträglichkeiten mit den Eltern entgehen wollen. Daß es tatsächlich an ernsten Streitigkeiten zwischen Eltern und Kindern nicht fehlt, dafür liefern zahlreiche Auszüglerprozesse den traurigen Beweis.

Die Erbfolge in den einzelnen wendischen Orten ist eine sehr verschiedene. Bald tritt der älteste, bald der jüngste Sohn, bald derjenige, welcher dem Vater am tüchtigsten erscheint, den Besitz der Hinterlassenschaft an. Im Spreewalde war früher das jüngste Kind Erbe der väterlichen „Nahrung". Die anderen Geschwister mußten sich zu verheiraten suchen oder in dauernden Dienst treten. Gewöhnlich erhielten die ledig gebliebenen Kinder eine kleine Stube, oft noch ein Beet Acker zum lebenslänglichen Nießbrauch. Jetzt weicht man in bezug der Übernahme der Wirtschaft fast allenthalben von der alten Regel ab. Denn nur das Kind wird Besitzer oder Besitzerin, das die reichste Partie machen und die übrigen Geschwister am ausgiebigsten abfinden kann. Die Ehen sind daher am häufigsten nur Geschäftssache, und das Verhältnis zwischen Mann und Weib ist im allgemeinen ein kühles. Schon äußerlich scheint dieses Verhältnis dadurch gekennzeichnet zu werden, daß in manchen Orten bei gemeinsamem Ausgange der Mann nicht neben der Frau, sondern dieser vorangeht.

Nur ausnahmsweise findet sich die Liebe als treibender Grund zur Ehe; dann aber zeigt sich die Zähigkeit im Charakter des Wenden, der sich lieber Tag und Nacht um das liebe Brot abmüht und darbt, ehe er von seiner Liebe läßt.

Als Erbfolge bleibt sonst im Spreewalde die sogenannte „Cottbuser Willkür" maßgebend, wonach der Mann nach der Frau $^2/_3$, die Frau nach dem Manne aber nur $^1/_3$ des Gesamtvermögens erbt, während die Kinder sich in den Rest der Hinterlassenschaft gleichmäßig teilen.

Der Wendei eigentümlich ist die Bezeichnung der Wirtschaften nach dem Namen der langjährigen Besitzer derselben. So wird z. B. der junge Mann, der in Marulas Wirtschaft hineinheiratet, fernerhin „Marulas Wirt," seine Frau aber „Marulas Muhme" genannt. Den Burschen gibt man gewöhnlich die Bezeichnung „Vetter" und redet sie wie die Mädchen mit „Du" an.

Der Wende lebt mit seiner Familie gern allein, Verkehr wird wenig, höchstens mit den nächsten Anverwandten, gesucht. Der Fremde bleibt fremd, auch unter Stammesgenossen, und findet selten in dem fremden Orte eine wirkliche, neue Heimat. Der Deutsche und seine Kinder finden sie nicht, es sei denn, daß er sich zu großem Ansehen oder zu einer Machtstellung erhoben hat, so daß der Wende von ihm Nachteile befürchtet. Im übrigen begegnet er dem Deutschen für gewöhnlich mit Mißtrauen, sucht ihn zu täuschen und zu überlisten und stellt sich bei gestellten Fragen nicht selten unwissend. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser sonderbare Charakterzug des wendischen Volksstammes seinen Ursprung in der ehemaligen Unterdrückung von seiten der Deutschen hat und daß die daraus entsprungene Abneigung ein Erbteil der alten Wenden ist. — Sonst entwickelt der Wende dem Deutschen gegenüber einen ziemlichen Stolz und behandelt ihn gern geringschätzend. Wenn der Lehrer und ebenso auch der Geistliche in der Meinung leben, sie hätten sich das Vertrauen und die Liebe ihrer Gemeinde erworben, so mögen sie dies von einzelnen Personen behaupten, aber einen größeren Umfang dieser Gefühle für sich beanspruchen zu wollen, ist eine tragische Selbsttäuschung. Diese Gesinnung prägt sich bei den Frauen mehr aus als bei den Männern. Namentlich sind die wendischen Mädchen Fremden gegenüber äußerst zurückhaltend und vorsichtig. Für eine List des Deutschen stellen sie zehn. Wer sich deshalb intimer Gunstbezeugungen von seiten der wendischen Mädchen rühmt, muß meist als Prahlhans betrachtet werden. Einem Fremden gibt sich die Wendin schwerlich hin; sie müßte denn schon längst verdorben sein. — Obgleich im allgemeinen der wendische Volksstamm auf Sittlichkeit hält und in den meisten Ortschaften von gefallenen Jungfrauen strenge Beobachtung äußerlicher Formalitäten fordert, so kann doch nicht in Abrede

gestellt werden, daß die Nähe größerer Fabrikorte von verderblichem Einflusse für die weibliche Jugend wird und daß es auch vom Verkehr abgeschlossene Dörfer gibt, die es mit der Sittlichkeit nicht allzugenau nehmen. — Daher ist es nicht zu verwundern, daß im allgemeinen in der Wendei das zwanzigste Kind ein uneheliches ist.

Die Eitelkeit und Putzsucht unter den vendischen Mädchen ist oft größer, als es die Wirtschaft ertragen kann. Man findet unter ihnen, namentlich im Spreewalde, auffallend schöne Gesichter mit einem zarten, weißen, rosig angehauchten Teint. Nicht genug, daß man vor der Einwirkung der Sonnenstrahlen das Antlitz durch ein weit über die Stirn hervorragendes weißes Kopftuch und die Arme durch eine leichte Jacke schützt, man wäscht auch das Gesicht mit Milch oder pflegt die Haut mit Mandelkleie. Auffallend ist der Kontrast, den das Antlitz der wendischen Mädchen zeigt, wenn man, aus dem Spreewalde kommend, die Dörfer Bärenbruck, Heinersbrück, Groß-Lieskow usw. besucht. Das Gesicht erscheint hier gelblich und äußerst glänzend, was besonders von der Stirn und den hier mehr hervortretenden oberen Backenteilen gilt. Teilweise mag wohl dieser Glanz zurückzuführen sein auf das straffe Anziehen des kurzen Haares, das mit einem Bande fest zusammengehalten wird, und auch auf die eng anschließende Kopfbedeckung. So schnell, wie die Mädchen im Wendenlande erblühen, so bald altern sie aber auch.

Als auffallend bei den Männern erscheint es, daß dieselben fast nie einen Bart tragen. Das Gesicht ist gewöhnlich gänzlich rasiert. Einen Zug von Geiz und geradezu widerlicher Habsucht zeigen die Wenden oft in ihrem geschäftlichen Verkehr gegen Fremde und ihre Stammesgenossen. Das deutsche Sprichwort: „Ein Mann, ein Wort" scheinen sie nicht zu kennen. Doch ist nicht abzustreiten, daß sie sich mildtätig gegen Arme und Bettler erweisen und die Gastfreundschaft selten versagen. Zu Festzeiten sind ihnen auch Fremde willkommen, und diese werden von ihnen aufs beste bewirtet. In seinen Handlungen dem Feinde gegenüber zeigt sich der Wende selten offen und ehrlich; meist sucht er ihm im geheimen zu schaden. Ungereizt wird er selten jemandem ein Leid zufügen, in gereizter Stimmung ist aber auch niemand gefährlicher als er. Schlägereien in der Schenke, wobei Gläser, Flaschen und Stuhlbeine als willkommene Waffen erscheinen, finden in manchen Orten nur allzuoft statt. Das Messer spielt dabei fast nie eine Rolle, wenigstens nicht in den rein wendischen Dörfern, wahrscheinlich, weil der Wende dasselbe

beim Essen gebraucht und es nicht mit Blut besudeln mag. Seine Wut läßt er an dem Feinde dadurch aus, daß er den zu Boden geworfenen mit Händen und Füßen schlägt und stößt und besonders auf die Brust tritt.

Sonst ist der Wende sehr rührig und arbeitsam und an Anstrengungen und Abhärtungen gewöhnt, seinen Stammesgenossen gegenüber zu allerlei Dienstleistungen bereit und Freund und Feind in Gefahr hilfreich. Besonders ausgeprägt ist seine religiöse Gesinnung, was sich schon in den frommen Begrüßungsformeln kundgibt. Er ist ein fleißiger Besucher des Gotteshauses. Beim Betglockenschlagen betet der Wende ein Vaterunser und lüftet in vielen Gegenden dreimal den Hut; das geschieht auch vom Spreewälder, wenn bei Begräbnissen in der Predigt oder im Liede die Namen Jesus Christus oder Gott vorkommen. Als großer Freund des Gesanges singt er Kirchen- und Volkslieder; die Pflege derselben findet namentlich in den Spinnstuben statt. Stillschweigend nimmt er äußere Eindrücke in sich auf und verarbeitet sie; dann bildet er ohne Einfluß anderer sein eigenes Urteil, an welchem er unerschütterlich festhält. Dabei ist er nicht arm an Geist und Witz und für gewöhnlich bei heiterer Stimmung, die beim Tanz zum lebhaften Ausdruck gelangt. Er ist derben Späßen durchaus nicht abgeneigt, und Derbheiten bei Spiel und Tanz geben seiner Ausgelassenheit erst die rechte Würze.

So bietet der wendische Nationalcharakter zwar mancherlei Schattenseiten; jedoch treten dieselben in neuester Zeit viel milder auf, und die Lichtseiten sind erfreulicherweise überwiegend.

Das Recht, an den Gemeindeversammlungen, gromada, teilnehmen zu dürfen, steht allen Grund- und Hausbesitzern zu. Die Einladungen zu den Versammlungen erfolgten noch vor mehreren Jahren durch die Kulla oder den Klapatz, ein Krummholz, oder einen hölzernen Hammer, woran die Einladung geheftet war. Das Krummholz wurde von Haus zu Haus getragen oder dem Nachbar in den Hof geworfen, der es dann auf gleiche Weise weiter beförderte. Die Formel, unter welcher man die Kulla weiter gab, war ehemals im Kreise Luckau diese: „Jeder Wirt soll ze bôren kommen!" d. i. zum Deutschen, nämlich dem Schulzen, kommen[1]).

Man versammelte sich in der warmen Jahreszeit unter dem schattigen Blätterdache einer großen Linde oder Eiche, im Winter im Wirtshause zur Beratung.

---

[1]) Dr. Degner, Niederlaus. Mitteilung. Bd. II. 5. Heft. S. 342.

Die Verhandlungen, welche der Schulze leitet, kommen erst nach und nach zu lebhaften Erörterungen, an welchen jeder Bauer oft in heftigem Wortstreite, dem er durch Faustschläge auf den Tisch nicht selten größere Wirkung zu verleihen sucht, eifrig teilnimmt. Da der Wende an seiner Meinung unbedingt festhält, um zu beweisen, daß sein Wort etwas gilt, so gelingt es dem Vorsitzenden gewöhnlich selten, bei der Erregtheit der Gemüter zur Abstimmung schreiten zu können. Das ist entweder erst nach langer Pause und gegen den Schluß hin oder auf einer in kurzer Zeit neu anberaumten Versammlung möglich. Gilt es die Wahl der besoldeten Gemeindediener, der Dorf-, Flur- oder Nachtwächter, so beobachtet man streng die äußere Form.

So ist jedes Dorf ein kleiner Staat für sich, in dem alles sehr lebendig, oft wirr durcheinander geht und doch alles im rechten Gleise bleibt.

Das Leben im Wirtshause.

Tanz, Gesang und Musik bei den Wenden.

Jeder Sonntag oder Festtag, jedes besondere Ereignis gibt dem Wenden Veranlassung, sich mit Freunden oder Bekannten in der Schenke zum gemeinsamen Trunke einzufinden. Kindtaufe, Hochzeit und Begräbnis erhalten erst hier ihre rechte Weihe; hier ist der Platz für Gesang und Tanz, für ernste Gemeindeberatungen und heitere Unterhaltung. Aber nicht selten ist das Wirtshaus die Spielhölle, wo mancher Bauer bei Trunk und Kartenspiel an den Rand des Verderbens gelangt. In der Woche ist die Schenke nur mäßig, am Sonnabend fast gar nicht besucht, dafür ist aber des Sonntags an Gästen kein Mangel.

Vor mehreren Jahren war es Sitte, daß der Wirt die Gäste mit der Hand und einem Trunke aus seiner Kanne zum Willkommen begrüßte, auch von dem eingeschenkten Glase den ersten Schluck tat. Hiervon ist man längst abgekommen.

Neben dem Trinken von Bier, namentlich von Branntwein oder „Palenz", ist der Tanz, der früher auch in eigens dazu erbauten Lauben und auf Scheunentennen abgehalten wurde, eine Leidenschaft des wendischen Volkes. Gewöhnlich nahmen hierbei die Männer bei den Spielleuten, die Frauenspersonen an der Türe und vor derselben Aufstellung. Gegenwärtig bleiben in vielen wendischen Orten nur Mädchen aus Nachbardörfern dort stehen, die sich auch nicht auf der an

den Wänden des Tanzlokals befestigten langen Bank niederzusetzen pflegen. Das geschieht nur von den weiblichen Personen des Heimatdorfes, niemals von auswärtigen Gästen.

Bei den Wenden sind jetzt fast nur moderne Tänze im Gebrauch. Doch weiß man denselben in manchen Ortschaften durch besondere Bewegungen und Stellungen und durch begleitende Lieder einen eigentümlichen Reiz zu verleihen. In Skadow singt man zur Musik einer bestimmten Polka:

Wurst in den Tiegel, Wurst in den Tiegel,
Fleisch in den Topp (Topf),
Mir ein Stückchen, dir ein Stückchen,
Das war grob.

Beim Gesange der zweiten und vierten Zeile pressen Tänzer und Tänzerinnen nach dem Takte der Musik sich dreimal energisch aneinander. — Dieses Lied ist auch beim Schlachten und Wursteſſen üblich.

Bei dem „Schustertanze" in Burg werden die Beschäftigungen des Schusters nachgeahmt.

Am Ende der Kindtauffeierlichkeiten und Hochzeiten singt man zur Melodie des Schlußtanzes das allgemein übliche: „Gute Nacht, ihr lieben Leute."

Als bester Tänzer gilt derjenige, der am meisten aufstampfen und die Tänzerin am geschicktesten schwenken und drehen kann, wobei er gewöhnlich ein lustiges „Juchuhu!" erschallen läßt.

„Die Wenden haben nur einen einzigen Nationaltanz, serbska reja[1]). Er hat einige Ähnlichkeit mit der Polonaise und dem Menuett zugleich und läßt sich nach allen Melodien tanzen. Das Volk nennt diesen Tanz selbst den wendischen. Er wird auf folgende Weise ausgeführt. Der Vortänzer tritt, sobald die Musik ertönt, mit seiner Tänzerin in die Nähe der Musikanten. Seine Tänzerin stellt sich vor ihn hin, und er faßt ihre rechte Hand, hebt sie in die Höhe und behält einen oder ein paar Finger derselben in seiner Hand. Darauf fängt sie an, sich an einer Stelle rund herum zu drehen, und setzt dieses mit Anwendung eines eigentümlichen Schrittes fort, nachdem der Tänzer ihre Hand losgelassen hat, so daß sie nun ganz allein tanzt. Dabei hängen ihre Arme steif an dem Leibe herab. Nach einer kleinen Weile beginnt der Tänzer rund um seine Tänzerin herum zu tanzen und drückt durch Mienen und Bewegungen immer heftiger seine Sehnsucht aus, sich mit ihr im Tanze zu vereinen. Er fängt

[1]) Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz, T. II. S. 218.

an zu singen und zu jauchzen, stampft mit den Füßen und bietet alle seine Tanzkünste auf. Sie läßt ihn bald kürzere, bald längere Zeit schmachten, je nachdem es ihr beliebt. Endlich hebt sie die Hand empor, der Bursche umfaßt ihren Leib, und gemeinschaftlich schwingen sie sich im lustigen Reigen rund herum. Sobald dies geschieht, holen auch die übrigen Burschen sich ihre Tänzerinnen, wählen sich einen passenden Platz und schwenken sich auf demselben acht Takte lang rechts, acht Takte links und so fort, bis der Vortänzer das Zeichen zu einer gemeinschaftlichen Tour gibt. Die Paare stellen sich einander gegenüber, fassen sich an den Händen und schassieren so lange acht Takte rechts und acht links, bis der Vortänzer sich mit seiner Tänzerin auf seinem Platze wieder herumzudrehen beginnt, was nun auch alle übrigen tun. Jetzt wechselt dieses Herumdrehen und Schassieren so lange, bis die Musik schweigt, welche ab und zu mit Gesang bald von der ganzen Gesellschaft, bald nur von einem einzelnen Sänger begleitet wurde."

Dieser Tanz, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch allgemein üblich war, ist heute vergessen. Nur die ursprünglichen Tanzlieder, serbske reje, von denen das Werk von Haupt und Schmaler eine große Anzahl mitteilt, haben sich noch im Volke erhalten. Das gilt auch von anderen Volksgesängen, welche bei Gelegenheiten heiterer und ernster Art, in Feld und Wald, daheim und in den Spinnstuben gesungen werden. Die Wenden besitzen einen reichen Liederschatz. Ihre Lieder teilt Schmaler ein in Feldstückchen oder Märsche, Tanzgesänge, Rundgesänge oder Zuratungen, Hochzeitsgesänge und Legenden. Um die Aufsammlung der wendischen Volkslieder haben sich außer Schmaler besonderes Verdienst erworben H. Jordan, Dr. Mucke, Mich. Hornik, Cerny und a.[1]), die letzten auch um solche oberlausitzischer Mundart. Am Ende des Werkes mögen einige Lieder, die zum Teil aus dem Volksmunde gesammelt, teils Originalbeiträge wendischer Poeten der Gegenwart sind, ihren Platz finden.

Aus der von Schmaler erwähnten Einleitung der Lieder ergibt sich, welches Inhalts dieselben sind. In den meisten herrscht eine realistische, oft drastische Schilderung von Leben und Natur vor; andere sind von seltener Gemütstiefe und Innigkeit. Von alten Heldenliedern hingegen finden sich nur sehr geringe Spuren vor. Zu diesen gewöhnlich wehmütigen Weisen gehören schöne, weiche Melodien, bei denen Molltonarten, nicht selten auch alte Tonarten vorherrschen. Be-

[1]) Ausführlicheres siehe im Abschnitt: Wendische Sprache u. Literatur.

sonders charakteristisch ist der unvollkommene musikalische Schluß, der dem Liede eine melancholische Färbung gibt.

Die bisher üblichen nationalen Musikinstrumente, durch welche die Wenden ihre originelle Volksmusik zu Gehör brachten, sind jetzt fast gänzlich in der Niederlausitz verschwunden. Noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts waren vier, bezüglich fünf Instrumente allgemein im Gebrauch: der Dudelsack, kosol. der große und der kleine, die Geige, husla, die große und die kleine, und die „Tarakawa" oder wendische Pfeife.

Letzte findet sich in der Niederlausitz nirgends mehr vor. Die anderen Instrumente wurden noch zu Fastnachten 1892 in Nosdorf bei Forst benutzt; in einzelnen Orten der Oberlausitz, z. B. in Schleife, finden sie noch vielfach Anwendung.

Der Dudelsack war aus dem Felle eines Ziegenbocks hergestellt, dessen gehörnter Kopf die größere Art des Instruments zierte, der kleineren aber fehlte. Der lederne Sack bildete einen langen Blasebalg, aus welchem zwei Holzröhren hervorragten, von denen die eine, der Klarinette nicht unähnlich, mit neun Löchern und einem Daumenloch, die andere mit einem Stimmer versehen war. Die erste diente zum Spielen der Melodie, die letzte blies mit dumpfem Gebrumme den eintönigen Baß dazu. Der Spieler nahm den eigentlichen Sack unter den linken Arm, den in denselben einmündenden Blasebalg unter den rechten und drückte ihn beständig, wodurch Luft eingepumpt wurde. Diese strömte in die Röhren und erzeugte die eigentümlich schreienden und brummenden Töne.

Die wendische Geige ist höher gebaut als die gewöhnliche Violine; man hält sie deshalb auf der Brust, nicht unter dem Kinn. Sie hat drei gerade schmale Schallöcher und nur drei Saiten d, a und e, welche an unten angebrachten Wirbeln befestigt sind. Der standhafte Bogen ist mit Pferdehaaren bezogen und von gleicher Länge wie die Geige.

Die kleineren, ebenfalls dreisaitigen Geigen sind eine Terz höher gestimmt und haben gleich den großen einen scharfen, schreienden Ton.

Die Tarakawa besitzt viel Ähnlichkeit mit der Oboe. Sie hat 13 Löcher, 9 in gerader Linie, 4 seitlich und außerdem 4 Klappen. Ihr Ton, der durch ein dünnes, vorstehendes Rohr erzeugt wird, ist ebenfalls sehr durchdringend und gellend.

Auch das Hackebret, Cymbal, wurde vereinzelt benutzt.

Wenn nach den schreienden Klängen dieser Instrumente, von denen keines eine eigentliche Mittelstimme vertrat, die Wenden mit schweren Wasserstiefeln oder gewichtigen Holz-

pantoffeln, nicht selten bis in die heutige Zeit hinein auch barfuß ihre Tänze begannen, so dröhnte rings der Boden im weiten Umkreise. Die laute Heiterkeit erreichte gewöhnlich ihren Höhepunkt, wenn der Dudelsackbläser ein Solo vortrug, sich mit dem Instrumente auf die Erde warf, sich hin- und herwälzte und dabei die jammervollsten Töne produzierte. Je schlimmer die Disharmonien an das Ohr des Wenden schlugen, desto ausgelassener wurde er und ließ es seinerseits an einem gellenden „Juchhuhu" nicht fehlen.

Gegenwärtig ist die wendische Kapelle für den Tanz fast durchgängig durch eine Violine, eine Klarinette, ein Horn oder eine Trompete und den Baß, dafür selten durch Tuba oder Helikon, besetzt. Bei besonderen Gemeinde- oder Familienfestlichkeiten ist die Anzahl der Instrumente den Vermögensverhältnissen der Veranstalter entsprechend natürlich eine größere. Nicht selten vertritt jetzt das Orchestrion die Dorfkapelle.

Es sei an dieser Stelle noch erwähnt, daß die Hirten und Burschen sich ehemals ein Musikinstrument aus einem Bockshorn herstellten, welches sie „Roschk", d. h. Hörnchen, nannten. Dasselbe hatte oben mehrere Löcher, unten nur ein Loch für den Daumen. So glich es wesentlich den Pfeifen, „Pischczel", welche sich noch heute die Wendenknaben im Frühlinge aus der leicht löslichen Rinde junger Weidenruten verfertigen.

Sie benutzten die Rinde auch noch zur Herstellung der „Barzauka" und „Trantaua."

Die Barzauka ist ein durch Klopfen und Drücken mit dem Messer vom Holz losgelöstes röhrenförmiges Stück grüner Rinde, von welchem man am oberen Ende einen etwa 1 cm langen Teil der Oberhaut abschabt, welcher als Mundstück dient und beim Hindurchblasen einen quakenden Ton erzeugt.

Die Trantaua ist mit Hilfe der Barzauka hergestellt. Man löst einen riemenförmigen Streifen der Rinde von stärkeren Ruten oder Ästen ab und gibt demselben eine trichterartige Form, indem man durch Dornen die Verbindung ermöglicht. Der obere dünne Teil muß genau die Barzauka umschließen. Der Ton dieses Instruments ist hornartig und ziemlich weit vernehmbar.

In neuerer Zeit hat sich die Ziehharmonika in vielen Dörfern der Wendei, besonders im Spreewalde, eingebürgert. Sie ersetzt nicht selten die Instrumentalmusik bei kleineren Tanzgelegenheiten und dient auch sonst vielfach zur angenehmen Unterhaltung am Feierabende und bei Kahnfahrten.

Das Leben in der Spinnstube.

Sobald der Herbst den letzten Segen der Felder gespendet hat und sein buntes Laub auf die entschlummernde Erde niederfällt, dann beginnt für die Wenden ein stilles und beschauliches Leben daheim. Der Zug der Geselligkeit, der diesem Volke innewohnt, tritt besonders in der kalten Jahreszeit zu voller Geltung. Ein Beweis hierfür sind die Spinngesellschaften, die Conservatorien alter Sitten und ehrwürdiger Volksgebräuche.

Das Spinnen des Flachses zu Garn gehört zu den notwendigsten Beschäftigungen der Wenden, da sie aus dem Garn Leinwand zur Wäsche herstellen und dasselbe mit Wolle zu Kleidungsstücken verweben. In neuerer Zeit freilich verschwindet der Webstuhl mehr und mehr, und man läßt das Weben in der Stadt besorgen. In Leinwand besteht noch jetzt ein Teil des Lohnes für die Dienstboten z. B. im Spreewalde.

Obgleich ältere Personen, welche schwere Arbeiten in der Wirtschaft nicht mehr verrichten können, das ganze Jahr über mit Spinnen beschäftigt sind, so ist doch für diejenigen, deren Arbeitskraft sonst anderweitig beansprucht wird, ein bestimmter Zeitraum zur Ausübung des Garnspinnens festgesetzt. Derselbe reicht entweder vom Burkhardstage, dem 11. Oktober, oder von Martini, vielfach auch von der Kirmeß an bald bis zum Aschermittwoch, bald bis kurz vor Ostern.

Zu den Spinngesellschaften vereinigen sich die jungen Mädchen des Dorfes; die Anzahl derselben beträgt 12—20; finden sich in größeren Dörfern erheblich mehr vor, so bestehen nicht selten zwei solcher Vereinigungen nebeneinander. Der Zutritt zur Spinnte ist nur ehrbaren Mädchen gestattet, gefallenen aber streng untersagt. In Ortschaften, die Fabrikstädten naheliegen, nehmen die am Tage außerhalb beschäftigten Mädchen, da sie meist zu später Stunde heimkehren, gewöhnlich auch nicht teil. Nicht selten sind in solchen Dörfern die Spinnstuben überhaupt schon eingegangen, oder der Besuch derselben ist äußerst spärlich. Neben den Spinngesellschaften der Mädchen bestanden zum Teil noch Vereinigungen der jungen Burschen, welche gleichfalls die Wintermonate hindurch das Rädchen fleißig schnurren ließen und auch ihrerseits zur Herstellung des schneeigen Leinens beitrugen. Selbst Spinnstuben der schulpflichtigen Jugend gab es in einzelnen Orten, so in Sospow noch vor etwa 50 Jahren.

Die Spinnstube befindet sich in manchen Dörfern jedes Jahr bei einer anderen Hauswirtin; doch bedingen bauliche Verhältnisse und solche in der Familie nicht selten eine Ausnahme

hiervon, so daß die Spinnte oft mehrere Jahre, selbst Jahrzehnte hintereinander, in demselben Hause abgehalten wird. In Burg wird hierzu ein eigenes Zimmer gemietet.

Ein gewöhnlicher Spinnabend umfaßt mit wenigen Abweichungen den Zeitraum von 6—10 Uhr. Der erste dieser Abende, welcher den Namen „Sapalowak", d. h. beginnendes Freudenfeuer, führt, wird unter dem Abbrennen von Rocken, bei Trunk und Schmaus oft recht ausgelassen gefeiert. Dieser Schmaus wird meist von der Hauswirtin ausgerichtet. Zu den übrigen Zusammenkünften bringt gewöhnlich jedes Mädchen selbst ein tüchtiges Stück Brot, das in der weiten Rocktasche geborgen wird, zur Stillung des Hungers mit. — Am Sonnabend und Sonntag bleibt die Spinnte geschlossen.

Bei der Beschäftigung des Spinnens, das mit dem Rädchen erfolgt, früher mit der Spille, weiß man durch Unterhaltung über die Tagesgeschichte, durch Erzählen von Sagen, Märchen und Anekdoten oder Aufgeben von Rätseln die Zeit zu beflügeln. Namentlich wird ein größerer Teil des Abends, meist die Zeit von 6—8 Uhr, durch Singen von wendischen Volksliedern oder Chorälen und Aufsagen der dazu gehörenden Texte ausgefüllt. Von den Mädchen der Spinnstube muß jedes eine Anzahl von Texten und Melodien auswendig wissen und sich unbedingt den Anordnungen der Vorsängerin und Leiterin, kantorka, deren Amt ein ehrenvolles ist, fügen. Bei der Auswahl und Einübung der Lieder richtet man sich streng nach dem Kirchenjahre. Vor Weihnachten dürfen im allgemeinen keine Volkslieder heiteren Charakters und den Burschen und fremden Gästen keine Bräute angesungen werden, zu welchen Gesängen besondere wendische Volksliedertexte gehören.

Nach dem Gesange finden sich entweder zu festgesetzten Zeiten oder wiederkehrend an bestimmten Tagen der Woche, in Gulben und Saspow am Montag und Donnerstag, die jungen Burschen in der Spinnstube ein, um dann unter Plaudern, Scherzen und Spielen die Abendstunden, zuweilen auch nur kurze Zeit, mit den Mädchen zuzubringen. Will ein Bursche mit einem Mädchen ein vertrauliches Wort sprechen, so tritt er heimlich in den Hausflur und klopft wiederholt mit dem Finger an die Tür der Spinnstube. Bei dem jedesmaligen Klopfen wird von der Vorsängerin der Name eines anwesenden Mädchens genannt. Trifft sie den Namen des gewünschten Mädchens, so schlägt der Bursche mit der Faust heftig an die Tür, worauf ihm der Rocken des betreffenden Mädchens herausgegeben wird. Will sie ihn zurückhaben und sich mit dem jungen Manne, von dessen Ankunft und Per-

sönlichkeit sie in den meisten Fällen schon vorher Kenntnis hat, unterhalten, so tritt sie hinaus. Je schneller sie zurückkehrt, desto höher steht sie in der Achtung der Genossinnen. Leider scheint diese gute Sitte und strenge Zucht sehr nachgelassen zu haben, und es ist in vielen Dörfern daher den Burschen durch die Polizei der Besuch der Spinnstuben verboten worden.

Obgleich in der Zeit bis zu Weihnachten das Leben in der Spinnstube meist einen gleichmäßigen und ruhigen Verlauf nimmt, so werden desto mehr die Tage zwischen Weihnachten und Heiligedreikönige ausgenutzt. Die Burschen besuchen dann die Spinnstuben der Nachbardörfer und lassen nichts unversucht, sich im fremden Orte nach den verschiedensten Seiten hin hervorzutun. Schon am letzten Spinnabend vor Weihnachten geht es lustig her. Die Burschen und Mädchen besuchen sich gegenseitig in der Spinnte und verbrennen den Rocken der Säumigen, welche bis zu dem für eine bestimmte Stunde festgesetzten Feierabend ihre Arbeit nicht vollendet haben. Dieser Abend wird „Dopalowak", d. h. Schlußfreudenfeuer, genannt.

Den Höhepunkt der Belustigungen bringt die Fastnachtsfeier mit sich, wo Mädchen und Burschen sich zu einer gemeinsamen Festlichkeit vereinigen. Von den Mädchen werden die für mehrere Tage erforderlichen Speisen und Getränke beschafft, selbst die Kosten für die Tanzmusik bestreiten sie, wodurch sie sich das Recht erwerben, das ganze Jahr hindurch frei zu tanzen. Sie führen eine eigene Spinnte- oder Fastnachtskasse. In dieselbe kommen die bei Hochzeiten und Kindtauffesten erzielten Gelder, besonders auch die Einkaufsgelder. Denn jeder Bursche und Gast, der zum ersten Male die Spinnstube besucht, wird von einem Mädchen mit dem Rockenbande am Arm festgebunden und zahlt als Lösegeld einen Beitrag in die Kasse. Dieselbe befindet sich in manchen Orten, z. B. in Leipe, an der Mitte der Stubendecke.

Während die Mädchen Speise und Trank zu beschaffen haben, sorgen die Burschen für das nötige Feuerungsmaterial. Da der Holzvorrat in dieser Zeit von jedermann sorgfältig hinter Schloß und Riegel verwahrt wird, da nichts vor den jungen Männern sicher ist, so betrachtet man Zaunlatten und Pfähle als willkommene Beute und zeigt auch sonst manche Findigkeit, um zu Brennstoffen zu gelangen.

Tafeleien und Trinkgelage wechseln sodann mit Tanz in der Schenke, mit Spiel und Gesang ab. Gewöhnlich ergehen auch an die Behörde und an den Lehrer des Ortes Einladungen zu dem Vergnügen. Vor mehreren Jahren nahm

die Fastnachtsfeier in manchen Orten sechs volle Tage in Anspruch. Dazu trat noch oft ein siebenter Tag, an welchem der Gemeindevorstand und die verheirateten Personen ihrem Vergnügen nachgingen. Als bedeutendster Tag erscheint der zweite Fastnachtstag. Zur Erlangung von Eßwaren und Geld ziehen die Mädchen mit Musik das Dorf entlang und sammeln in Körbe und Kober, was sie nur immer erlangen können. In den meisten Dörfern beteiligen sich bei dem Zempern oder Zampern auch die als Soldaten, Polizisten, Slavonier usw. verkleideten Burschen, welche während des Zuges der Branntweinflasche fleißig zusprechen und jedermann davon anbieten, natürlich um eine Gabe zu erlangen. Eine besondere Auszeichnung läßt man gewöhnlich dem Schulzen und dem Lehrer des Dorfes zuteil werden, indem man vor der Tür die Musik spielen läßt und wohl auch nach den Klängen derselben tanzt.

Daß ehemals in der langen Fastnachtsfeier des Guten meist zu viel getan wurde, läßt sich denken, und ohne Schlägereien ging es natürlich selten ab. Sie gehörten eben zur angenehmen Abwechselung und zur Belustigung der Männer, waren sie doch wiederum ein Grund, eine Versöhnung beim Trunk zu feiern, wobei es freilich mitunter zu neuen Streitigkeiten kam. Seit Einführung der neuen Kreisordnung 1874 wurde eine so lange und ausschweifende Fastnachtsfeier zum Glück der Gemeinden nicht mehr geduldet. Gegenwärtig dürfen nur drei Tage zu diesem Zwecke verwendet werden.

Recht fröhlich geht es ferner am Aschermittwoch und, wenn dieser Tag nicht den Schluß der Spinnabende bildet, am letzten Abend der Spinnte her. Derselbe wird meist durch Tanz und Schmaus festlich begangen und ist insofern von Interesse, weil das „Erstechen der Spinnte", pschěsu sakałasch, eine besondere Feierlichkeit bildet. Einer der aufgewecktesten Burschen durchsticht nämlich unter mancherlei Possen und Späßen einen Rocken mit einer Heugabel und einem Degen und verbrennt ihn sodann zum Ergötzen der Anwesenden.

Auch an den gewöhnlichen Spinnabenden weiß man durch mancherlei Gebräuche und besonders durch originelle Gesellschaftsspiele, denen man bisher nur wenig Aufmerksamkeit zuwendete, der Arbeit eine angenehme Abwechselung zu verschaffen.

Für Mädchen, welche von zwei Burschen zugleich geliebt werden, ist folgendes Orakel im Gebrauch. Man legt einen Stock auf den Fußboden und schreibt mit Kreide an die Enden des Stabes die Namen der Liebhaber. Daneben wird Flachs in Gestalt eines Kreises oder eines Hufeisens ausgebreitet und an der dem Stocke am meisten entfernten Stelle ange-

zündet. Zu welchem Namen das Feuer zuerst hingelangt, der ist nach dem Glauben der jungen Wendinnen der rechte Liebhaber und — den heiratet sie auch in den meisten Fällen.

Ein anderes Orakelspiel heißt: „Den Alten hoch heben." Man legt drei Männermützen nebeneinander auf den Fußboden und unter die erste Mütze einen messingnen Fingerhut, wie er allenthalben im Gebrauch ist, unter die zweite einen Schlüssel, unter die dritte eine Bürste. Ein Mädchen kniet davor und deckt mit der Schürze die Mützen zu. Sie fragt eine ihrer Genossinnen, die im Kreise herumsitzen, welche von den Mützen hoch gehoben werden solle. Nennt sie die Mütze über dem Fingerhute, so wird sie einen Freiledigen heiraten, bezeichnet sie diejenige über dem Schlüssel, so wird ein Witwer ihr Mann, wählt sie die über der Bürste, so vermählt sie sich mit einem Alten.

In manchen Dörfern zeigt ein in die Spinnstube am Andreasabend eingelassener Gänserich durch Zupfen an den Mädchenröcken an, welche von den Spinnerinnen sich in Jahresfrist verheiraten werden.

Fällt ein in den neun Tagen vor Weihnachten nach der Tür geworfener Pantoffel so, daß er mit der Spitze nach innen weist, so kehrt das werfende Mädchen auch im nächsten Jahre zur Spinnstube zurück, zeigt die Spitze nach außen, kommt sie nicht wieder, sondern ist bald junge Frau.

Von den Gesellschaftsspielen seien besonders folgende erwähnt:

Das „Raupenziehen". Ein Mädchen beginnt auf allen Vieren zu laufen. Ihr folgt eine andere, welche die erste bei den Hüften erfaßt; dasselbe geschieht von den übrigen, die auf gleiche Weise mit den vorhergehenden eine lange Reihe bilden. Der Zug bewegt sich so schnell als möglich durch die Stube bis auf den Hof hinaus und wieder zurück. Darauf stellt die letzte sich zuerst wieder auf und der Reihe nach die übrigen.

Das „Mühle spielen". Eine Schemelbank wird als Mühle angesehen. Auf derselben kniet auf allen Vieren eine Person, welche von einem großen weißen Tuche, das bis zur Erde reicht, bedeckt ist und den Müller darstellen soll. Zwischen den Schemelfüßen klappert ein Mädchen mit dem Mangelholz. Daneben steht ein anderes, der Bauer, der mahlen will und mit dem Federwisch an der Mühle herumfegt, als wollte er das Staubmehl sammeln. Plötzlich gibt das Mädchen, welches das Klappern nachahmt, der Mühle einen gewaltigen Ruck, so daß sie entzweigeht, d. h., daß der Müller von der Bank herabfällt. Ein Mädchen, das als Müllerbursche

in Männerkleidung und entstellt durch einen Buckel herbeispringt, schlägt die Mahlenden und bringt die Mühle wieder in Ordnung. So kann das Spiel von neuem beginnen.

Das „Bullen schlachten". Ein Mädchen, das an Ketten oder Stricken gefesselt ist, stellt den Bullen dar, ein zweites den Fleischer, ein drittes den Dieb, ein viertes den Bürgermeister. Die übrigen Mädchen bilden die Zuschauer. der Fleischer tötet — bildlich — den Bullen, so daß er hinfällt. Während der Fleischer sich entfernt, trägt der Dieb, der aus einem Verstecke naht, den Bullen fort. Der Fleischer benachrichtigt von dem Diebstahle den Bürgermeister, der sofort eine Suche nach dem Diebe anbefiehlt. Schließlich findet man Bullen und Dieb und bringt sie vor den Bürgermeister. Vor ihm bittet der Dieb flehentlich um Verzeihung, indem er dem Bürgermeister die Wangen mit den Händen, die vorher rußig gemacht sind, wiederholt streichelt. Den so entstellten Bürgermeister trifft der Spott der Zuschauer.

Das „Wolfreißen" wird von den Spinnerinnen ausgeführt, indem sie eine lange Reihe bilden, sich hinten am Rock festhalten und rückwärts schnell im Kreise laufen, bis sie alle hinfallen.

Das „Ente ziehen". Zwei Mädchen lassen sich auf allen Vieren so gegenüber nieder, daß sich ihre Füße berühren. Zwei Burschen setzen sich mit abgekehrtem Gesicht auf den Rücken der Mädchen, biegen sich rücklings und erfassen einen Stock, an welchem sie, während die Mädchen sich vorwärts bewegen, so lange ziehen, bis alle umfallen.

„Fuchs aus dem Loch." Mehrere Mädchen stellen sich in einer Reihe hintereinander auf und nehmen den vorn zusammengedrehten Rock zwischen die Beine nach hinten. Jede folgende erfaßt diesen Rockteil; so wird die Fuchshöhle hergestellt; durch diese kriecht ein Mädchen oder ein Bursche auf allen Vieren hindurch, während andere Mädchen mit einem Stocke oder Besen fortwährend jagen und stoßen.

„Backofen einstoßen." Zwei Mädchen stellen sich mit dem Rücken gebückt aneinander, nehmen einen langen Stab zwischen die Beine und stoßen hin und her nach einem auf dem Fußboden aufgestellten Rockenstock, der den Backofen vorstellt.

Das „Scheben schütteln" ist allgemein verbreitet. Es wird von Burschen, welche der Mädchenspinnte einen Besuch abstatten, folgendermaßen ausgeführt. Ein Bursche schüttelt von der Schürze der Mädchen die von dem Flachsspinnen niedergefallenen „Scheben" in seinen Hut. Dafür erhält er Äpfel, Backobst, Pfeffernüsse und so weiter. Gewöhnlich läßt er dann Bier oder Branntwein herbeiholen.

Die Spiele, welche von den Burschen allein zur Unterhaltung vorgenommen werden, entbehren natürlich mancher Derbheiten nicht, tragen aber eben aus diesem Grunde desto mehr zur Belustigung bei.

Das „Ölschlagen". Zwei Burschen strecken über eine Schemelbank sich beide Füße entgegen, die beiderseits mit den Händen erfaßt und festgehalten werden, so daß der Oberkörper sich, in der Schwebe befindet. Darauf schlagen beide kräftig mit dem Gesäß aneinander. An diesem „Vergnügen" ergötzen sich gleichfalls ausgelassene Mädchen, wenn dieselben unter sich allein sind.

Das „Kalendermachen". Ein Bursche kniet auf einem sehr großen, weißen Bogen Papier, auf das er allerlei Wetternotizen macht, die ihm ein anderer durch einen Rockärmel ins Ohr sagt. Ein dritter schaut am offenen Fenster nach den Erscheinungen am Himmel, ein vierter erforscht draußen, wo der Wind herkommt. Alle Ergebnisse werden dem zweiten jungen Manne zugerufen, der sie dem Knienden mitteilt. Schließlich erfolgt der Zuruf: „Es wird heute noch regnen!" Da gießt man einen Topf voll Wasser durch den Rockärmel auf den Kopf des Kalenderschreibers, zu welchem natürlich ein noch Unwissender und wenig Intelligenter ausgewählt wird.

Schließlich sei noch „das Leder gerben" erwähnt. Zwei Burschen, jeder mit einem Stiefel bewaffnet, setzen sich einander gegenüber. Während der eine sich auf den Rücken wirft und die Beine weit zurückzieht, schlägt der andere mit dem Stiefelschaft auf das Gesäß des ersten, welcher darauf dasselbe Manöver bei dem zweiten wiederholt. So wechseln beide im Takte miteinander ab, bis „das Leder gegerbt" ist.

Gebräuche und Aberglaube der Wenden von der Wiege bis zum Sarge.

Geburt. Taufe. Konfirmation.

Fühlt eine Wendin ihre Niederkunft nahe, so läßt sie in der Kirche um eine gute Niederkunft bitten. Die nötige Hilfe bei der Geburt leistet die Hebeamme, Baba

Vor dem Hause, in welchem ein neuer Weltbürger erschienen ist, versammeln sich in einzelnen Orten (Schmw.) die Dorfkinder am Morgen nach der Geburt und sprechen den glücklichen Eltern ihre Wünsche aus. Dafür erhalten sie gewöhnlich eine halbe Semmel.

Von der Geburt an bis zur Taufe bindet man dem Säuglinge in vielen Gegenden beide Arme an den Seiten des Körpers fest, damit das Kind gerade wachse.

Das Patenbitten geschieht durch die Hebeamme, welche die Taufzeugen mündlich zur Feier der Taufe einlädt. Die Anzahl der Paten richtet sich nach dem Vermögensstande der Eltern; doch wählt man mindestens drei und stets in ungrader Zahl. Bei Knaben werden mehr männliche, bei Mädchen mehr weibliche Personen gebeten.

Am Tage des Kindtauffestes werden die Paten, neben welchen bei Verheirateten auch die andere Ehehälfte, bei Unverheirateten noch ein beliebiges Familienmitglied erscheint bei ihrem Eintritte in das Haus des Kindes mit Bier oder Branntwein bewirtet, worauf sie ihren Glückwunsch dem Vater und der Mutter abstatten und die übrigen anwesenden Paten begrüßen. Nach einem gemeinsam eingenommenen Imbiß begibt man sich mit dem Täufling zur Kirche. Derselbe liegt in einem weiß überzogenen Kopfkissen, das mit bunten Bändern umwunden und erst mit einem farbigen, dann mit einem weißen gestickten Tuche bedeckt wird.

Beim Weggehen sagt man zu den Eltern: „Einen Heiden gebt Ihr uns, einen Christen werden wir Euch wiederbringen.“

Befinden sich unverheiratete Personen unter den Paten, so besorgen die Mädchen einen Strauß aus künstlichen Blumen oder ein Tuch, das am Knopfloch des Rockes befestigt wird, für die Burschen. Diese halten die Mädchen in der Gastwirtschaft frei, kaufen für sie entweder gleichfalls Tücher, Backwerk oder Bonbons aus der Konditorei und erlegen das Opfer in der Kirche, falls ein solches erhoben wird.

Auf dem Gange vom Absteigequartier zum Gotteshause trägt entweder die älteste oder die jüngste Patin zuerst den Täufling, darauf die übrigen Taufzeugen. In der Kirche bei dem Taufakte selbst übernimmt dieses Ehrenamt bei Mädchen eine Patin, bei Knaben ein Pate. Nach der Besprengung mit dem Taufwasser legt man das Taufhemdchen auf das Bett des Kindes und steckt meist die mit Geldstücken verschiedener Art gefüllten Patenbriefe in das Kissen. Dieser gewöhnlich offene Patenbrief wird mit einem weißen Faden aus Zwirn und einem roten aus Seide umwickelt. Der hiervon abgeleitete Ausdruck „Einbinden“ bedeutet das Patengeschenk. Mit dem ersten Faden näht man das Hemd des Kindes, den letzten wickelt man um das Handgelenk desselben.

In Gulben benutzt man keine Patenbriefe. Erst am Schluß der Tauffeierlichkeit im Hause sammeln die Paten

untereinander Geldbeträge, welche genau nach den dargebotenen Genüssen abgewogen werden, so daß man gewissermaßen in dem Maße bezahlt, wie man bewirtet wurde. Die Mutter erhält dann kein besonderes Geschenk. (Pp. Skd.)

Nach der Taufhandlung kehrt man zum Absteigequartier zurück und nach eingenommenen Erfrischungen in das Kindtaufhaus selbst. Auf der Fahrt dorthin werden die Paten durch bunte, quer über den Weg gezogene Stricke mit farbigen Bändern aufgehalten und müssen sich erst durch ein angemessenes Trinkgeld die Weiterfahrt möglich machen. Befindet sich die Kirche an dem Geburtsorte des Kindes, so erfolgt das Aufhalten unmittelbar vor der Tür des Kindtaufhauses. Bei der Übergabe des Täuflings an die Mutter sind gewöhnlich folgende Worte der Paten üblich: „Einen Heiden gabt Ihr uns, einen Christen bringen wir Euch wieder." Darauf werden in einzelnen Orten die Mutter mit Röcken, Tüchern oder Geld, die Kinder mit Zuckerdüten oder Bildern, die Erwachsenen mit Bändern usw. beschenkt. Nicht selten kauft man für das Patchen einen Kinderwagen.

Das Taufffest wird bald zwei, bald mehrere Tage ausgerichtet und meist mit Musik und Tanz gefeiert. Die Kindtaufsleute sind genötigt, sich sehr reichlich mit Speise und Trank zu versehen, weil die ganze Dorfgemeinde ihr Teil davon bekommt. Für die draußen stehenden Personen werden Brot und Getränke als „Bescheideneſſen" oder „Schöneſſen" zu den Fenstern hinausgereicht; die Kinder erhalten gewöhnlich Milchhirse mit rotem Zucker oder eine Brotschnitte mit Milchhirse. Unterläßt man das „Schöneſſen" oder geizt man mit demselben, so rächen sich die männlichen Personen, indem sie Bäume, Zäune und dergleichen beschädigen. Schon einen Tag vor dem Feste werden den Paten 2—3 Kuchen und eine Quarkbabe ins Haus geschickt. Dafür haben dieselben aber vorher zum Backen 1 Pfd. Butter, 1 Mdl. Eier, einige Liter Milch und mehrere Käse beizusteuern. Den auswärtigen Paten gibt man beim Abschied Braten, Kuchen usw. mit.

Beim Beginn und Schluß der Mahlzeit spricht der Lehrer das Tischgebet. Dem Dankgebet folgt gewöhnlich das Absingen des Chorals: „Nun danket alle Gott". Die Musik spielt die Begleitung dazu. Darauf begibt man sich zum Tanz in die Schenke.

Oft wird diese Festlichkeit zugleich mit dem Kirchgange der Wöchnerin (Pp.), zuweilen noch später begangen. Im letzten Falle werden die Paten am Tauftage nur mit einigen Gerichten bewirtet und verlassen bald das Haus des Kindes

Nach Ablauf eines Jahres senden die Taufzeugen ihrem Patchen zum Geburtstage als Geschenk meistens Kleider. Diese Geschenke werden alljährlich zu Ostern, oft am 2. Feiertage (Sftbg.), bis zum 12. Jahre fortgesetzt und bestehen außer Kleidungsstücken auch in Pfefferkuchen, Osterstemmeln, Stollen, 2—3 farbigen Eiern oder Spielzeug. Nach dem 12. Geburtstage begibt sich das Kind zu seinen Paten und bedankt sich auf folgende Weise: „Pate, haben Sie Dank, daß Sie mir so lange die Eier und Semmeln gegeben haben." (Kpp.). Für diesen Dank erhält das Kind noch eine bis zwei Ostern und besonders bei der Konfirmation größere Geschenke; vergißt es aber zu danken, so wird ihm jegliche Gabe versagt.

Mehr noch als solche Sitten und Gebräuche, die in vielen Gegenden schon im Schwinden begriffen sind, besitzt der Aberglaube im wendischen Volksleben eine überraschend zähe Ausdauer und Lebenskraft. Oftmals weiß es der Wende gar nicht, daß er abergläubische Gebräuche treibt und daß der Aberglaube tief in ihm wurzelt. Er sieht sein Beginnen als eine althergebrachte Sitte an, von welcher er nicht lassen zu dürfen glaubt. So wurde mir bei meinen Nachforschungen auf diesem Gebiete in einer wendischen Familie unlängst die Antwort zuteil: „Aberglauben haben wir nicht, wir sind fromme Leute!" — Als ich darauf aber speziell mich nach diesem und jenem Brauche erkundigte, da bekam ich ein gut Stück Aberglauben zu hören, ja gerade in dieser Familie mehr, als sonst irgendwo.

Der Aberglaube begleitet das ganze Leben des Wenden. Schon bevor das Kind geboren ist, wird er mit demselben in Verbindung gebracht.

Der Taufstein darf bei der Trauung nicht geputzt werden, sonst bekommen die Eheleute keine Kinder. (Gr. Lu. Ka.)

Schwangere Frauen müssen es vermeiden, ein totes Kind anzuschauen, sonst stirbt das ihrige. (Gr. L.)

Überhaupt sollen sie sich mit keiner Leiche etwas zu schaffen machen; ihr Kind behält sonst zeitlebens eine bleiche Gesichtsfarbe. (a.)

Wenn eine schwangere Frau stiehlt, so tut es das Kind später auch. (Schmw. Zhf.)

Verborgt sie etwas aus dem Hause, so „vergibt" sich das Kind und wird liederlich. (Schmw.).

Wo sie beim Schreck vor einem Feuer oder einer Maus hinfaßt, da erhält das Kind entweder ein Feuermal oder ein haariges. (a.)

Sie soll stets das genießen, wonach sie Appetit hat, sonst kann das Kind später die betreffende Speise nicht essen. (a.)

Sie soll sich nicht auf eine Wasserkanne setzen, weil das Kind, falls es ein Mädchen ist, den Brautkranz verlieren würde. (Graust.)

Ein Kind, welches am Sonntag geboren wird, gilt als Glückspilz; es sieht und hört mehr als andere Sterbliche. (a.)

Aus den Himmelszeichen weissagt die Hebeamme das Schicksal des Kindes. Ist es zu einer Unglücksstunde geboren, so hebt man das Kind vor dem Gange zur Taufe durch ein Wagenrad, um den bösen Zauber zu brechen.

Das Taufwasser ist gut gegen Krämpfe (F.); es wird von Frauen benutzt, um fruchtbar zu werden. (W. S.)

Man reicht den Täufling durch das Fenster zur Stube hinaus, damit er nicht stürbe, wie die vor ihm geborenen Geschwister. (W. S.)

Gehen die Paten vor der Taufe ihre Not verrichten, so sollen sie den Patenbrief nicht bei sich tragen, sonst verunreinigt das Kind noch Jahre hindurch das Bett. (Mü. B.)

Die Paten dürfen sich beim Gange zum Taufstein nicht umschauen, sonst sieht das Kind Gespenster. (B.)

Bei der Einsegnung soll die Wöchnerin mit dem Fuße an die Altarstufe stoßen, dann wird das Kind reich begabt. (F.) Beim Hinaustreten aus dem Hause soll sie mit dem rechten Fuße zuerst über eine auf die Schwelle gelegte Axt treten, bei der Rückkehr mit dem linken, dann bleibt das Kind am Leben und wird vor der Macht böser Wesen bewahrt. (Mdf.) Mit dieser Axt kann es später im Walde Holz stehlen gehen, ohne ertappt zu werden. (Gr. L.)

Die Mutter darf sich nicht entfernen, ehe das Kind getauft ist; es könnte sonst vertauscht werden gegen einen Wechselbalg. Muß es jedoch geschehen, so soll sie ein Gesangbuch zu ihm legen. (a.)

Vor dem Anblick fremder Personen ist das Kind zu bewahren, damit es nicht „das Angesicht bekomme", behext werde. (Ströb.)

Beim Gange aus der Kirche soll man mit dem Kinde eilen, dann wird es hurtig. (Schmw.)

Ehe das Kind ein Jahr alt ist, soll es nicht in den Spiegel schauen, es wird sonst schreckhaft. (Dssch.), stirbt sonst. (Kkw.).

Kinder unter einem Jahre müssen vor Regen bewahrt werden, damit sie nicht Sommersprossen bekomemn. (Ströb.)

Bei ihnen darf innerhalb dieser Zeit kein vierfüßiges Tier, höchstens ein zweibeiniges, ein Vogel, bleiben. (Fr.)

Als Mittel gegen die englische Krankheit gebraucht man geweihten Wein und Fische, die im Magen eines Hechtes gefunden wurden. Gekocht gibt man beides dem Kinde ein. (Neu. Kr.)

Man soll Kinder nicht zwischen den Beinen hindurchschlüpfen lassen, sonst wachsen sie nicht. (Gr. L.)

Sie dürfen nicht mit einer Rute vom Faulbaum geschlagen werden, davon werden sie krank. (Gr. L.)

Verlobung und Hochzeit.

Obgleich die Dorfbewohner ohne Ansehen der Person sich mit selbstloser Hingabe in Not und Gefahr beistehen, so hören doch in betreff der Heiraten alle Rücksichten auf. Der ausgeprägteste Kastengeist tritt meist bei dieser Gelegenheit zutage. Es wäre unerhört und entwürdigend, wenn eine Bauerntochter nicht einen Bauern, die Tochter eines Büdners nicht wieder einen Büdner zum Manne nähme. Von Liebe und Neigung kann bei solchen Vorurteilen keine Rede sein. Die Mädchen heiraten daher eigentlich mehr die Wirtschaften als die jungen Männer. Doch gibt es erfreulicherweise auch nicht selten Ausnahmefälle hiervon.

Die Verlobung wird in den meisten Fällen nur als ein Familienfest gefeiert, seltener nimmt man eine öffentliche Feierlichkeit vor. Unmittelbar nach der Werbung begeben sowohl die zukünftige Braut als der erwählte Bräutigam sich zunächst nach dem Gehöfte des anderen Teils auf „die Besehe". Entspricht alles den Wünschen der Beteiligten, erst dann erfolgt die Festsetzung der Verlobung und Hochzeit.

In Kolkwitz besucht das Paar vor der öffentlichen Verlobung den Geistlichen des Ortes, erbittet von diesem die Einwilligung zur Ehe und bestellt zugleich das Aufgebot.

Wird die Verlobung öffentlich gefeiert, so begibt sich der Brautführer, der meist ein Ehemann und aus der Verwandtschaft oder doch Freundschaft ist, in das Haus des Bräutigams, bittet in aller Form die Eltern um die Einwilligung zur Heirat und für den Bräutigam um Verzeihung aller Beleidigungen, die jener ihnen und den sonstigen Anverwandten etwa zugefügt hat. Ein Handschlag der Eltern gilt als Zeichen, daß man dies tue. Der Bräutigam bedankt sich hierauf für alle ihm erwiesenen Wohltaten und zieht mit seinen Begleitern zu dem Hause der Braut. Hier wirbt der Brautführer noch einmal öffentlich vor den versammelten Zeugen, nämlich den

nächsten Anverwandten, Paten, Nachbarn, dem Lehrer oder Geistlichen (Sb.) um die Braut. Zum Zeichen der Einwilligung legt der Vater die Hände der Verlobten ineinander und bittet um Gottes Segen für das Paar. Darauf setzt man sich zu Tisch und nimmt ein Mahl ein, wobei der Vater die Höhe der Mitgift seiner Tochter öffentlich kundgibt und der zukünftige Schwiegersohn sich über die geplante Verwendung des Geldes erklärt. Nach der Mahlzeit begibt sich der Verlobte mit seinen Begleitern entweder auf den Heimweg, oder er bleibt, wie es in einigen Orten Sitte ist, diese Nacht bei der Braut.

Für die Verlobung wird gewöhnlich die Dämmerung des Sonnabends bestimmt. Ringe tragen weder die Verlobten, noch die Ehegatten; neuerdings hat man jedoch den deutschen Brauch nachgeahmt. In den Dörfern bei Senftenberg gaben sich früher Braut und Bräutigam ein Talerstück, das mit einem Anhängsel versehen war und um den Hals getragen wurde.

Zwischen der Verlobung und der Hochzeit liegen nur wenige Wochen. An den zwei Sonntagen vor der Hochzeit erfolgt das kirchliche Aufgebot. Die Sitte erheischt es, daß in einigen Orten die Brautleute am zweiten Sonntag zum Abendmahl gehen und am dritten mit den nächsten Freunden und Freundinnen, den Brautdienern und Brautjungfern im Brautstaate den Gottesdienst besuchen. Nach demselben bewirten sowohl Bräutigam als Braut ihre Begleitung besonders im Hause ihrer Eltern. Des Nachmittags macht man sich gegenseitig Besuche.

Etwa 8—14 Tage vor der Hochzeit werden die Gäste durch den Brautführer und den ersten Brautdiener feierlich eingeladen. Beide erscheinen in Hochzeitstracht; des Brautführers Abzeichen ist entweder ein mit weißen Atlasbändern und mit einem großen weißen Knopfe verzierter Rohrstock oder, falls er beritten erscheint, ein Degen. In der Wohnung des zu bittenden Gastes stößt er damit dreimal auf den Fußboden und hält seine Einladungsrede. Nachdem er günstigen Bescheid erhalten hat und gut bewirtet wurde, erstattet er im Brauthause Bericht, woselbst noch ein gemeinschaftliches „Nachtessen" erfolgt. In einigen Orten, z. B. in Ströbitz, besorgte das Brautpaar die Einladung persönlich.

Die Hochzeit selbst wird entweder an einem Sonntag, Dienstag oder Freitag gefeiert. Ein Polterabend findet bei den Wenden nicht statt, obschon in wenigen Dörfern diese Sitte neuerdings von den Deutschen übernommen ist. Es versammeln sich an diesem Abende die Mädchen der Spinnstube vor dem Brauthause und singen geistliche und weltliche

Lieder, wofür sie bewirtet werden. Darauf sieht man sich die Einrichtung der neuen Wirtschaft der Braut an. Besonderes Interesse wird dem Braut- oder Himmelbette geschenkt, auf welchem oft bis an die Stubendecke der Reichtum der Betten aufgestapelt ist und in welches man nur mittels Stühle, ja wohl gar kleiner Leitern, gelangen kann.

Wenige Tage vor der Hochzeit bringen die geladenen Gäste, ähnlich wie zur Feier der Kindtaufe, Milch, Butter, Eier und Käse in das Festhaus, außerdem in manchen Orten bereits die Hochzeitsgeschenke, wofür man ihnen zu essen und zu trinken gibt und die geleerten Milchflaschen mit Bier füllt; am Hochzeitstage sendet man ihnen einen bis zwei Kuchen und eine Schüssel gebackenen Quark ins Haus.

Die letzte Zeit vor dem Feste wird durch Schlachten, Backen und Reinigen der Zimmer vollständig ausgefüllt. Beim Ausschmücken der Stuben sind auch die Brautdiener behilflich.

Am Hochzeitstage selbst versammeln sich die vom Bräutigam geladenen Gäste bei diesem, die von der Braut geladenen und sämtliche Brautjungfern bei der letzten. Im Hause des Bräutigams werden sie durch den Brautführer, im Hause der Braut durch den Vater derselben bewillkommnet und mit Bier und Branntwein bewirtet, wobei sie ihre Glückwünsche für die bevorstehende Heirat anbringen. Sind die Gäste vollzählig, so wird durch den Brautführer der Bräutigam, der sich nicht selten bisher in einem Nebengemache aufhielt, den Versammelten vorgestellt und gefragt, ob er die erwählte Braut heiraten wolle. Nach erfolgter Bejahung wird er auf die Pflichten des Ehestandes aufmerksam gemacht, der Brautführer hält für ihn die sogenannte „kleine Abbitte" und verabschiedet ihn sodann von seinen Eltern, Geschwistern, Paten, Nachbarn und Freunden. Darauf spricht jeder Anwesende dem Bräutigam seinen Glückwunsch aus, und während der Brautführer in einem Liede Gottes Segen über ihn erfleht, begeben sich die Gäste hinaus zu den harrenden Wagen, die mit Girlanden und Reisern geschmückt sind. Den Pferden befestigt man an diesem Tage farbige, meist rote Rosetten und Bänder an der Trense und am oberen Teil des Schwanzes. Die Pferde des Brautwagens haben oft weiße Bänder. Ein farbiges Band ziert auch des Kutschers Peitsche, welche zu diesem Feste von den Gästen aus Nachbardörfern oder von einem Anverwandten der Braut gekauft wird. (Gr. L.)

Je nach dem Vermögen des Paares wird der Zug aus drei bis neun Wagen, leichten Bauernwagen mit feineren Halbleitern, gebildet; an geladenen Paaren kommen zehn bis

fünfzig vor, von denen gewöhnlich die Hälfte freiledige Personen sind.

Wenn der Brautführer sein Lied beendet hat, leitet er bei kleineren Hochzeiten zu Fuß, bei größeren zu Roß und dann noch von mehreren berittenen Burschen begleitet, die Gäste nach dem Hause der Braut. Befindet sich dieselbe in einem anderen Dorfe, so wird der Zug an der Grenze durch eine mit Bändern verzierte Stange oder einen Strick aufgehalten. Die freie Durchfahrt erlangt man durch einen angemessenen Geldbetrag. Darauf begibt sich der Brautführer mit zwei Brautdienern, oder auch nur diese, zum Dorfschulzen und bitten um die Erlaubnis, die Hochzeit abhalten zu dürfen, indem man ein gebührendes Verhalten der Gäste zusichert. Passiert der Zug nun ein Dorf, so wird freie Durchfahrt erbeten. Als Lohn für die Gewährung der Bitte dient ein Trunk aus einem Bierkruge von altertümlicher Form mit Zinndeckel, Brautkrug genannt, welcher ehedem von Mutter auf Tochter forterbte und Glück in der Ehe bringen sollte.

Das Gehöft, in welchem die Braut wohnt, findet sich gewöhnlich geöffnet, während Haustüren und Fenster geschlossen sind. Eine Ehrenpforte aus mit Girlanden umwickelten Stangen, an denen sich Tücher und Bänder befinden, kennzeichnet das Brauthaus.

Erst nach längerem Klopfen wird geöffnet; die Gäste, voran der Brautführer, treten ein. Er wirbt noch einmal förmlich um die Braut, um diese durch einen unter vielem Feilschen vollzogenen Kauf dem draußen harrenden Bräutigam zuzuführen. In oftmals recht anzüglichen Redewendungen sucht er zu beweisen, daß der für die Braut geforderte Preis ein viel zu hoher sei. Eine jede Mark wird entweder durch einen Pfennig oder einen Scherben dargestellt, zuweilen auch jedes Hundert oder Tausend, wobei an den Ecken des Tisches immer weiter gezählt wird, um die Kaufsumme der Größe entsprechend erscheinen zu lassen. Ist der Kauf abgeschlossen, so wird zuerst von den Gästen eine alte verschleierte Frauensperson mit einer schweren Kiepe auf dem Rücken herbeigebracht. Die Töpfe und Scherben, welche die Kiepe enthält, sollen auf den Reichtum der Braut hindeuten. Oft entstellt man die Frau durch einen Buckel, der aus umgebundenen Töpfen gebildet wird. Zuweilen schafft man die Alte sogleich auf den Brautwagen (Ströb.), und der hintergangene Brautführer muß versuchen, sie, ohne ihr Gewalt anzutun, von dem Wagen herunter zu bringen, was auch immer unter Anwendung der tollsten Streiche gelingt. Im anderen Falle schlägt er mit dem Schwerte wiederholt auf den Höcker,

so daß die Töpfe krachend in Scherben springen. (Drach. Bg.) Darauf führt man meist ein hübsches, aber nicht festlich geschmücktes Mädchen herbei, das der Brautführer gleichfalls zurückweist. Schließlich erscheint an der Hand des Vaters die Braut. In einigen Orten sitzt sie bereits verschleiert und schüchtern an der Seite zweier Brautdiener oder, umgeben von den Brautjungfern, im Zimmer. Es erfolgt nun, wie im Hause des Bräutigams, dieselbe Anfrage an die Braut, ob sie den Erwählten heiraten wolle, die Ermahnung, die „große Abbitte", die niemals fehlen darf, und der meist rührende Abschied. Die Rede, welche der Brautführer hält, hat in den meisten Fällen den Anfang: „Liebe Festgenossen! Ein Pferd hat vier Beine, und doch stolpert es öfters. Ich habe nur eine Zunge, nehmt's mir daher nicht übel, wenn meine Rede nicht so ganz glatt geht."

In vielen Orten haben sämtliche Gäste und das Paar bereits vor der Rede auf den Wagen Platz genommen, und zwar die Braut mit ihrer Begleitung auf dem ersten, der Bräutigam auf dem zweiten, die Musik meist auf dem dritten, die übrigen Gäste auf den folgenden Wagen. In dem Augenblick, wo die Braut das Haus verläßt, spielt die Musik den Choral: „Jesu, geh voran auf der Lebensbahn." Der Brautführer beschließt sodann seine Rede etwa mit den Worten: „Und also mit Gott und Menschen versöhnt, wollen wir wandern im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." Hierbei macht er mit dem Degen drei Kreuze in den Sand.

Vor der Abfahrt trinkt man entweder aus einem bekränzten Kruge Bier, oder die Branntweinflasche macht die Runde. Krug oder Flasche zerschellt der letzte, meist der Kutscher, am Wagen (W. b. B.). An der Spitze des Zuges, der sich nun in Bewegung setzt, reitet der Brautführer; neben den Wagen, oft auch unmittelbar hinter dem Brautführer, jagen die berittenen Brautdiener einher. Zuweilen eilt man um die Wette dem Ziele zu, gilt es doch als eine Ehre, zuerst am Platze erschienen zu sein. Darauf kehrt man zu den Wagen wieder zurück. Das johlende „Huihuihuijuchuchu", nicht selten auch das Schießen mit Pistolen macht die Ankunft der heitern Gäste schon aus der Ferne vernehmlich.

Kurz vor der Kirche steigt man ab und begibt sich, nachdem die Polizei und der Geistliche von der Ankunft des Zuges durch die Brautdiener benachrichtigt worden sind und der Pfarrer das übliche Hochzeitsgeschenk, eine Henne oder eine Schlinke Leinwand, erhalten hat, in das Gotteshaus. Auf dem Brautwagen jedoch bleibt ein kleines Mädchen (Skd.)

oder eine alte Frau, die „masniza“, „Anhängsel“ genannt, (Gr. L.), zurück, welche während der Trauung und der ganzen Fahrt denselben nicht verläßt.

Die Spitze des Hochzeitszuges bildet der Brautführer mit der Braut, die von ihm an der Hand geleitet wird, dann folgt das weibliche Personal, der Bräutigam mit einem älteren Brautdiener, schließlich der männliche Teil der Gäste. Bei Glockenlaut und Orgelklang zieht man ein, was aber bei gefallenen Mädchen unterbleibt, bei denen gewöhnlich nur die Eltern die Begleitung bilden und die kirchliche Feier jeglichen Gepränges entbehrt. (Gr. L.).

Die Trauungsfeier selbst bietet nur wenig Unterschiede von der bei den Deutschen. Vor dem Altare steht zuerst die Braut rechts und der Bräutigam links. Hinter der Braut nehmen die Brautdiener, hinter dem Bräutigam die Brautjungfern, weiter im Halbkreise die übrigen Trauzeugen Aufstellung. Nach erfolgter Verbindung bewegt sich der Zug um den Altar, opfert und nimmt die früheren Plätze wieder ein. Doch tritt der Bräutigam jetzt auf die rechte, die Braut auf die linke Seite. Nach der Einsegnung umgeht man noch einmal den Altar und opfert von neuem. Darauf begibt sich der Zug, oft aus einer anderen Türe (Gr. L.), wieder zur Kirche hinaus.

Die Rückfahrt eröffnet auch diesmal der Brautführer; Braut und Bräutigam sitzen nun nebeneinander auf dem ersten Wagen. Der Schleier, welcher während der Trauung zurückgeschlagen war, verhüllt während der ganzen Fahrt das Gesicht der Braut.

An der Ortsgrenze oder am Kirchhofe wird der Zug, der nun einen anderen Weg nimmt, gewöhnlich wieder aufgehalten, und man muß sich durch Geld die Weiterfahrt erkaufen. Am Eingange der Haustür muß abermals den Mädchen der Spinnstube, welche durch ein farbiges Band den Eingang versperren, ein Geldstück geopfert werden. Das gesammelte Geld teilen die Mädchen gleichmäßig untereinander (Schmw.), oder sie legen es in der Spinntekasse nieder (Lp. Kkw). In den Dörfern um Senftenberg begibt sich die junge Frau bei ihrer Ankunft zuerst in die Ställe und besichtigt den ganzen Hofraum.

In der Feststube wird das neuvermählte Paar nun den Anwesenden vorgestellt, die ihre Glückwünsche demselben aussprechen. Am Tische nimmt das Brautpaar gewöhnlich an einer Ecke, und zwar in dem der Tür gegenüberliegenden Stubenwinkel Platz, rechts und links folgt das Ehrengeleit, sodann

die übrigen Eingeladenen. Je ein Brautdiener und eine Brautjungfer bilden für die Dauer des Festes ein Paar. Die übrigen Gäste erhalten eine Braut zugesungen (Skd.). Darauf wird durch ein Gebet, das der Geistliche oder Lehrer spricht, das Gastmahl eröffnet, das mit seinen Einzelheiten bereits früher besprochen wurde. Während desselben wird nicht selten schon auf der Scheunentenne getanzt. Der eigentliche Tanz erfolgt erst gegen Abend in der Schenke; jedoch ist es dem Bräutigam verboten, sich an diesem Tage zu beteiligen; desto mehr tanzt die Braut. In einigen Orten, z. B. in Kolkwitz, nimmt das junge Paar am Tanze überhaupt nicht teil, sondern erscheint nur um Mitternacht im Wirtshause.

Während des Mahles singen zuweilen die Mädchen der Spinnstube vor den Fenstern Hochzeitslieder, die meist die Trennung der Braut von den bisherigen Jugendgespielinnen zum Inhalt haben. Dafür werden sie bewirtet. In Schmellwitz überreicht der Brautführer aus einem großen, umgebundenen weißen Tuche Brot und Kuchen für die draußen stehende Menge, was in anderen Orten erst geschieht, wenn die Braut in ihr neues Heim eingezogen ist.

Bei Tisch entwendet man dem Bräutigam den Hut, der Braut einen Schuh, welche sie gegenseitig auslösen müssen. In Groß-Lieskow geschieht dieser Verkauf durch den Brautführer; das erlangte Geld wird zur Bestreitung der Musikkosten verwendet. Der Brautführer erscheint bei dem Mahle gewissermaßen als Speisemeister und darf als solcher nicht mit am Tische sitzen. Er geht auf und ab, beaufsichtigt die Bedienung, kostet von Speisen und Getränken und sorgt für die Erheiterung der Gäste. Hunger und Durst stillt er gewöhnlich in der „Hölle" hinter dem Ofen.

Wird die Tafel aufgehoben, so hat die Braut ihren Weg über den Tisch zu nehmen, was unter mancherlei Neckereien geschieht.

Nachts um 12 Uhr erfolgt unter Gesang eines Liedes in der Schenke die Abnahme des Brautkranzes. Braut und Bräutigam sitzen dabei auf zwei Stühlen, so daß sie sich gegenseitig mit dem Rücken berühren, während Brautdiener und Brautjungfern sich paarweise um die Brautleute bewegen. Nach einer kurzen Rede wird der Brautkranz abgenommen und in die Höhe geworfen. Hastig greifen die Mädchen danach; denn welche ihn erlangt, wird zuerst glückliche Braut.

In einigen Orten findet sich noch die altwendische Sitte, bei der Hauptmahlzeit, sobald das Hirsegericht auf den Tisch kommt, den Kranz abzunehmen, wobei man spricht: „Der Hirse muß gejätet werden." Im Nordosten des Cottbuser Kreises wird

die Braut selbst in aller Form verauktioniert und schließlich dem Bräutigam, der das Höchstgebot leistet, zugesprochen.

Nachdem der Brautführer nach Abnahme des Kranzes noch eine kürzere Verabschiedungsrede für das Brautpaar gehalten, begleitet derselbe und die erste Brautjungfer die jungen Leute in das Schlafgemach, und sie erflehen Gottes Segen zu einer fruchtbaren Ehe. Die übrigen Gäste tanzen gewöhnlich noch bis in den Morgen hinein.

Am zweiten Hochzeitstage wird während des Mahles auf einem Teller mit Salz Geld für die Köchin, auf einem anderen mit Wasser und einem kleinen Strohwisch oder Kräutern ein Geschenk für die Aufwäscherin eingesammelt. Sind die Hochzeitsgeschenke nicht schon früher abgegeben, so geschieht das jetzt durch Anregung von seiten des Brautführers. Jedem Geber wird der Dank durch die Musik und ein Glas Bier dargebracht.

Nach Entgegennahme der Geschenke lädt man das Brautgut auf die Wagen. Der Brautführer erklärt die Hochzeit für geschlossen und bittet, der Braut das Geleit in die neue Heimat geben zu wollen, was gewöhnlich nur von einem kleinen Teil der Gäste geschieht. Zuletzt hält der Brautführer noch eine Abschiedsrede, und alle Anwesenden singen ein Scheidelied. Unter Tränen sagt die Braut den Angehörigen und den zurückbleibenden Gästen Lebewohl. Darauf setzt sich der Zug, das Brautgut in den letzten Wagen recht sichtbar aufgestapelt, in Bewegung. Noch einmal erfolgt beim Abzuge das Aufhalten der Gäste am Ende des Dorfes und beim Einzuge in die neue Ortschaft, wo die Schwiegereltern der Braut bereits warten. Diese überreicht ihren nunmehrigen Anverwandten zum Willkommen, witawa, mancherlei Geschenke, den versammelten Zuschauern je eine „Geln", d. i. eine Brotschnitte, den Kindern einen Napf mit Milchhirse. In Sielow und Saspow übergibt die junge Frau, wenn sie die Hand zum Willkommen darreicht, dem Begrüßenden heimlich ein Geldstück mit den Worten: „Ich gebe dir deine Begrüßung!" Nicht erschienenen Einwohnern sendet man entweder ein Stück Brot in das Haus, oder die junge Frau begibt sich persönlich in jede Wirtschaft und überreicht dasselbe. In Babow holen die Wirtsfrauen sich selbst diese Gabe, den „Kokosch", d. h. hier Brot und Quarkbabe. Der Brautführer macht die jungen Eheleute nunmehr auf ihre gegenseitigen Pflichten aufmerksam, ermahnt die Braut, in Liebe ihren Schwiegereltern und den Geschwistern ihres Mannes zu begegnen, und bittet schließlich, die junge Frau als wertes Mitglied der Familie in Güte und Herzlichkeit aufnehmen

zu wollen. Darauf nimmt man die Abendmahlzeit ein. Während derselben singen die weiblichen Personen des Dorfes vor dem Hause, wofür sie entweder ein Geldgeschenk erhalten oder bewirtet werden. Nach der Mahlzeit nehmen die Gäste Abschied, und die Hochzeitsfeier erlangt hiermit ihren vorläufigen Abschluß.

In einzelnen Fällen dauert das Fest jedoch bis zu einer Woche, und es ist erklärlich, daß die Gastgeber mehrere Tonnen Bier und Fäßchen Branntwein, Hunderte von Kuchen, mehrere Schweine, Ochsen und viel Geflügel nötig haben, um in so langer Zeit die Eingeladenen bewirten und die für die Speisen mitgebrachten Töpfe füllen zu können.

Am folgenden Sonntage findet sodann der „Perpusch", eine Verkürzung von „Predny pusch" d. h. „Erster Gang", statt, worunter zunächst der erste Kirchgang des jungen Ehepaares zu verstehen ist. Noch einmal versammlen sich sämtliche Hochzeitsgäste in vollem Staate, das Ehepaar jedoch ohne Kranz und Strauß, und gehen oder fahren zum Gotteshause, woselbst sie nach der Predigt dem Pfarrer und dem Küster bei einem Gange um den Altar opfern. Am Nachmittage findet dann die Nachfeier mit Schmaus, Musik und Tanz statt, die nicht selten noch bis zum andern Tage dauert.

In Burg erfolgt die Festlichkeit zuweilen erst nach einem Vierteljahre. Hier besorgen die Spinnmädchen Speisen und Getränke. Sie verwenden das Geld, das sie vom Bräutigam für das Flechten der Girlanden und Kränze und von den Gästen bekommen hatten. Außerdem steuert jede Mehl, Eier, Butter und Zucker zum Kuchenbacken bei. Die jungen Eheleute und die zur Hochzeit eingeladenen Burschen werden dann zu dieser Feier gebeten.

Dann erst erhält die wendische Hochzeit ihren eigentlichen Abschluß, und das junge Ehepaar tritt nach den lauten Freudentagen in die einförmige Stille des häuslichen Lebens auf dem Lande ein.

Die Hochzeit, gewissermaßen das Johannisfest im Leben des Menschen, mit dem sein Lenz zur Rüste geht, läßt den Born des Volksglaubens reichlicher als irgendein anderes Fest sprudeln. Seine Wellen bewegen das Herz der Liebenden, des Brautpaares und der Neuvermählten.

Schneidet eine unverheiratete Person bei Tische die Butter an, so muß sie noch sieben Jahre warten, ehe sie heiratet. (a.)

Will ein Bursche die Liebe eines Mädchens erwerben, so soll er dreimal hintereinander in der Nacht von 12—1 Uhr

vor der Tür der Geliebten stehen, bei dem nächsten Vergnügen so lange mit ihr tanzen, bis er in Schweiß gerät und ihr mit dem Tuche, womit er seine Stirn getrocknet, das erhitzte Gesicht abwischen. (Skd.)

Man entwendet der geliebten Person ein Paar Schuhe oder Pantoffeln und trägt sie selbst sieben Tage lang. Darauf bringt man sie zurück. (Ka.)

Will ein Mädchen die Liebe eines Burschen erlangen, so bringt sie drei Tropfen von ihrem Blut in einen Apfel oder ein Glas Bier. Genießt der Bursche davon, so kann er nicht mehr von ihr lassen. Doch hilft dies Mittel nur bei heiterem Himmel und wenn der Bursche das Mädchen bald anblickt. Sonst muß er sie hassen. (Kr.)

Im allgemeinen glaubt man die geliebte Person dadurch zu fesseln, daß man etwas vom eigenen Körper, als Haare, Nägel, Schweiß oder Blut den Speisen und Getränken beifügt und dieselben so genießen läßt[1]).

Um zu erfahren, aus welcher Gegend der Zukünftige herkommen wird, schütteln die Mädchen am Andreasabend die Bäume und sprechen:

Bäumchen, ich schüttle dich,
Feinsliebchen, ich wittre dich.
Wo die Hunde bellen,
werd' ich mein Hüttchen hinstellen. (Gr. L.)

Um ein Paar zu trennen, wirft man von der Stelle, wo zwei Backöfen mit den Rückseiten einander zugekehrt sind, Sand zwischen die Liebenden. (Bg. Gr. L.)

Sonnenschein im Sommer und Schnee im Winter sind bei der Hochzeit glückverheißende Zeichen für das Brautpaar. (Nh.) Regen bedeutet Tränen in der Ehe. (Neu.)

Ein Radbruch während der Fahrt bringt Unglück (a.), eine Dornenranke im Brautkleide gleichfalls. (Schbs.)

Sieht Braut oder Bräutigam sich auf dem Kirchgange um, so bedeutet das, sie schauen bereits nach einem anderen Manne, einer anderen Frau aus (a.).

Trifft der Kutscher beim Zerschellen des Brautkruges oder der Flasche beim ersten Wurfe das Wagenrad nicht, so kommen die Brautleute nicht glücklich heim. (W. b. B.)

Am Hochzeitstage soll die Braut nicht die geringste Arbeit verrichten, dann hat sie auch im Ehestande wenig Mühe. (a.)

Wenn der Mann in der Brautnacht schläft, zieht die junge Frau Beinkleider und Stiefel des Mannes an, um

---

[1]) Siehe Näheres: W. v. Schulenburg: „Wendisches Volkstum", S. 177 u. f.

das Regiment in der Ehe zu erhalten (Skd.), oder sie bringt das Taschentuch desselben am Hochzeitstage heimlich an sich (Gr. L.), hängt ihre Kleider über die des Mannes (Mü. Br.), schreitet schneller als er um den Altar. (Neu.)

Schiebt die Braut beim Opfergange heimlich einen Pfennig hinter ihr Busentuch, so hat sie in der Ehe wenig Kinder. (Gr. L.). Das geschieht gleichfalls, wenn das Stroh, auf welchem die Brautleute während der Fahrt saßen, versteckt wird (Schmw.). Wird dasselbe aber der Braut ins Bett gegeben, so ist die Ehe mit Kindern gesegnet. (Kr.)

Knien Braut und Bräutigam bei der Einsegnung so nieder, daß ein breiter Zwischenraum zwischen ihnen bleibt, so werden sie bald durch den Tod getrennt. (a.)

Beim Gange zur Trauung soll die Braut Geld in die Schuhe, Getreide oder Leinsamen in die Taschen stecken, dann wird die Ehe stets mit Reichtum gesegnet sein (Glb. Schm.). Reich wird das Paar, wenn Geld in die Federn des Brautbetts gelegt wird. (G. L.)

Die Brautleute dürfen kurz vor der Trauung nicht berührt werden, sonst stellt sich bei ihnen Krankheit ein. (Kkw. Br.). In Kolkwitz klopfte eine alte Frau den Rock des Bräutigams ab; der junge Mann wurde darauf so unwohl, daß die Trauung einige Stunden aufgeschoben werden mußte; der Geistliche aber glaubte, der Bräutigam sei betrunken.

Wiehern die Hochzeitspferde unterwegs, so bedeutet das viel Zank in der Ehe. (Skd.)

Unter den Pferden am Brautwagen darf sich kein Schimmel befinden, sonst stirbt bald eines von den jungen Leuten. (Schmw.)

Nach der Hochzeit soll die Braut vor Ablauf einer Woche nicht in das Elternhaus zurückkehren, sonst läuft sie bald von dem Manne fort. (Skd. Kkw.)

Die Braut führt bei ihrem Einzuge in die neue Wirtschaft in einem Sacke ein schwarzes Huhn bei sich, das sie bei ihrer Ankunft auf dem Hofe laufen läßt. Gesellt es sich zu den übrigen Hühnern, so wird es der Braut im neuen Hause gut gefallen, fliegt es aber zum Nachbar, so bedeutet das ihren einstigen Weggang vom Manne oder daß sie bald in ein anderes Dorf ziehen wird. (W. S. Schbs.)

Das Brautpaar findet bei seinem Einzuge in die neue Wohnung auf dem Tische Brot, Salz und die Bibel vor, damit der Ehe nie Brot und Gottes Wort fehlen möchten. (Ströb. Dssch.)

Die Seide vom Brautkranze wird sorgfältig als Mittel

gegen die Krämpfe der Kinder aufbewahrt. (Glb.). Man bindet ihnen die Seide um das Handgelenk.

Als erstes Gericht soll die junge Frau etwas kochen, das quillt, z. B. Hirse, Reis, damit der Wohlstand im Hause zunehme. (F.)

Tod und Begräbnis.

Liegt bei den Wenden ein Kranker im Sterben, so bettet man ihn auf frisches Stroh, über das ein Bettuch gelegt wird. Gewöhnlich wird noch der Geistliche herbeigerufen, damit er dem Sterbenden das Abendmahl reiche.

Beim Tode des Kranken öffnet man die Fenster, verhängt den Spiegel und hält die Uhr an. Das Ableben der Person, falls es der Wirt oder die Wirtin ist, wird sogleich den Bienen mitgeteilt, indem man die Körbe anhebt oder an dieselben klopft mit den Worten: „Euer Wirt ist gestorben, ihr werdet bald einen neuen bekommen.“ Oft geschieht das auch erst, wenn die Leiche hinausgetragen wird, sonst gehen, glaubt man, die Bienenvölker noch in demselben Jahre ein. Auch das Vieh in den Ställen jagt man auf, teilt ihm das Scheiden des Wirtes mit und legt ihm Futter vor.

Die Gemeindemitglieder werden gewöhnlich durch die Leichenwäscherin von dem Tode benachrichtigt und zum Begräbnis gebeten. Früher geschah das durch die Gemeindekeule. In Groß-Lieskow kündet ein Familienmitglied den Tod des Verstorbenen an. In den Dörfern um Senftenberg besorgt das der Gemeindediener, und zwar geht er durch das Dorf von rechts nach links, bei anderen Bekanntmachungen von links nach rechts.

Ist der Tote von der Leichenwäscherin gereinigt, was sofort nach dem Ableben der Person geschieht, dann legt man ihn, oft nur mit dem Sterbehemd bekleidet, auf ein langes Brett, worauf er verbleibt bis zur Ankunft des Sarges. Kamm, Seife und Waschlappen gibt man dem Verstorbenen gewöhnlich mit in den Sarg. Das Rasiermesser erhält meist derjenige als Eigentum, welcher den Toten rasierte. (Gr. L.)

Der Sarg wird bei älteren Personen schwarz, bei jüngeren gelb, bei Kindern oder Jungfrauen weiß angestrichen. Man stellt ihn auf Stühle oder Bänke, legt die Leiche hinein und bedeckt dieselbe mit einem großen Leinentuche. Gewöhnlich benutzt man dazu ein Begräbnistuch, wie es von den Frauen während des Ganges zum Grabe früher in einzelnen Orten getragen wurde. Wollen die Augen des Verstorbenen sich nicht

schließen, so legt man entweder Steinchen darauf (Glb.) oder Geldstücke (Ströb.), welche dem Toten sodann mit in den Sarg gegeben werden.

Solange sich die Leiche im Hause befindet, ruht jegliche Arbeit im Gehöft und auf dem Felde, die größte Stille herrscht allenthalben, höchstens wird dieselbe vom Gesang geistlicher Lieder, welche die Trauernden zu ihrem Trost singen, unterbrochen. Am Abende sprechen Nachbarn, Anverwandte und Freunde den Leidtragenden ihre Teilnahme aus. Die Nächte hindurch brennt bei dem Toten Licht, und man teilt untereinander die Wacht bei der Leiche.

Am Tage vor dem Begräbnis wird „zur Seele" geläutet, und zwar beginnt das Geläut beim Tode eines Kindes mit der kleinen Glocke, beim Tode einer jugendlichen Person mit der mittleren, beim Ableben eines Greises mit der großen. (Gr. L.)

Am „stillen Abend", dem Abende vor dem Begräbnis, singen die Dorfbewohner Sterbelieder oft bis in die Nacht hinein.

Unmittelbar vor der Begräbnisfeierlichkeit versammeln sich die Begleiter der Leiche vor dem Trauerhause, woselbst sie mit Bier oder Branntwein bewirtet werden, während die nächsten Anverwandten einen Imbiß in der Stube zu sich nehmen. Ehe man die Leiche fortträgt, wird entweder im Zimmer oder auf dem Hofe, wo sich der Sarg dann bereits befindet, ein Bibelabschnitt vom Lehrer gelesen, oder der Geistliche hält eine kurze Ansprache.

Befindet sich der Friedhof in demselben Dorfe, so wird die Leiche von den Trägern, welche bei dem Tode verheirateter Personen Ehemänner, sonst aber junge Burschen sind, vom Trauerhause aus nach dem Grabe geschafft. Im anderen Falle befördert man auf einem Leiterwagen den Sarg zum Kirchhofe, woselbst erst von dem Tor des Friedhofes ab die Träger ihres Amtes walten. In Groß-Lieskow müssen der Reihe nach bestimmte Häuser die Träger stellen. In anderen Orten kommt der tief eingewurzelte Kastengeist auch hierbei zur Geltung, da Bauern, Kossäten, Büdner nur von ihresgleichen getragen werden.

Beim Tode einer unverheirateten Person wird von den jungen Männern Geld gesammelt, um die Kosten der hinzugezogenen Trauermusik bestreiten zu können. Die Mädchen bezahlen gewöhnlich die Begleitung eines zweiten Geistlichen, sorgen für die Herstellung einer Ehrenpforte am Kirchhofstor und eine reiche Ausschmückung des Sarges. Als Hauptzierde desselben gelten Kronen aus künstlichen Blumen, welche beim

Begräbnis auf einem Sammetkissen getragen werden. Eine von denselben wird als Symbol der ewigen Krone auf dem Grabe belassen (Ströb.), oder man bringt sie unter Glas und Rahmen und weist ihr einen Platz an der Wand in der Kirche (Glb.), auch am Altar (Gr.-L.) an.

Unter Gesang und Glockengeläut bringt man den Sarg bis zum Grabe. Originell ist der Begräbniszug im Spreewalde, besonders in Leipe und Lehde. Nach dem von den Schulkindern ausgeführten Gesange und der vom Lehrer gehaltenen Abdankung wird der Sarg in den Kahn getragen. Die Fahrzeuge beim Leichenzuge sind folgendermaßen besetzt. Den ersten Kahn nimmt der Lehrer nebst zwei Fährleuten ein, den zweiten der Sarg gleichfalls mit zwei Ruderern, im dritten befinden sich die nächsten Anverwandten. Hierauf reihen sich die zahlreichen Kähne der Nachbarn und Bekannten an, da es Sitte ist, daß aus jedem Hause ein Fahrzeug folgt. Der Zug bewegt sich auf der Wasserbahn bis nach Lübbenau zum Friedhofe; denn im inneren Spreewalde findet sich keine Ruhestätte für die Toten. Solch ein Leichenzug, der lautlos über die Fluten dahinzieht, gewährt einen gar seltsamen, traurig schönen Anblick. Hat jedoch der Winter seine kristallnen Brücken über die Spreearme geschlagen, dann stellt man den Sarg auf den Schlitten, der den Zug eröffnet, und Träger wie Leidtragende gleiten pfeilschnell auf Schlittschuhen dahin.

Nach Einsegnung der Leiche durch den Geistlichen werden von den Leidtragenden und Freunden des Toten drei Handvoll Erde in die Gruft geworfen, um den Verlust desselben eher verschmerzen zu können. Nach der Beerdigung erfolgt die Trauerrede in der Kirche, und es wird das „Gute Nacht", „dobra noz", gesungen. Darauf gehen die Anverwandten des Heimgegangenen von links nach rechts (Gr.-L.), und zwar zuerst die Männer, dann die Frauen, um das Grab (Pp.), knien nieder und beten, während die Betglocke schlägt, still ein Vaterunser. Das tun sie auch sonst, wenn sie an das Grab treten.

Das Grab wird bald mit einem einfachen Stabe geschmückt, an dem sich eine kleine Tafel mit Angabe von Namen, Geburts- und Sterbetag des Toten oder eine Kugel aus farbigem, silbernem oder goldenem Spiegelglase befindet, bald durch ein kleines Kreuz, dessen seitliche Flügel mit dem oberen Teile durch zwei dachartige Brettchen verbunden sind. Oft ist es auch nur ein dreieckiges, schwarzes Brett. (Sie. Str.) In Drachhausen wird dieses Kreuz zuweilen sogleich mit dem Sarge in das Trauerhaus gebracht und an das Kopfende des Sarges gestellt. In dem oberen Teile des Kreuzes stellt man

nicht selten einen Einschnitt her und steckt ein Geldstück hinein. In anderen Orten (Gr.-L.) befindet sich das höchstens 20 cm hohe Kreuzchen auf einem trapezartigen Brette von ½ m Höhe, dasselbe trägt die Inschrift, hat seitlich Verzierungen und oben eine breitere Leiste. Vereinzelt finden sich auch Kreuze von Eisen, in neuerer Zeit meist Steindenkmäler vor.

Nach dem Leichenbegängnisse wird entweder im Trauerhause oder im fremden Orte in der Schenke der Leichenschmaus abgehalten. Der anwesende Geistliche oder Lehrer gedenkt in kurzer Rede noch einmal des Entschlafenen und tröstet die Hinterbliebenen, wobei er sie alle, ebenso die Paten, Freunde und Nachbarn, besonders erwähnt. Ein Choral beschließt diese Feierlichkeit.

Eltern trauern um die Kinder und Kinder um die Eltern ein volles Jahr. Die Trauerzeit um Geschwister und Schwäger dauert drei Monate. Um ein Mitglied aus der Spinnstube trauert die Jugend in Ganztrauer vier Wochen, in Halbtrauer eine Woche. In dieser Zeit darf auch kein Tanz im Orte stattfinden. (Ströb.). Die Tieftrauer währt im allgemeinen einen Monat; so lange trauert man auch um einen Geistlichen. (Pp.)

Der Glaube, daß dem Menschen der Tag des Todes bereits im voraus bestimmt sei, wurzelt tief und fest in der Volksseele.

Sieht man am Heiligen Christ- oder Silvesterabend von außen her über die Schulter durch die Fenster (Gr.-L.) oder in den Spiegel (Dssch. Ströb. Kkw.), so erblickt man die Person, welche in Jahresfrist sterben muß.

Am Silvesterabend wird für jedes Familienmitglied ein mit dem umgestülpten Fingerhute hergestelltes Salzhäufchen auf den Tisch gebracht. Wessen Salz am Morgen eingefallen erscheint, dessen Tod ist im Laufe des Jahres gewiß. (Schmw.)

Den Tod, und zwar den eigenen, will man vorausbestimmen, wenn man beim Schlafengehen in der Silvesternacht im Gesangbuche ein Begräbnislied aufschlägt. (Dssch.)

Träumt man in den zwölf Nächten, Weihnachten bis Großneujahr, vom Ausfallen der Zähne und empfindet Schmerz dabei, so stirbt ein naher Anverwandter, sonst jemand aus der Freundschaft (W. b. B.), oder man wird krank (Gr. L.). Jede Nacht wird hierbei auf einen der zwölf Monate gedeutet.

Von Verstorbenen träumen bedeutet baldigen Regen, vom Geistlichen aber Ärger. (Gr. L.)

Wühlt der Maulwurf unterm Fenster oder an der Türschwelle, so tritt bald ein Todesfall im Hause ein. (Gr. L.)

Jedes Haus beherbergt eine Schlange; wenn dieselbe sichtbar wird, so stirbt derjenige, dem sie erscheint. (W. S.)

Eine krähende Henne verkündigt Unglück, oft den Tod. Man dreht ihr daher den Hals um. (Kkw. Zhs.)

Heult der Hund, den Kopf zur Erde gewendet, so stirbt jemand aus dem Gehöft, hält er den Kopf empor, bricht Feuer aus. (Ströb., Kl. u. Gr. L.)

Läßt sich der Holzwurm in der Wand oder in den Dielen hören, so stirbt im Dorfe nach der Richtung hin jemand, wo man ihn vernimmt. Man nennt ihn deshalb auch Totenuhr. (Mü., Gr. L.)

Der Sargtischler hört es am Klingen der Säge, wenn bald eine Person im Dorfe sterben soll. (Bg. Mkd. Ku.)

Je nachdem beim „zur Seele-Läuten" die große, mittlere oder kleine Glocke den letzten Schlag „heult", stirbt demnächst zuerst ein Erwachsener, eine jugendliche Person oder ein Kind. (F.) Das glaubt man auch, wenn der Leichenzug zuerst einem Kinde, Jünglinge, Mädchen oder einer älteren Person begegnet. (W. b. B.)

Ein Kind stirbt, wenn zwei Geschwister zugleich die Wiege bewegen oder wenn man die leere Wiege, den leeren Kinderwagen in Bewegung setzt. (Schbs., Gr. L.)

Liegt jemand im Sterben, so fliegt das Käuzchen mit dem Rufe „Komm mit" an das Fenster, die Uhr bleibt plötzlich stehen, man vernimmt einen Krach auf dem Boden, ein Rumoren im Stall. (a.) Die letzten Anzeichen gibt der Sterbende aus der Ferne den Anverwandten. (Pp. Ssp.)

Fast allgemein nimmt man an, daß der Sterbende sich durch dreimaliges Klopfen am Fenster oder indem er die Anverwandten beim Namen ruft, von denselben abmeldet. (a.) Man sagt dann: „Es beweist sich". In Groß-Lieskow gilt das dreimalige Klopfen als Abberufung für die Person, die sich gerade im Zimmer befindet. — Zuweilen glaubt man die Person des Sterbenden vor sich zu sehen. D . . . in Papitz sah seinen in Guben wohnenden Bruder vom Fenster aus durch Hof und Garten gehen, ohne daß derselbe grüßte. Darüber verwundert, begab er sich hinaus, fand aber niemanden. Am folgenden Tage erhielt er die Nachricht, daß sein Bruder um dieselbe Stunde gestorben sei.

Am Todestage einer Person wird ein Stück Vieh, ein Huhn oder eine Taube geschlachtet. Mit dem Blute besprengt man die Türschwelle. (W., S.)

Wird zur Zeit, wo eine Leiche sich im Dorfe befindet, ein Kind geboren, so lebt es nicht lange. (Glb.)

Die Leiche hinterläßt keine Furcht, kein Grauen, wenn man sie dreimal an der Nase (Glb.) oder an der großen Zehe zupft. (Gr. L.)

Das Leichenwasser wird unter den Fliederstrauch oder an einen Ort gegossen, wo niemand hinüberschreiten kann, damit er nicht die Krankheit des Verstorbenen bekomme. (Zhs.)

Man benutzt es, um Warzen oder Malflecken zu vertreiben oder um das Vieh zu behexen. (Gr. L.)

Der Tote soll mit dem Fußende zuerst aus dem Zimmer geschafft werden, dann kommt er nicht wieder. (a.)

Die Stühle oder Bänke, auf welchen der Sarg stand, werden beim Hinausschaffen der Leiche sofort umgeworfen, damit nicht in demselben Jahre eine zweite Person aus dem Hause sterbe. (Gr. L. Schmw.)

Das Tuch, mit welchem das Gesicht des Toten bedeckt war, wird jemandem, der verreist, heimlich in den Rock gesteckt, damit seine Unternehmungen glücken. (F.). Es ist ein wirksames Mittel gegen Krämpfe (Skd.); man erhält, wenn man dasselbe vor Gericht bei sich trägt, sein Recht. (Gr. L.)

Die Zipfel der Kleider und die Ecken der Tücher werden an der Leiche mit Nadeln festgesteckt; denn wenn der Tote etwas davon in den Mund bekommt, kaut er daran, und zwar so lange, bis die Anverwandten ihm ins Grab folgen.

In Skadow waren der Familie S. schnell hintereinander zwei erwachsene Töchter gestorben. Da erinnerten sich die Eltern, daß sie der zuerst Gestorbenen aus Versehen das Tuch, welches das Gesicht bedeckte, im Sarge belassen hatten. Damit nicht noch mehr Angehörige stürben, öffneten sie heimlich Grab und Sarg und nahmen das Tuch heraus.

Das Halstuch eines Verstorbenen aus alten Gräbern bringt Glück. (W. b. B.)

Die Stube, in der Auszügler gestorben sind, wird sechs Wochen hindurch verschlossen gehalten. Man sperrt eine Katze hinein, damit sie die bösen Geister vertreibe. (Gr. Ko.)

Erst vier Wochen nach dem Tode einer Person sollen die ihr gehörigen Kleidungsstücke berührt werden. Wer früher Sachen des Toten in Besitz nimmt, wird von seinem Geiste beunruhigt. (W. b. B.)

Geht der Leiche ein Auge auf, so stirbt bald ein Familienmitglied, ebenfalls, wenn der frische Grabhügel sich senkt. (a.)

Wer vom Grabhügel Blumen pflückt, den Toten also bestiehlt, der wird von ihm geholt (Dssch. Gr. L.) oder des Nachts von ihm gedrückt. (Alpdrücken. Pp.)

Trägt man den Strick, mit welchem sich jemand erhängt hat, vor Gericht bei sich, so gewinnt man den Prozeß. (a.)

Kränze, welche man zum Andenken an Verstorbene in der Kirche aufbewahrte, werden zum Räuchern bei Reißen benutzt. (Glb.)

Warzen und die oft wiederkehrende Rose verschwinden für immer, wenn man die laue Hand des Toten dreimal unter Anrufung des Namens Gottes über die zu heilenden Stellen streicht. (Gr. L.)

Das Leichenwasser benutzt man als Mittel gegen die Trunksucht (Gr. L.). Auch verwendet man hierzu ein Geldstück, das dem Toten in den Mund gelegt wurde.

In Sielow warf man vor mehreren Jahren dieses Geldstück, es war ein Dreier, in ein Glas Wasser und gab dem Trunkenbolde K. davon zu trinken. Heftiges Erbrechen stellte sich bei dem Manne ein, doch wurde er von der Trunksucht geheilt.

Brauch und Aberglaube zu besonderen Zeiten und Gelegenheiten.

Am Andreastage (30. Nov.) begeben sich die Mädchen auf den Kreuzweg. Das Geräusch, welches sie daselbst zuerst vernehmen, offenbart ihnen den Beruf des zukünftigen Mannes. (Gr. L. Kkw. Lp.)

Kirschenzweige, stillschweigend in der Andreasnacht gebrochen, blühen in der Stube, wenn sie im Wasser am warmen Ofen stehen, bis zum Weihnachtsfeste auf. (a.)

In einigen Orten besteht die Sitte, daß junge Leute am Andreasabend einen Topf, der mit Abfällen vom Webstuhl, Erde, Scherben usw. gefüllt ist, in die Stube werfen mit den Worten: „Nascho nasch nespech, dajscho nam wasch spech!“ = „Nehmet unsern Unfleiß und gebt uns euren Fleiß!“ Wird der Fortlaufende darauf ergriffen, so schwärzt man sein Gesicht zur Strafe mit der rußigen Hand. (Gr. L.)

In der Adventszeit erscheint Knecht Ruprecht in den Häusern. Er wird von einer Person mit Schafpelz oder langem Mantel, Pudelmütze, Larve, großem Barte und mit einer Klingel, einem Sacke, der Äpfel, Nüsse und Backobst enthält, und einer Birkenrute dargestellt. Er wohnt, ebenso wie das Christkind, auf dem Kirchturme. (a.)

An die Stelle des Ruprechts tritt häufig der Schimmelreiter, der Erbsbär und der Storch, welche besonders die

Spinnstuben besuchen. In einigen Orten erscheinen diese Gestalten nur zu Fastnachten beim Zampern.

Der Schimmelreiter wird von einem Burschen dargestellt, der auf der Brust und auf dem Rücken mehrere mit einem Leinentuche bedeckte Siebränder trägt. Kopf und Hals bildet man aus einem ausgestopfen Frauenstrumpfe oder einem mit Werg umwickelten Wockenstock, den Schwanz gleichfalls aus Werg. In Tranitz glaubt man, der heilige Christ komme auf einem Schimmel geritten, deshalb legt man ein Bündchen Heu auf die Türschwelle.

Ein Mann, vollständig mit Erbsenstroh umwickelt, in der Hand den Stab, wird an einer Kette geführt und veranschaulicht durch Tanzen und Brummen den Bär. Oft trägt er auf dem Rücken unter dem Stroh ein Brett, auf welches man schlägt. Ein Hund wird beständig auf den Bär gehetzt. Mit einem Kuchenbleche und einer alten Geige wird die nötige Musik für den tanzenden Bär hergestellt. (Skd. Fr. Neu.)

Vor Weihnachten soll man in der Spinnstube nicht Rätsel raten. Als man dies in Gulben tat, ging auf einmal die Tür auf, eine Mulde mit Gedärmen erschien, und eine Stimme sprach: „Was ist das?" — Oft erscheint auch ein Pferdefuß.

Am Heiligen Abend sind mancherlei Gebräuche üblich. Man umwickelt die Obstbäume, damit sie besser tragen, mit dem Stroh, auf welchem die frischen Kuchen gelegen haben. Man beschenkt sie gewissermaßen. (Skd. Kkw.)

Der Kehricht wird an diesem Tage in der Dämmerung heimlich über den Zaun des Nachbars geschüttet, dann bekommt derselbe alles Ungeziefer. Sonst aber soll man denselben stets vor Sonnenuntergang wegtragen, um nicht den Segen aus dem Hause mit fortzuschütten. (Gr. L.)

Man bäckt für das Vieh ein Brot aus Kleie und Johanniskräutern. (Str. Gre.)

Ein Hufeisen wird an die Türschwelle genagelt. Besonders ein gefundenes bringt Glück. (Skd. Gr. L.)

Man verborgt nichts aus dem Hause, sonst hat man in der Wirtschaft Unglück. (Skd.)

Wer in der Christnacht um 12 Uhr das Ohr an einen Eichenstumpf legt, hört die Engel singen. (Nh.)

Wenn man das Ohr an die Späne am Hauklotze hält und die Tritte vieler Menschen hört, so bricht Krieg aus. (Schmw.)

Die Mädchen gehen an die Tür des Hühnerstalles klopfen. Schreit der Hahn, so verheiratet sich das Mädchen im Laufe des Jahres. (Schmgr.)

Scheint am 2. Weihnachtsfeiertage die Sonne, so gibt es ein gutes Obstjahr, scheint sie am dritten, naht Blutvergießen, also Krieg. (W. b. B.).

In den zwölf Tagen von Weihnachten bis Groß-Neujahr soll man nicht spinnen, weil das Garn nicht hält oder von den Mäusen angefressen wird (Dr.), nur das Gesinde darf es tun. (W.)

Was man in jeder dieser Nächte träumt, das geht in dem entsprechenden Monate in Erfüllung. (a.) Helles Feuer bedeutet Hochzeit, Rauch dabei den Tod eines Anverwandten, Bienen aber Glück, ein Geistlicher Unglück. (F.).

Am Silvesterabend läßt man zwei Nußschalen, von denen eine den Namen eines Mädchens, die andere den eines Burschen erhält, in einer Schüssel mit Wasser schwimmen. Nähern sich die Schalen, so werden die jungen Leute ein ein Paar. (a.).

Zu Neujahr gratuliert man bis zum neunten Tage demjenigen, den man im Jahre zum ersten Male erblickt. (Skd.). Man schüttet in einen Reifen Futter für die Hühner. Sie sollen alle innerhalb desselben fressen, damit sie die Eier nicht außerhalb des Hauses legen. (Skd.)

An den der Maria geheiligten Tagen, am 2. Februar, 25. März und 2. Juli dürfen Mädchen, welche den Namen Maria führen, nicht spinnen.

Die Fastnachtsfeier, welche ehemals eine ganze Woche in Anspruch nahm[1]), ist jetzt fast überall auf 2—3 Tage beschränkt. Die im verflossenen Jahre verheirateten jungen Wirte geben bei dieser Gelegenheit der in der Schenke anwesenden Jugend ein gehöriges Quantum Bier zum besten. Als besonderer Freudentag gilt der zweite Tag, an dem unter allerlei Mummenschanz das Zampern oder Zempern stattfindet. Die Jugend, Burschen und Mädchen, veranstalten einen Umzug mit Musik durch das ganze Dorf und sammeln in Kiepen und Körben allerlei Speisen ein oder binden an Weidenknüttel, von denen riemenförmige Streifen abgelöst sind, was sie an Wurst, Speck usw. bekommen. Besonders viel wird zu Fastnachten getanzt. Selbst die alten Frauen dürfen keinen Tanz abschlagen. Verheiratete Frauen und nicht mehr ehrbare Mädchen, die sonst öffentlich nicht zu tanzen pflegen, machen an diesen Tagen eine Ausnahme. Gilt doch allenthalben der Glaube, je höher man beim Tanzen springe, desto besser gerate der Flachs. Auch glaubt man, der Flachs wachse recht gut, wenn man mit einem großen Burschen tanzt.

---

[1]) S. Abschnitt „Das Leben in der Spinnstube."

Am Aschermittwoch schlagen die Knaben mit Birkenruten sich untereinander, oder sie verfolgen die Mädchen. Namentlich dringen sie gern am frühen Morgen in die Häuser ein und prügeln die Langschläfer aus dem Bette. (bei Dr.)

Lange Eiszapfen im Winter deuten auf hohen Flachs im kommenden Jahre hin. (Glb. W. b. V.)

Am Grünen Donnerstag soll man sähen, besonders Lein (Neu.), den man sonst auch am Tage der Grünen Marie (25. März) in die Erde bringt. (Str.). Auf jeder Ecke des Beetes wird nach dem Säen das Zeichen eines Kreuzes mit dem Harkenstiel gemacht. (Sie. Ssp.). Dem Sämann werden heimlich in die Taschen zwei Eier gesteckt, die er auf dem Felde essen soll. Dann gedeiht der Flachs oder die Saat gut. (Glb. W. S.)

In der Osternacht um 12 Uhr wird stillschweigend Wasser aus fließenden Gewässern geschöpft. Dasselbe dient zu verschiedenen Heilzwecken. Wer sich damit wäscht, bleibt das ganze Jahr hindurch gesund und bekommt keine Sommersprossen. (F.). Es ist heilkräftig für die Augen und wird nie stinkend. (a.). Gefriert Osterwasser, so kann man im Eise das Leiden Christi erkennen.

Beim Wasserholen zündet man große Feuer bei den Gewässern an. Die Burschen pflegen dabei mit Gewehren zu schießen (Gr. L. Skd. Schmw.), sich gegenseitig in das Feuer zu stoßen, oder sie springen selbst hindurch (Str. T.); auch entzünden sie Zacken oder alte Besen an demselben. (Str.)

Am Ostermorgen macht die Sonne drei Sprünge. (a.) Beim Sonnenaufgang werden die Kirchenglocken geläutet. (a.)

An den letzten vier Sonntagen vor Ostern, oft in der ganzen Fastenzeit, findet auf der Dorfstraße eine Stunde vor Sonnenuntergang das Singen geistlicher Lieder statt. Die erwachsenen Mädchen gehen dabei entweder in feierlichem Schritte das Dorf entlang, oder sie sitzen auf einer Bank unter der Dorflinde. In Leipe und Lehde, wo die Wasser der Spree die Straße bilden, fahren die Mädchen zu Kahn durch und um das Dorf. Die Fährleute hierzu wählen sie sich aus den Burschen. Der Gesang in der Osternacht selbst findet gewöhnlich auf dem Kirchhofe statt, und zwar bald von 12 Uhr nachts bis zum Sonnenaufgang (Brtz.), bald von 2 bis 6 Uhr (Lp.). Zuweilen singen auch die Schulkinder. (Schmgr. Strp.). Nach dem Vormittagsgottesdienste (Gr. L.) oder am Nachmittage des ersten Osterfeiertages wird zum letzten Male gesungen (Lbst.), dabei zieht man auch durch das Feld, um den Segen für die Ernte zu erflehen. (Sftb.) In der Nacht (F.) oder gegen Morgen (Ströb. Kkw.) pflegen

die Mädchen auch vor den Häusern der im Laufe des letzten Jahres verheirateten Eheleute, beim Gemeindevorsteher, Prediger und Lehrer zu singen. Sie erhalten dafür kleine Geldbeträge, die sie untereinander teilen (Gr. L.), oder Speise und Trank. Vereinzelt vereinigen sie sich darauf in der Schenke zum Morgenkaffee. (Kkw.)

Beim Beginn des Gesanges in der Osternacht soll die Hausfrau das Wohnzimmer mit dem Besen von den vier Ecken aus nach der Mitte zu fegen und den Kehricht auf die Straße werfen; dann ist das Haus vor Beherung geschützt. (W. b. B.)

Ein besonderes Ostervergnügen bei alt und jung bildet das Waleien oder Walken mit bunten Eiern, die oft reich durch flüssig gemachtes Wachs verziert sind. Es wird zu dieser Unterhaltung eine nach unten schräg in die Erde führende, sich verbreiternde Bahn hergestellt, welche am oberen schmalen Teile eine Erhöhung hat, wo die Eier aufgesetzt werden. Dieselben werden, wenn mehrere Spieler vorhanden sind, nebeneinander oberhalb der Waleie an einen Stock angelehnt, und dieser wird sodann weggezogen. In der Reihenfolge, wie die Eier sich nun unten von einer bestimmten Ecke aus, die als Anfang für die Spieler gilt, aufstellen, lassen diese dieselben darauf hinabrollen. Die Eier, welche vom hinabrollenden getroffen werden, nimmt man heraus. Die Besitzer derselben zahlen an den Spieler einen Pfennig, Kinder oft nur eine Stecknadel. Diese Sitte reicht nach Norden hin bis an den Unterspreewald; im inneren, in Leipe und Lehde, findet sie sich nicht.

Walpurgis, der 1. Mai, besonders die Nacht zu demselben, gilt allgemein als Zeit, wo die Hexen, chódota, den größten Einfluß auf Menschen und Viehbesitzen. Die Wenden denken sich die Hexe, die von ihnen auch sła žona, das böse Weib, genannt wird, als alte runzelige Frau mit häßlichem Gesicht, triefenden Augen, gekrümmtem Rücken und geschwollenen Beinen. An einem Stocke oder einer Krücke schleicht sie umher, und der böse Blick aus ihren Augen bringt Krankheiten bei Menschen und Vieh zuwege. Das beherte Vieh gibt entweder nur wenig oder gar keine Milch, oftmals Blut statt derselben.

Die Hexen reiten auf einem Besen durch den Schornstein hinaus nach dem Blocksberge, woselbst sie tanzen. Auf einem Kreuzwege kann man sie um Mitternacht reiten sehen. (Schmw.)

Zum Schutze gegen die Hexen macht man am Vorabende des 1. Mai drei Kreuze an die Türen, füttert das Vieh vor

Sonnenuntergang ab und verschließt den Stall fest. (Grau.). Zuweilen legt man einen Besen auf die Schwelle oder spießt eine lebende Kröte an die Stalltür. (Glb.). Auch wird der Stall mit Dorant, Baldrian und Teufelsabbiß in einem Topfe tüchtig ausgeräuchert (Gr. L.); nicht selten streut man Hirse auf die Türschwelle. (Neu.).

Eine am 1. Mai gefundene Kröte wird getrocknet und als Heilmittel gegen die Rose angewandt. (Zhf.)

Erscheint eine Kröte im Stalle, so verdirbt die Milch. Man hält die Kröte für eine verwandelte Hexe und tötet sie. (Glb.)

Auch in anderen Gestalten erscheinen die Hexen. Als zwei Bauern in Guhrow in der Walpurgisnacht das Vieh im Stalle rumoren hörten, fanden sie dort eine Gans. Sie ergriffen dieselbe und konnten sie kaum bewältigen. Der eine von ihnen stach nach ihr mit dem Messer und verletzte sie am Kopfe. Als es 1 Uhr schlug, hielten die Bauern einen Mann, der an einem Ohre blutete. Als vor Ablauf eines Jahres aber einer der Bauern davon erzählte, starb er, da vor dieser Zeit nicht davon gesprochen werden darf. (Glb.)

Die alten Besen verbrennt man, damit die Hexen nicht darauf reiten. (Drach.)

Schreit ein Laubfrosch im Stalle, so fällt ein Stück Vieh. (Glb.)

In einem alten, geschriebenen Zauberbuche fand ich folgendes Mittel, um Vieh vor Beherung zu schützen:

„Man vermische mit Spülicht Dillsamen, Petersiliensamen, gestoßene Wurzeln von Wermut und Rauten und gebe es dem Vieh zu trinken."

Um der schuldigen Person habhaft werden zu können, war angegeben: „Nimm einen Hammer und ein Messer, welches Erbstücke sind! Schließe das Haus! Glühe das Messer und halte es auf die Schwelle, wo das Vieh ein- und ausgeht! Schlage mit dem Hammer brav darauf und laß dich's nicht wirr machen, so wird umgehend die Person kommen und dich um Gottes Willen bitten, daß du aufmachst."

Nicht selten wendet man sich, um die Hexe zu entdecken, an kluge Männer oder kluge Frauen, denen man volles Vertrauen schenkt. Es möge ein derartiger Fall aus Willmersdorf hier seinen Platz finden. Als die Kühe des Bauers N. plötzlich keine Milch mehr gaben, konnte man sich das nicht anders erklären, als daß sie behext sein müßten. Man holte aus Maust bei Peitz einen klugen Mann. Dieser ging in den Stall, machte über dem Vieh die verschiedenartigsten

Zeichen, indem er dabei Zaubersprüche hersagte und auch blies. Da erschien auf dem Hofe eine Frau aus dem Dorfe, die allgemein als Viehhexe galt. Sie sah sich scheu um und blickte dann, ohne ein Wort hervorzubringen, starr in den offenen Stall auf den klugen Mann, indem sie mit den Füßen ängstlich hin- und hertrat. Darauf ging sie schweigend wieder fort. Der kluge Mann äußerte darauf zu den Leuten, er müsse durch sein Beschwören die Natur der Hexe überwältigen, sonst würde er selbst krank. — Kluge Männer und Frauen werden auch vielfach bei Krankheiten und zur Entdeckung von Dieben herangezogen. (Dr.)

Man glaubt, den Zauber auf das Vieh eines anderen übertragen zu können, wenn man eine Schüssel oder ein Töpfchen mit Haaren vom Vieh, Kräutern und Scherben usw. auf den Kreuzweg um die Mitternachtsstunde stellt. Wer dann zuerst auf das Töpfchen tritt, dessen Vieh wird krank. (Gr. L. Sasp.)

Zu Pfingsten schmückt man Häuser und Kirchen mit Maien oder Birkenzweigen. Namentlich dürfen an der Haustür zwei Birkenzacken nicht fehlen. In vielen Orten stellt man auch Kalmus an die Fenster in den Stuben. Von den Burschen werden auf einem freien Dorfplatze Maienstangen errichtet. Die sehr hohen, schlanken Kiefernbäume werden abgeschält und an der Spitze mit Birkenreisern und einem bunten Tuche geschmückt. (Drbk.) Sie bleiben mehrere Wochen, gewöhnlich bis zu Johanni, stehen.

Beim Niederlegen der Stange versammelt sich die Jugend am Fußende. Sobald die Stange fällt, laufen die Burschen nach der Spitze derselben zu. Wer zuerst daselbst ankommt, dem wird als Preis das Tuch zuerkannt (Zhs.); er wird auf den Schultern zur Schenke getragen und hat daselbst den Vortanz.

Vor mehreren Jahren fand am 2. Pfingstfeiertage in Groß-Lieskow und Zahsow das „Elstertragen" statt, eine Art Stollereiten, welches von den Hütejungen ausgeführt wurde. Wer das gesteckte Ziel zuerst erreichte, wurde mit einem Kranze als König geschmückt und behielt diese Ehre ein ganzes Jahr hindurch. Der schlechteste Reiter mußte zur Strafe eine Stange, an welcher ein Eichhörnchen und eine Elster angebunden waren, unter dem Gespött der Jugend am Ende des Zuges bei der Rückkehr in das Dorf tragen. Wer sich ihm näherte, dem versetzte er einen Schlag mit der Stange. Vor den Gehöften, dessen Besitzer Füllen besaßen, wurden Eßwaren und Geld eingesammelt, welches letzte man zur Bestreitung der Kosten für die darauf folgende Tanzmusik ver-

wandte. Der Tanz, zu dem die Mädchen eingeladen wurden, fand ehemals gewöhnlich in einer großen Bauernstube statt.

An einem Sonntag zwischen Pfingsten und Johanni ist in größeren Dörfern (W. b. B.) das Stollereiten üblich. Auf einem breiten Wege oder einem Hüteplatze versammeln sich die Burschen, meist in Hemdsärmeln und barfuß, auf ungesattelten Pferden. Höchstens ist den letzten eine Decke übergeworfen. Unter Musik beginnt das Rennen nach einem bestimmten Ziele. Der Sieger erhält eine Stolle, welche von den Mädchen der Spinnte gespendet wird. Zuweilen bäckt man auch mehrere Stollen von verschiedener Größe, die dem ersten, zweiten, dritten Sieger als Preis überwiesen werden. In Weißagk bei Betschau bekommt der zweite Sieger eine Semmel und eine Flasche Branntwein. Nach dem Rennen beginnt in der Schenke der Tanz, bei welchem die Burschen für Musik und Bewirtung aufkommen.

In einzelnen Dörfern begeht man, sobald die Rosen in reicher Blüte stehen, das Fest des Rosenbaumes. Eine hohe, oft mit einer Fahne verzierte Stange, welche mit den Landesfarben angestrichen und am oberen Teile in bestimmten Absätzen mit schwarzen Kreuzen versehen ist, wird auf einem freien Platze, meist vor der Schenke, unter Musik oder Gesang errichtet. An den Kreuzen werden Rosenkränze mit Tüchern, Würsten, Semmeln und sonstigen Gewinnen befestigt. Der Hauptgewinn befindet sich meist am höchstgelegenen Kranze. Der beste Kletterer holt sich natürlich diesen herunter. Sind sämtliche Preise in den Händen der Burschen, so tanzt man paarweise einige Male um den Baum, um sodann den Tanz in der Schenke fortzusetzen.

Mit dem sogenannten „Jungfernstechen" vergnügt man sich gleichfalls um diese Zeit (W. b. B., Pr., A. D.). Man kleidet eine Strohpuppe in die Tracht eines wendischen Mädchens, dem auf der Brust ein Brett mit einem aufgemalten Herzen befestigt wird. Die Burschen, denen die Augen verbunden werden, gehen oder reiten, mit einem Säbel bewaffnet, auf die „Jungfer" zu und stechen auf dieselbe ein, während die Mädchen rechts und links Spalier bilden. Wer in das Herz sticht, der erhält als Sieger ein Tuch u. dgl.

Der Johannistag wird als kirchliches Fest fast in keinem Dorfe mehr gefeiert. Mancherlei Gebräuche aus alter Zeit aber haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten; andere sind dem Volke noch in lebendiger Erinnerung.

In vielen Orten wurden in der Johannisnacht um 12 Uhr gewöhnlich auf hochgelegenen Punkten Feuer angezündet,

durch welche die Jugend hindurchsprang. Man zog darauf unter Absingen eines Johannisliedes durch das Dorf von Gehöft zu Gehöft und erhielt Eßwaren oder Geld. Beim Umzuge schmückte man sich mit Blumen und Kränzen und begab sich nachher zum Tanz in die Schenke. Wegen der Ausschreitungen aber, die bei der nächtlichen Feier fast regelmäßig vorkamen, wurde von der Polizei dieser Brauch verboten. Gegenwärtig sammelt man am Johannistage mancherlei Kräuter, die, um 12 Uhr mittags gepflückt, von besonders heilkräftiger Wirkung sind. Beim Pflücken derselben darf man nicht sprechen. (a.) Kräutersammlerinnen vom Lande bieten ihre Kräuter oft schon 14 Tage vor Johanni auf den Wochenmärkten in Cottbus feil.

Aus Getreideähren und Feldblumen wird der Johanniskranz geflochten. Derselbe findet seinen Platz entweder an der Mitte der Stubendecke oder auf dem Boden. Befestigt man ihn an einer Schnur, so dreht er sich das ganze Jahr von selbst. (Neu. Dsch.) Man gibt dem Vieh davon zu fressen, um es vor Beherzung zu schützen, und räuchert damit bei Rose und Reißen. (W. b. B., Gr. L.)

In manchen Gegenden vertritt die Stelle des Kranzes der Johannisstrauß. (Bg.) Er darf in das Haus nicht durch die Tür getragen, sondern muß durch das Fenster hineingeworfen werden. Mitten über der Stubentür befestigt, bringt er Glück fürs ganze Jahr.

Ein eigentümlicher Johannisbrauch hatte sich bis vor etwa 50 Jahren in Greifenhain bei Drebkau erhalten. Ein starker Bursche, der „Johann" oder „Johannisreiter", wurde mit Kornblumen vollständig überflochten. Vor dem Gesicht trug er eine Maske, die gewöhnlich von Birkenrinde hergestellt war, und in der Hand einen Knüttel; er ritt dreimal um den Kirchhof und wurde dabei von der johlenden Menge verfolgt. Beim dritten Umritt fiel man über ihn her, suchte den sich Wehrenden herabzuziehen und die Kornblumen von seinem Körper abzurupfen. Denn man sprach denselben eine heilkräftige Wirkung zu.

Von einem ähnlichen Brauche in Muckwar bei Alt-Döbern berichtet Dr. Weineck[1]).

Wenn die Erntezeit herbeigekommen ist und die letzten Garben des Getreides auf dem Erntewagen heimgebracht werden, so sagen die Arbeiter: „Wir bringen den „kokot" (= Hahn) heim" (Neu.), oder wir haben „kokot" gemacht." (bei Drbk.). Anderwärts heißt es: „Wir haschen den Hahn."

[1]) Mitteilungen der N. Ges. Bd. I. Heft 6. S. 470.

Dieser Ausdruck soll davon herrühren, daß der Wirt ehemals unter der letzten Schwade einen Hahn versteckte. Denselben haschten sich die Erntearbeiter beim Zusammenraffen des Getreides.

Beim Nachhausegehen schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Sträußen und befestigen eine große Birkenzacke mit einem Strauße von Feldblumen an der zuletzt aufgebundenen Garbe, welche mitten auf dem Erntewagen zu liegen kommt.

An einem Sonntage in der Erntezeit findet das Hahnschlagen statt. Auf einem freien Platze im Dorfe oder einem Stoppelfelde versammeln sich Burschen und Mädchen. Die letzten stehen gewöhnlich an einer großen Tonne, auf der sich eine Pyramide von Blumen befindet (Skd.). In größerer Entfernung von derselben sitzt in einer kleinen Grube unter einem Topfe der Hahn; in Zahsow befindet er sich in einem Sacke; die Grube ist mit Brettern zugedeckt, und auf derselben steht ein umgestülpter Topf. In Haasow ist nur ein leerer Topf im Gebrauch. Unter den Klängen der Musik wird ein Bursche nach dem andern mit verbundenen Augen, einen Dreschflegel in der Hand, von dem Mädchen dreimal um die Tonne geführt. Erst dann darf er nach dem Ziele suchen, das in den seltensten Fällen erreicht wird, und nur dreimal schlagen. Trifft ein Bursche den Topf, so erhält er als Siegespreis meist den Hahn. In Haasow, Ströbitz und Sielow beteiligen sich auch die Mädchen dabei. Als Preis fällt dem Burschen ein Fleck Zeug zur Weste, dem Mädchen ein Kopftuch zu. Das Paar gilt als König und Königin, hat an dem Tage den Vortanz und erfreut sich noch anderer Vorrechte. In Sielow trägt man beim Umzuge auf einer Harke eine prächtige Erntekrone aus künstlichen Blumen und farbigen Bändern. Sonst findet sich das Hahnschlagen, soweit es mir bekannt wurde, noch in Neuendorf, Kolkwitz, Papitz und Glinzig.

In Babow ist dafür das Hahnrupfen üblich. Über zwei hohe, senkrechte Balken ist eine Querstange gelegt und an derselben ein toter Hahn angebunden. Zwischen den Balken reiten die Burschen hindurch und greifen dabei nach dem Hahn. Wer denselben abreißt, erhält ihn als Siegespreis.

Steht das Getreide in Blüten, so soll man beim Gehen mit der Hand die Blüten abstreifen und essen, dann bekommt man kein Fieber (Strd. B.) oder keine Sommersprossen. (W. b. B.) Als Mittel gegen letzte dient der Tau von blühendem Weizen. (Bg.) Wird von dem neuen Getreide zum ersten Male Brot oder Kuchen gebacken, so schickt man auch dem Nachbar davon. (Pp.)

Betritt ein Fremder das Feld, auf welchem Schnitter und Schnitterinnen beschäftigt sind, so bindet ihm ein Mädchen ein Strohband um den rechten Arm und spricht dabei:

„Ich habe vernommen,
daß ein junger Herr ist gekommen.
Ich werde ihn binden mit lieblichen Sachen,
erst keine großen Komplimente machen
ich werde ihn binden nicht zu locker und zu fest,
er möge sich lösen auf's allerbest'!" (Bg.)

Für diese Ehrenbezeugung muß der Fremde ein Geldstück opfern, dann erst löst man ihm das Band. Dieselbe Sitte findet sich auch in den Spinnstuben. Hier verwendet man zum Binden ein Wockenband, das dem Gaste gewöhnlich als Andenken überlassen wird. In Saspow ist dabei folgender Spruch üblich:

„Ich binde um die rechte Hand
hiermit dieses Ehrenband.
Wird's nicht eine Flasche Wein,
wird's 'ne Flasche Branntewein.
Wer was gibt, wird hochgeacht't,
wer nichts gibt, wird ausgelacht
und hernach noch schlecht gemacht."

Nach beendigter Ernte gibt die Gutsherrschaft in einzelnen Orten dem Gesinde an einem Sonntage ein Fest, an dem geschmaust, getrunken und getanzt wird. Man nennt dasselbe Lobetanz. Doch findet derselbe auch in Dörfern ohne Gutsherrschaft, z. B. in Burg und Drachhausen, statt. —

Das Fest der Kirmeß wird innerhalb des Zeitraumes von Michaeli bis zum Totensonntage, gewöhnlich jetzt von einem Sonntage ab, zwei Tage lang gefeiert. In Striesow begann die Kirmeß ehemals an einem Dienstage; in Komptendorf findet an einem Mittwoch 14 Tage nach der ersten eine zweite Feier statt. Am Sonntage wird die Kirmeßpredigt in der Kirche abgehalten. Verwandte und Bekannte besuchen einander; auch der Fremde ist willkommen, jedoch hat er die Pflicht, seinen Wirt in der Schenke frei zu halten. Selbst Bettler mit Körben und Kiepen stellen sich ein, um ein Stück Kuchen in Empfang zu nehmen. Die Festzeit, einen Tag wie den andern, verbringt man mit Schmausen, Singen und Tanzen.

Nach Sonnenuntergang wird keine Milch aus dem Hause gegeben denn das Vieh „verschlägt", es wird krank. (Gr. L.) Muß es dennoch geschehen, so streut man etwas Salz hinein. (Ströb.)

Erscheint der Himmel im Abend feuerrot, so bedeutet das baldigen Krieg. (F.)

Steht der Abendstern der Sonne sehr nah, so bricht nach der Richtung, wo der Stern sich befindet, Feuer im Dorfe aus. (Gr. L.) Regnet es in eine Feuersbrunst, so folgt in kurzer Zeit eine neue. (W. b. B.) Wenn in einem Dorfe mehrere Gebäude durch eine Feuersbrunst eingeäschert wurden, so singen die Mädchen der Spinnstube entweder an den 4 darauffolgenden Sonntagen oder eine Woche lang täglich an der Brandstätte Lieder „aus allgemeinen Nöten." (Ströb. Str. Sie. We.)

Beim Neumonde soll man nicht schlachten, sonst hält sich das Fleisch nicht. (Gr. L.)

Sieht man beim Hinaustreten aus dem Hause den Vollmond gerade vor sich, so bekommt man guten Appetit, auf der rechten Seite, so hat man Glück in seinem Vorhaben, auf der linken Seite, so ist ein Unglück nahe. (Gr. L.)

In den Mondschein, der durch eine Ritze in der Scheune fällt, soll man die Hand mit den Warzen halten, dann vergehen sie. (Kr.)

Zeigt man auf den Regenbogen, so soll er verschwinden. (a.) Wer auf ihn weist, verliert den Finger in der nächsten Nacht. (Neu.) Der Finger, mit dem man auf einen Stern zeigt, wird krumm. (Bg.)

Splitter vom Blitz getroffener Bäume und Balken von Häusern, namentlich Kirchen, sind gegen Gicht und Reißen heilsam. (Bg. Sie. Kpp.) Als in Sielow der Blitz am 23. Juni 1892 die Kirche zerstörte, sammelte man eifrig die Balkensplitter des Turmes, um sich namentlich Zahnstocher gegen Zahnschmerzen anzufertigen.

Beim Gewitter soll man langsam gehen, sonst wird man vom Blitz getroffen. (a.)

Wenn die Sense beim Schneiden rostet, so kommt Regen. (Gr. L.) Um das Gerstenkorn vom Auge zu vertreiben, werfe man ein Körnchen von Gerste, nachdem man es kreuzweise über das Auge gedrückt, in den Brunnen und laufe dann schnell bis zur Traufe. (Kkw. Drbk.)

Mit Schwalbennestern und Spinngeweben aus Ställen räuchert man beim Reißen. (F.)

Erde, vom Kreuzweg geholt um Mitternacht und geräuchert, hilft gegen viele Krankheiten. (B.)

Wenn jemandem schlimm wird, so soll er sich bücken, durch die Beine schauen und sprechen: „Himmel und Erde sehe ich, der mir das Angesicht gegeben hat, den sehe ich nicht", (Sie.)

oder dabei sagen: „Mir helfe Gott Vater, Sohn und heiliger Geist!" (F.) Oder man soll mit dem Saum des Kleides dreimal die Stirn bestreichen. (Gr. L.)

Gegen Schreck vor einem Hunde oder Menschen soll man die Haare desselben verbrennen und die Asche im Wasser trinken. (Haa. Kkw. Gr. L.)

Der Sand, über welchen die Zweige eines Waldbaumes hinfegen, ist gut zur Vertreibung von Warzen. (Neu. Kkw.) Man soll auch in einen Strohhalm so viel Knoten binden, als man Warzen hat, und den Halm unter die Traufe legen, so verschwinden sie. (Schbs. Bg.) Sie vertrocknen gleichfalls, wenn man beim Hinausgehen aus der Kirche mit der betreffenden Hand dreimal an die Tür streicht und dabei den Namen Gottes anruft. (Glb.)

Hat jemand eine ansteckende Krankheit, so verbrennt man seine Kleider und trägt die Asche über die Grenze auf einen Kreuzweg. (Neu. Gr. L.)

Das Hemd einer erkrankten Person wird zu einer klugen Frau getragen, damit diese die Krankheit erkenne. Sie „verspricht" und gibt heilsame Kräuter für den Kranken mit. (Gr. L.) Denn die klugen Frauen und klugen Männer stehen bei den Wenden in höherem Ansehen als die Ärzte. Das „Besprechen" der Krankheiten und die Anwendung der Sympathie werden fast täglich geübt, selbst beim geringsten Unwohlsein. Wird dem Kranken durch das Besprechen doch Aussicht auf Genesung, und zwar auf eine sehr billige Weise, zuteil. Denn bezahlt darf die Hilfe überhaupt nicht werden, sonst ginge die Kraft des Besprechens verloren. Wie verführerisch diese Herbeiziehung von klugen Leuten für den Landbewohner ist, dem die Herbeiholung eines Arztes viel Umstände und Kosten verursacht, liegt auf der Hand.

Wachsabfälle von den Altarkerzen und Glockenstricke geräuchert sind ein gutes Mittel gegen Taubheit. (Pp. F. Gr. L.)

Hört man auf dem Kaminfeuer ein Brausen im Holze, so glaubt man, eine Person spreche Schlechtes von der Familie. Man streut sodann Salz auf das Holz, damit die betreffende Person einen schlimmen Mund bekomme. (Schmw.)

Begegnet man einer alten Person oder läuft eine Katze über den Weg, so hat man in seinem Vorhaben Unglück. (a)

Will man zu einer bestimmten Zeit, z. B. um 5 Uhr morgens, aufwachen, so soll man vor dem Schlafengehen mit der großen Zehe fünfmal an die untere Bettwand stoßen. (Gr. L.)

Schweine werden über Axt und Besen in den Stall ge-

bracht, und zwar zuerst mit der Hinterseite, damit sie gesund bleiben sollen. (Glb.)

Der Bullen geht nicht, sondern springt beim Transport über die Ortsgrenze. (Tr.)

Wenn eine Kuh zum Bullen geführt wird und man begegnet einer jugendlichen Person, so „bleibt" die Kuh, trifft man alte Leute, so wird die Kuh nicht fruchtbar. (Gr. L.)

Hat eine Kuh ein Kalb, so verborgt man neun Tage nichts aus dem Hause. (Br.)

Verliert das Vieh, das man verkaufen will, unterwegs Kot, so findet sich ein Käufer, sieht es sich aber um, so bringt man es wieder heim. (Gr. L.)

Den Strick vom verkauften Vieh behält man; denn er bringt immer Glück beim Viehverkauf. (Tr.)

Gekauftes Vieh bedeckt man unterwegs sorgfältig, zeigt es auch nicht gern im Stalle, damit es nicht das Angesicht bekomme." (Dssch.)

Geht die Butter beim Buttern nicht zusammen, so trage man das Butterfaß auf einen Kreuzweg an der Grenze und tanze dreimal um das Faß. (Gr. L.)

Tritt jemand beim Brotbacken in die Stube, so muß er sogleich durch den Schornstein nach dem Himmel schauen, sonst gerät das Brot nicht. (Schmw.)

Durch den Kamin und zum Schornstein hinaus sollen auch neu eingezogene Dienstleute sehen, dann bekommen sie kein Heimweh. (Ka.)

Liegt ein Messer mit der Schneide nach oben, so gibt es Streit im Hause (Dssch.), man schneidet den lieben Gott damit, (Gr. L.) oder die Engel könnten sich die Füße verwunden. (Pp.)

Ehe man Brot abschneidet, macht man mit dem Messer das Zeichen des Kreuzes darüber. (Skd.)

Der letzte Rand des Brotes darf nicht aus dem Hause gegeben werden, sonst gibt man den Segen mit fort. (a.)

Der Plan des Ganzen erlaubt es nicht, das umfangreiche Gebiet des Aberglaubens in seinen Einzelheiten noch weiter auszuführen. Es möge das Dargebotene ein Beweis dafür sein, wie tief der Aberglaube im wendischen Volke wurzelt und wie er in den verschiedensten Lebenslagen, zu besonderen Zeiten und Gelegenheiten sich bei den Wenden geltend macht. Obgleich der Aberglaube im Widerspruch zu dem christlichen Glauben steht, so vermögen doch beide im Herzen der Wenden friedlich beieinander zu wohnen. Für die Wissenschaft und für die Forschung ist er von unendlich hohem Werte, er ist ein Schatz, als dessen Hüter besonders die wendische Landbevölke-

völkerung anzusehen ist. Wer dem Kapitel des Aberglaubens in der Niederlausitz besonderes Interesse entgegenbringt, der sei angelegentlichst verwiesen auf die Aufsätze von Dr. Weineck, C. Gander, Lieber und W. v. Schulenburg in den „Niederlausitzer Mitteilungen" und auf des letzteren Werke: „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewalde", Leipzig 1880, und „Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte", Berlin 1882.

Überreste der altslawischen Mythologie unter den heutigen Wenden der Niederlausitz.

Es gehört zur Volkseigentümlichkeit des wendischen Stammes, trotz der ihn umflutenden und mehr und mehr andrängenden Wellen des Deutschtums mit zäher Ausdauer an dem Althergebrachten und Überlieferten zu halten. Spuren von den religiösen Vorstellungen der heidnischen Vorfahren begegnen wir auch heute noch im Seelenleben der Wenden, obschon dieselben nicht weniger als ein Jahrtausend dem Christentume angehören. Zu dem, was im ersten Teile des Buches von dem Götterglauben der alten Wenden gesagt ist, möge an dieser Stelle als Ergänzung eine Aufzählung der Dämonen folgen, welche noch gegenwärtig in der Vorstellung des Volkes leben. Dabei sei bemerkt, daß einige dieser niederen Gottheiten, z. B. die Pschespolniza, Murawa, der Nix, die Wasserfrau u. a., welche den alten Wenden bereits bekannt waren, noch immer ihr Dasein im wendischen Volksglauben fristen. Wir beschränken uns daher auf die nachfolgenden, die in den meisten Gegenden der heutigen Wenden noch viel von sich reden machen.

Der Bubak.

Der Bubak ist ein gespenstisches Wesen, der schwarze Mann, welchen man sich in der Dunkelheit herrschend denkt. Er sucht namentlich die Kinder in Schrecken zu setzen. Man droht den unartigen mit den Worten: „Wenn du nicht gehorchst, so kommt der Bubak und holt dich!" Als weibliches Gespenst in der Dunkelheit erscheint die Smerkawa, Smerkawa.

Der Aufhocker.

Der Aufhocker hängt sich an die Schultern der Leute, die am späten Abend heimkehren. Besonders belästigt er

Trunkenbolde, um dieselben von der Trunksucht zu heilen, oder Personen, welche sich brüsten, keine Furcht zu besitzen. Die Aufhocker sollen Tote sein, die keine Ruhe im Grabe finden.

Der Kossät P. ging einmal betrunken von Tranitz nach Groß-Lieskow in der Dämmerung nach Hause. Unterwegs klammerte sich an ihn eine schwere Gestalt, deren rauhe Arme ihm fast die Kehle zuschnürten. Er trug sie voller Angst eine weite Strecke und betete laut ein Vaterunser. Da verließ ihn der Aufhocker.

Als der Bauer K. von Dlugy nach Suschow des Nachts ging, hockte sich ihm eine weiße Jungfrau auf, die er bis vor das Dorf tragen mußte. Bei seinem Rückgange am Morgen erschien sie wieder und er mußte ihre Last abermals dulden. (W.)

Der Basilisk.

Der Basilisk ist ein Ungetüm von der Gestalt eines Huhnes mit Drachenflügeln, einem Eidechsenschwanz, scharfem Schnabel und großen Klauen. Er trägt auf dem Kopfe eine rote Krone, seine Augen sind grün, sein Blick vergiftet. Sieht er sich selbst im Spiegel, so platzt er. Man glaubt, der Basilisk entstehe aus dem Ei eines Hahnes, das letzter im Alter legt und selbst ausbrütet.

Die Gottesklage. Bożałoss, Bożałoscź.

Die Gottesklage, Wehklage oder das Gotteshaar, ist eine weiße Frau mit langem, herabwallendem Haar, welche unter Weinen und Klagen des Abends vor dem Hause erscheint, in welchem ein Trauerfall bevorsteht oder ein Unglück eintreffen soll. Sie will darauf vorbereiten oder davor warnen. Sie läßt sich auch an Orten hören, wo jemand elend umgekommen ist.

Als Beleg zu der letzten Ansicht möge folgendes dienen. In Skadow ließ sich am Gehöft des Bauers K. in der Nähe der Spree des Nachts häufig ein lautes Weinen hören. Man erinnerte sich, daß an dieser Stelle vor Jahren ein Knecht ermordet worden sei. Der Mörder habe sich an der Spree die Kleider gewaschen, sitze jetzt schwerkrank im Zuchthause und bereue seine Tat. Seine Seele habe keine Ruhe mehr, sein ganzes Sinnen gehe stets an diesen Ort. Von anderer Seite deutete man das Weinen auf die Erscheinung der Seejungfrau. Sie klage, weil das Wasser der Spree (Sommer 1892) so klein sei.

Der Irrwisch, das Irrlicht. Bud, Bludnik, Bludźisch.

Man denkt sich den Irrwisch als kleinen Mann mit bläulichem Rocke, auf welchem das Licht spielt, auch als Gerippe, das in der Knochenhand eine Leuchte trägt. Kinder, welche ungetauft sterben, sollen sich in Bude verwandeln. Ist doch nach dem Volksglauben das Licht das Symbol der Seele eines Abgeschiedenen, die beim Tode einer Person als neuer Stern am Himmel erscheint, beim Ableben eines ungetauften Kindes aber als Irrlicht fortlebt. Der Bud treibt sein Wesen des Abends, besonders im Herbst und Winter. Er blendet den Menschen und führt ihn in die Irre, namentlich in Sümpfe und Gewässer. Gegen das Versprechen einer guten Belohnung leitet er den Irregeführten auf den rechten Pfad. Wird er aber betrogen, so rächt er sich auf verschiedene Art.

An der Grenze zwischen Klinge und Weißagk-Niedergut hat der Bud wiederholt den Bauer Sch. die ganze Nacht hindurch irregeführt. (Fr.). Auch auf dem Wege von Branitz nach Kahren kurz vor Karlshof ist der Bud an den sumpfigen Wiesen oft gesehen worden. Das Licht desselben flackerte hin und her, es erschien und verschwand abwechselnd und ähnelte einer Kerzenflamme. In Branitz selbst zeigte sich der Bud in der Nähe der Winzerschen Wirtschaft im Walde. — Der Bauer N. aus Striesow geriet auf dem Heimwege in die Irre. Er rief den Bud und versprach ihm, Geld zu schenken, wenn er ihn sicher nach Hause brächte. Das tat auch der Bud. Als der Bauer aber in der Tür war, lachte er seinen Führer aus und sagte: „Ich werde dir ja was —". Bald darauf hörte der Bauer im Stalle ein gewaltiges Poltern, als risse sich das Vieh los. Als er nachsehen wollte, warf ihn der Bud in die Mistgrube.

Der Teufel.

Der Wende nennt den Teufel Cart, auch Djas. den bösen Dämon. Den ersten Namen braucht er als Fluchwort, den zweiten, um sein Mißfallen über etwas auszudrücken. — Zu dem, was über den Cart bereits im ersten Teile des Buches gesagt worden ist, mögen als Illustration einige Nachrichten aus dem Volksmunde dienen.

Im Teufelsteiche bei Peitz befindet sich eine tiefe Stelle, welche das Teufelsloch heißt. Dasselbe hat seinen Namen davon erhalten, weil der Teufel, als er mit einem gewaltigen Stein auf dem Kopfe durch den Teich watete, sich vor Er-

mattung der schweren Last entledigte. An der Stelle, wo der Felsblock versank, ist das Loch entstanden. (Wi.)

Auf dem Drubauer Berge, 30 Minuten von Drachhausen entfernt, stand der Teufel oder Drache und versuchte von hier aus den Kirchturm im Dorfe mit großen Steinblöcken einzuwerfen. Er warf dreimal. Die beiden ersten Steine verfehlten ihr Ziel. Der erste flog über das Dorf nach Süden hinweg und blieb im Sumpfe 10 Minuten von den Häusern ab liegen. Der zweite fiel dem Teufel, da er beim Wurfe tüchtig auszuholen gedachte, aus der Hand. Er liegt auf den drei Grenzen nach Norden und enthält den Abdruck der Hand. Der dritte Stein traf den Turm und blieb auf dem Kirchhofe liegen. Weil also der Drache in dem Dorfe hauste, heißt es noch heute Drachhausen. (Drach.)

Im Osten der Groß-Lieskower Feldmark ist deutlich das ehemalige Bett eines Grabens zu erkennen. Dieser Graben heißt allgemein der Teufelsgraben. Als der Teufel mit zwei schwarzen Bullen den Acker pflügte, gingen ihm die Tiere durch, und der Pflug ging tief und immer im Zickzack in den Boden. Die Brücke, welche von Tranitz nach Grötsch über diesen Graben führt, heißt Teufelsbrücke. (Gr. L.)

Im Westen des Dorfes zeigt man auf einer moorigen Wiese eine Vertiefung, die „der Durchfall" genannt wird. Ein Herr fuhr mit seinem Kutscher daselbst vorüber. Als die Betglocke zur Mittagszeit schlug, betete der Kutscher und ermahnte seinen Herrn, dasselbe zu tun. Dieser aber sprach: „Der Teufel mag beten". Da brauste es in der Tiefe, der Boden gab nach, und der hintere Teil der Kutsche senkte sich. Der Herr fiel heraus und verschwand im Grunde. Der Kutscher aber, der auf die Pferde einhieb, wurde von denselben mit dem Wagen emporgerissen und gerettet. (Gr. L.)

Als die zum Christentum bekehrten Wenden in Madlow auf der „Tymmenza", einer ehemaligen Opferstelle, die Kirche erbauen wollten, fuhr der Teufel mit zwei schwarzen Stieren des Nachts alle Steine außerhalb des Dorfes, und zwar dorthin, wo sich jetzt an der Spree die Kirche erhebt. In Groß-Lieskow sagt man daher von jemanden, der eine „kahle Platte" besitzt: „der hat helfen die Madlower Kirche aus dem Dorfe rücken".

Bindet man eine schwarze Katze in einen Sack und klopft um Mitternacht dreimal an die Kirchentür, so kommt der Teufel, nimmt den Sack und gibt ein Geldstück dafür. So oft man dasselbe auch ausgeben mag, es kommt immer wieder zu seinem Besitzer zurück.

Der Nachtjäger. Nozny jagař.

Der Nachtjäger wird gedacht als Reiter ohne Kopf, der auf einem schwarzen Rosse mit Peitschenknall durch die Luft sprengt. Ihm folgt eine Meute bellender und heulender Hunde. Man vernimmt Jagdgeschrei und Hörnerklang. Die Wipfel der Bäume biegen sich wie vor einem gewaltigen Sturmwinde. Die Gestalt des wilden Jägers ist keine spezifisch slawische. Sie ist vielmehr der deutschen Mythologie entnommen und erinnert an die Sage von Dietrich von Bern. Sie ist „nichts anderes, als die vermenschlichte, oft historisierte Windpersonifikation eines Gottes, bei uns des Wodan“ [1]).

Zwei Bauern gingen von Cottbus nach Sielow. Um Mitternacht hörten sie im Walde ein Klingeln und sahen bald ein Pferd nahen, das vor ihnen Halt machte. Da meinte der eine, das Pferd komme ihm gerade recht, er sei müde geworden und wolle darauf reiten; der andere half ihm auf das Pferd, das sich darauf in rasenden Galopp setzte. Nun erst bemerkte der Zurückbleibende, daß das Pferd keinen Kopf hatte und in der Entfernung immer größer wurde. Dem Reiter selbst ward es immer unheimlicher, da er vom Pferde aus über die höchsten, brausenden Wipfel des Waldes hinwegschauen konnte. Von Grauen erfaßt, sprang er ab. Dabei brach er beide Beine. (F.)

Als auf der Grenze von Gulben, Ruben und Papitz des Nachts drei wendische Viehtreiber zogen und die Uhr von fern die Mitternacht verkündete, hörten sie plötzlich Peitschenknallen, Hundegebell und das Schnauben von Rossen. Dabei erhob sich ein furchtbarer Sturm. Einer der Männer rief: „Zieht schnell eure Messer heraus, sonst kommt ihr nicht mit dem Leben davon!“ Da aber war schon alles vorüber. (R.)

Der alte B. aus Müschen holte 1868 in Fehrow mit einem Wagen Holz und zog erst des Nachts auf einem näheren Waldwege der Königlichen Heide heim. Da vernahm er um Mitternacht im Walde Peitschenknall und Hundegebell, und eine Stimme rief ihm zu: „Halt!“ B. aber sagte: „Ei was, ich will freien Weg haben!“ Dabei peitschte er auf die Pferde ein. Diese aber waren auf einmal abgesträngt und stürmten in großer Hast davon. Man fand sie am anderen Morgen in Fehrow, so daß B. erst am Vormittage ganz verstört heimkam. (Mü.)

---

[1]) K. Haupt, Sagenbuch der Lausitz, T. I. S. 121.

Der Nachtfuhrmann. Nozny forman.

Der Nachtfuhrmann ist eine dem Nachtjäger verwandte Gestalt, welche in der Luft auf einem rasselnden Wagen dahinfährt und gewöhnlich den gleichen Weg einschlägt. Auf dem Kreuzwege von Burg nach Müschen und Werben ist er vernommen worden[1]).

Die Drjemotka. Drěmotka.

Die Drjemotka oder die Schlummergöttin wird in den Spinnstuben von einem Mädchen dargestellt, das sich in ein großes weißes Tuch, oft auch in Lumpen hüllt und in der Hand einen Wockenstock trägt. Sie lädt die Spinnerinnen zur angeblichen Hochzeit oder zum Begräbnis ein und fragt, ob man kommen wolle. Erfolgt als Antwort ein „Ja!", so ist die Drjemotka zufrieden, sagt man aber „Nein!", so stößt sie die unwilligen Mädchen so lange, bis sie sich zu einer bejahenden Antwort bequemen. — Sonst ist die Drjemotka auch eine mit Lumpen umwickelte Strohpuppe, welche in die Spinnstube geworfen wird. Vor derselben entfliehen die erschreckten Spinnerinnen. (Ga.) — Von einer einschlummernden Frauensperson sagt man: „Die Drjemotka kommt!"

Der Hermann. Hermann.

In den Spinnstuben der Männer denkt man sich als einschläfernden Geist den Hermann. Daher sagt man von einer einnickenden männlichen Person, sie habe den Hermann oder der Hermann komme auf dieselbe.

Der Njespech. Ńespěch.

Den Njespech stellen sich die Wenden als Geist vor, der die Arbeit aufhält, namentlich die des Spinnens und Webens. Bei den säumigen Arbeiterinnen stellt sich derselbe als eine Mannesgestalt mit großem umgehängtem weißen Tuche ein. Mit demselben schlägt er die Faulen und jagt sie hinaus. Dieser Vorgang heißt: „Den Njespech austreiben." (Pp.)

Die Pschesponiza. Pschespolniza. Přezpołnica.

Die Pschesponiza ist die wendische Sphinx, das Symbol der Weisheit und des Todes. Als Feldgöttin oder Mittagsgespenst erscheint sie von 12—1 Uhr auf den Feldern und erschreckt die dann noch Arbeitenden. Wer von ihr angetroffen

---

[1]) W. von Schulenburg, „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewalde." S. 131.

wird und eine Stunde lang nicht von einer und derselben Sache, namentlich vom Flachsbau, erzählen kann, den verwundet sie oder schneidet ihm mit einer Sichel den Kopf ab. Namentlich sucht sie weibliche Personen auf. Rettet sich jemand durch unaufhörliches Erzählen, so sagt die Pschesponiza: „Das hat dich der Teufel gelehrt!“ (Gr. L.) Sie wird gedacht als weißgekleidete Frau mit langen Haaren. Als Beschützerin des Flachsbaues und der Leinwandweberei ist sie ursprünglich mit Pallas Athene identisch und erst in neuerer Zeit als Schreckgespenst aufgefaßt worden für alle diejenigen, die aus Geiz oder Hartherzigkeit ihrem Gesinde und sich selber während der größten Sommerhitze keine Ruhe gönnen, und besonders für die Frauen, welche um diese Zeit sich daheim mit der Zubereitung des Mittagsmahles und mit der häuslichen Wirtschaft befassen sollen. Im Scherze sagt der Wende oft: „Fürchtest du dich nicht, daß die Pschesponiza auf dich kommen wird?“

Die Serponiza. Serpownica.

Die Serponiza ist das Schotengespenst, das in den Erbsen oder im Getreide erscheint und als Waffe eine Sichel oder Sense trägt. Mit dem Erscheinen einer Serponiza droht man Kindern beim Betreten eines Schoten- oder Getreidebeetes.

Das männliche Schotengespenst wird Serp oder Serpel (Serp Serpel) genannt.

Die Muraua. Mórawa.

Die Muraua ist der nächtliche Plagegeist der schlafenden Menschen, welcher bei den Deutschen Alp, Alpdrücken genannt wird. Dieser Dämon erscheint als Mensch oder Tier. Die Muraua drückt dem Schlafenden Brust und Kehle zusammen, so daß er nicht zu schreien, sich auch nicht zu rühren vermag. Gelingt es einem, sich dennoch zu bewegen, oder wird man durch Rufen aufgeweckt, so ist ihre Macht gebrochen, und sie verschwindet. Kann man sie ergreifen und sperrt man sie den ganzen Tag über in ein Gefäß, so stirbt die Person, die sie gesandt hat, deren Geist sie ist. Denn diese Person war so voll und ganz mit dem Schlafenden beschäftigt, daß derselbe bedrückt und geängstigt wurde. — Um sich vor der Muraua zu schützen, soll man beim Schlafengehen Schuhe, Stiefel oder Pantoffeln mit den Spitzen vom Bett abgewendet hinstellen, rückwärts ins Bett gehen und die Beine über Kreuz legen. (Gr. L.) Ein auf die Türschwelle gelegter Pantoffel mit der Spitze nach außen soll das beste Schutzmittel sein. (Glb.)

Als ein Mädchen während des Schlafens von der Muraua gedrückt wurde, griff sie darnach und wachte auf. Sie hielt in der Hand eine weiße Maus, welche sie in ein Butterfaß einsperrte. Da kam am Vormittage ein Bote mit der Nachricht, daß der Bräutigam des Mädchens plötzlich schwer krank geworden sei. Da dachte die Braut, ihr Geliebter sei mit seinen Gedanken bei ihr gewesen und sie ließ die Maus laufen. Schon am Nachmittage war die Krankheit des Burschen gehoben. (W. b. V.)

Der Drache. Plon.

Der Drache erscheint als feurige Kugel mit langem Schwanze, der beim Gelddrachen rot, beim Getreidedrachen blau ist. Er fliegt vom Kirchturm aus (Gr. L.) durch die Luft und läßt sich durch den Schornstein in den Häusern nieder, welche er mit seinen Gaben, Geld, Getreide oder Milch, beglücken will. Der Plon nimmt verschiedene häßliche Gestalten an, nur nicht die einer Taube, weil der heilige Geist in ihr erscheint. Man kann den Drachen durch Milchhirse, welche man auf die Ofenbank oder den Boden stellt, herbeilocken. Damit muß man ihn auch sonst regelmäßig füttern, sonst entflieht er. Wenn zwei Personen den gleichen Vornamen tragen, so kann die eine den Drachen an die andere abgeben. Hat der Drache die Wünsche jemandes ganz erfüllt, so muß der Mensch sterben.

Als Gelddrache bewacht er die in der Erde verborgenen Schätze, deren Dasein nicht selten durch Feuerflämmchen kund getan wird. Für solche Erscheinungen hat der Volksmund den Ausdruck: „Es spielt Geld", „Peńezy graju."

Der Plon hielt sich bei einer Familie in Drachhausen auf dem Boden in einem Fasse auf. Die Wirtin — denn niemand sonst darf es tun — fütterte ihn stets mit Milchhirse, die weder zu heiß noch zu kalt sein durfte. Die Frau begab sich des Nachts um 12 Uhr auf den Boden und stellte schweigend die Speise hin. Am Morgen fand sie regelmäßig auf dem geleerten Teller Geld. Als sie aber eines Tages in Peitz Einkäufe besorgte, kehrte sie so spät am Abend zurück, daß sie die Mahlzeit für den Plon kaum noch zu rechter Zeit fertig bekommen konnte. Als es ihr endlich gelungen war, eilte sie mit der heißen Hirse nach der Dachkammer. Da schlug es Mitternacht. Der Plon, dem sie die Mahlzeit hinreichen wollte, warf ihr die Schüssel mit dem Inhalte ins Gesicht, daß dieses und die Hände stark verbrüht wurden. Mit lautem Geräusch flog er dann durch

das Bodenfenster davon. Am anderen Morgen aber fand die Frau statt des gewohnten Geldes einen Haufen Kot. (Drach.)

Eine Frau hatte am späten Abend vor der Tür ein kleines graues und häßliches Hühnchen gefangen, das umherlief und niemandem im Dorfe angehörte. Sie nahm es ohne Wissen ihres Mannes in die Stube und bereitete ihm unterm Bett ein Lager. Am andern Morgen war das Hühnchen viel größer. Auf dem Lager aber fanden sich viele Körnchen Gold. Am folgenden Tage war das Tier wiederum ein gut Stück gewachsen, und ein noch viel größeres Häufchen Gold fand sich vor. So war es auch am dritten Tage. Da gewahrte der Mann das häßliche Hühnchen, stieß es mit den Füßen und jagte es fort, als die Dämmerung begann. Da die Frau aber in den drei Tagen die Sache geheim gehalten hatte, vermehrte sich das Gold, und die Leute wurden reich. (Ssp.)

In der Heide an der Koselmühle hat oft Geld gespielt. Da grub ein Mann nach und fand unter einer Kiefer einen Topf mit Geld. (Kkr.)

Südlich von Koppatz liegt der Kiesberg oder der schwarze Berg. Eine alte Frau, die im Dorfe kurzweg „Maria" genannt wurde, hütete oft in der Nähe des Berges das Vieh. Da sah sie eines Abends, wie ein feuriggoldener großer Kessel unter Rasseln und Brausen aus dem Kiese emporstieg. Vor Schreck schrie die Frau laut auf. Da aber verschwand die Erscheinung. Im Dorfe hieß es darauf, dort spiele Geld und ein Schatz müsse im Berge verborgen sein. Als kurze Zeit nachher die Eisenbahn von Berlin nach Görlitz gebaut wurde, legte man die Gleise durch diesen Berg, dessen Kies abgetragen und verkauft wurde und den Besitzern viel Geld einbrachte. So bewahrheitete sich der Glaube des Volkes: „Dort spielt Geld."

Auffallend ist die Erscheinung, daß auf dem Rundwalle bei Babow, wo der Sage nach im Grunde der Wendenkönig in einem silbernen Sarge begraben liegt, das Geld spielen soll. Dasselbe gilt vom Schloßberge bei Burg. Da man nun auf beiden Rundwällen Urnenscherben vorfand und mit den Urnen gewöhnlich die Anwesenheit der Ludki verbindet, so bietet sich hier der interessante Fall, daß der Drache und die Ludki zugleich als Wächter bei alten Schätzen auftreten. Eine noch innigere Vereinigung dieser beiden Wesen weist die mir gewordene Kunde auf, daß in Skadow die Ludki selbst beim Feuer saßen. (Siehe Ludki!)

Der Kobold. Kobod, kodud.

Der Kobold ist ein Hausgeist, der den Menschen in Haus und Hof bald Gefälligkeiten erweist, bald ihnen Possen spielt. Er übernimmt des Nachts die Arbeiten der Leute, schreckt sie aber auch durch Poltern aus dem Schlafe auf; nicht selten wirft er sie aus dem Bett. Man muß ihn gut pflegen und behandeln, sonst wird er boshaft. Er nimmt verschiedene Gestalten an, besonders die eines Kalbes oder einer Dohle. Als solche trägt er Geld zu.

Bei Z. in Weißagk ließ sich auf dem Hofe oft eine Dohle sehen, welche von den Bewohnern des Gehöfts sorgfältig gefüttert wurde Die Leute des Dorfes sagten, das sei der Kobold, der sie reich gemacht hat. (W. b. V.)

Der Wassermann oder Nix. Wódny muž. Nyks, hodernyks.

Der Wassermann haust unter dem Wasser, er zieht die Ertrinkenden in den Grund. Die blauen Flecke der Ertrunkenen rühren von ihm her. Auf dem Lande ist er machtlos. Gewöhnlich ziert sein Haupt ein rotes Käppchen. Im Leinwandkittel, dessen unterer Saum naß ist, erscheint er zuweilen auf Jahrmärkten und hält Getreide feil. Aus seinem höheren oder niederen Preise, als der Marktpreis gerade ist, soll dementsprechend eine gute Zeit folgen. Reich an Örtlichkeiten, die dem Nix als Behausung dienen, ist der Spreewald [1]).

Die Wasserfrau. Wodnego muža žona.

Die Wasserfrau sitzt oft am Ufer der Gewässer, wo sie entweder spinnt oder Leinwand bleicht. Ihr Erscheinen hierselbst bedeutet Regenwetter. Gewöhnlich ist ihr Gewand am untern Saume naß, ihre Strümpfe sind rot. Sie hält sich gern in und an Untiefen auf, kämmt sich am Mittag und Abend das lange Haar und läßt keinen Schiffer vor Sonnenuntergang vorüber. Zuweilen mischt sie sich unter die tanzenden Burschen und Mädchen. Die Wasserfrau treibt ihr Wesen im Spreewalde an der Kschischoka, Gureschowa und an der Stradower Brücke. [2])

Die Ludki. Ludki.

Die Ludki = kleinen Leute, auch Heinchen genannt, sind

---

[1]) Siehe, was W. von Schulenburg in „Wendisches Volkstum" S. 53—60 hierüber mitteilt.

[2]) W. von Schulenburgs „Wendische Volkssagen und Gebräuche aus dem Spreewalde" S. 128—130 und des Verfassers Dichtung „Morkusko, ein romantischer Sang vom Spreewald." Berlin, Zillessens Verlag.

zwergartige Wesen, welche unter der Erde in verborgenen Höhlen ihre Haushaltungen haben. Als ihren Wohnsitz sieht man Felder und Hügel an, in denen sich Urnen vorfinden. Die Erhebungen nennt man meist Ludkenberge; ein Urnenfeld bei Tranitz heißt im Volksmunde Ludkenspielplatz. Die Ludki sind gutmütig und dienstfertig; sie mußten schon sehr gereizt werden, ehe sie dem Menschen einen Streich spielten. Sie liebten die Musik und spielten eine Art Cymbal mit Tangenten. Von den Menschen borgten sie mancherlei Wirtschaftsgeräte, als Näpfe, Teller, Löffel, Fässer usw. und brachten dieselben mit Geschenken an ihre Besitzer zurück. Beim Transport der Geräte gingen sie meist einer hinter dem anderen, was auch von anderen Zwergsagen berichtet wird. Seit aber in unserer Gegend die Herdenglocken der neuen Ansiedler und die Glocken von den Kirchtürmen erklangen, verschwanden sie, da sie den Glockenton nicht vertragen konnten. In Groß-Koschen bei Senftenberg sollen die Ludki noch in neuerer Zeit des Nachts die Leute besucht haben.

Gegenüber den Ludki zeigen die Wenden noch immer eine rührende Ehrfurcht. Sie weigern sich fast stets, beim Nachgraben von Urnen hilfreiche Hand zu leisten, und die zufällig aufgefundenen Gefäße betteten sie sogleich wieder in die Erde, da sie die Urnen als den Ludki angehörig betrachten.

Ludkenhügel finden sich bei Groß-Koschen, Senftenberg, Calau, Koppatz, Burg usw. Sonst sind die Ludki bekannt in Dissenchen, Drebkau, Lakoma, Leipe, Groß-Lieskow, Kolkwitz, Madlow, Saspow u. a. O.

Im schwarzen Berge bei Koppatz wohnten früher die Ludki. Sie gingen des Nachts auf den Feldern umher und rissen den Bauern die Wasserrüben aus. Sie banden immer zwei derselben zusammen, legten sie über die Schultern und trugen sie, einer hinter dem andern wandelnd, in den Berg. (Kpp.)

Die Ludki kamen oft zu den Leuten und borgten von ihnen ein Backfaß. Dafür brachten sie Brot. (Gr. L.)

Als man noch mit Stahl und Zunder Feuer anmachte, kam einmal Frau B. spät vom Felde heim und wollte Abendbrot kochen. Sie mühte sich vergebens, den Zunder zum Brennen zu bringen. Da erblickte sie auf dem Felde ein kleines Feuer. Sie eilte mit einem Topfe voll Zunder dorthin und bat die Ludki, welche daran saßen, ihr einige glühende Kohlen schenken zu wollen. Einer der kleinen Männer schüttete ihr eine Schippe voll in den Topf, fügte aber hinzu, daß sie sich beim Nachhausegehen nicht umsehen solle.

Sie gehorchte und fand am anderen Morgen im Topfe Gold. Da ging sie auch am zweiten Tage hin und erhielt wiederum Glut, die sich in Gold verwandelte. Als sie am dritten Tage erschien, erhielt sie noch einmal Kohlen, doch verboten ihr die Ludki wiederzukommen, da die Frau sonst sterben müsse. (Skd.)

Der Wechselbalg. Pschemeńk.

Ehe ein Kind getauft ist, ist es der Gewalt der bösen Mächte ausgesetzt, die den Säugling, wenn die Mutter abwesend ist und vergaß, ein Gesangbuch in die Wiege unter das Kopfkissen zu legen, mit einem widerwärtigen, plumpen Kinde mit blödsinnigem Gesicht und schwachen Beinen verwechseln. Obgleich der Wechselbalg gefräßig ist, gedeiht er körperlich nicht. Er wird nicht älter als 20 Jahre und ruht im Hause hinter dem Ofen. Um das rechte Kind wieder zu erlangen, soll man den Wechselbalg mit Ruten von der Hängebirke tüchtig prügeln oder drohen, ihm den Kopf abzuschlagen. Man glaubt auch (Str.), daß er des Nachts um 12 Uhr die Gestalt einer Katze, eines Hundes oder Marders annehme. Gelingt es, des Tieres habhaft zu werden und es schwer zu verletzen, so ist der Bann gebrochen, und das rechte Kind erscheint wieder. Hier ähnelt der Wechselbalg dem Werwolf, der den Wenden aber fast gänzlich unbekannt ist.

Der Wirbelwind. Wichař, wichoř.

Der Wichar erscheint als Trichter, Hase, Katze usw. Man kann ihn erblicken, wenn man durch einen Rockärmel schaut. Trifft er auf dem Felde ein Kind, das noch nicht ein Jahr alt ist, so wird dasselbe krank und lahm, streift er das Haar, so wird es kraus. Er schädigt auch die Pflanzen im Wachstum. Junge Kiefernstämme dreht er spiralig, und die Brandstellen in den Saaten werden ihm zugeschrieben. Die Drehlinge der Schafherde sollen von seiner Einwirkung herrühren.

Als Hinterlassenschaft des Wichar sieht man die Mistel an, welche auf dem Waldbaume entsteht, wo der Wirbelwind aufgehört hat. Dieselbe, Springwurz genannt, zeigt verborgene Schätze an. Gewöhnlich findet sie sich auf Bäumen, in deren Höhlung ein Specht wohnt. Will man sie erlangen, so soll man an den betreffenden Baum längere Zeit heftig schlagen. Um Ruhe zu bekommen, bricht der Specht die Mistel ab und wirft sie hinunter. In der Johannisnacht um 12 Uhr kann man mit ihr Schätze heben.

Bei Sakkasne im Spreewalde fand W. solch eine Springwurz, mit deren Hilfe er aus dem Katzenberge bei Schmogrow einen Schatz ausgrub. (Str.)

Lieder.

Der Anfang einer Erzählung aus altwendischer Vorzeit.

Von Dr. G. J. Sauerwein.

Buź mě witany hyschćże ras, witany buź se łdsami,
Ty luby staryserbski głoss, kenž sajźosch mjasy nami!
Buź mě witany wylschynach; schumjazej, schmójtej goli!
Weź mě stwojimi tschunami: ja du po twojej woli.
Buź mě witany: powescź daj wot nĕgajschnego ducha:
A lez ta rĕz nam sajźo już, nasch lud ras hyschćże słucha.
We starych zasach spiwać bĕ, wot schyknych ras ten pŕeny:
A ja wot schyknych już, Bog wĕ, lez budu snasch ten sslĕny.
Kak tenzass scho nam kwischascho! Kak schumjascho to Błoto!
Na Serbskich Werchow głowach pak, kak swĕschascho to słoto!
Nĕt scho jo sajschło: stary zass; lud, kralejstwo a głossy;
Źož wercham spiwać spiwascho, tam spiwaju te kossy.
Ty, luby głoss pak hyschćże snij: snij hussoko, kaž tedy!
A w zowańu nĕt pokaž nam sswĕtlejschych zassow slĕdy.
Snij, snij pak sslĕnem' rasoju: wot wojnow snij kaž nĕga!
A což we Błotoiskej wylschyńe we nocnej schmĕ rosleĕga!

Uberſetzung.

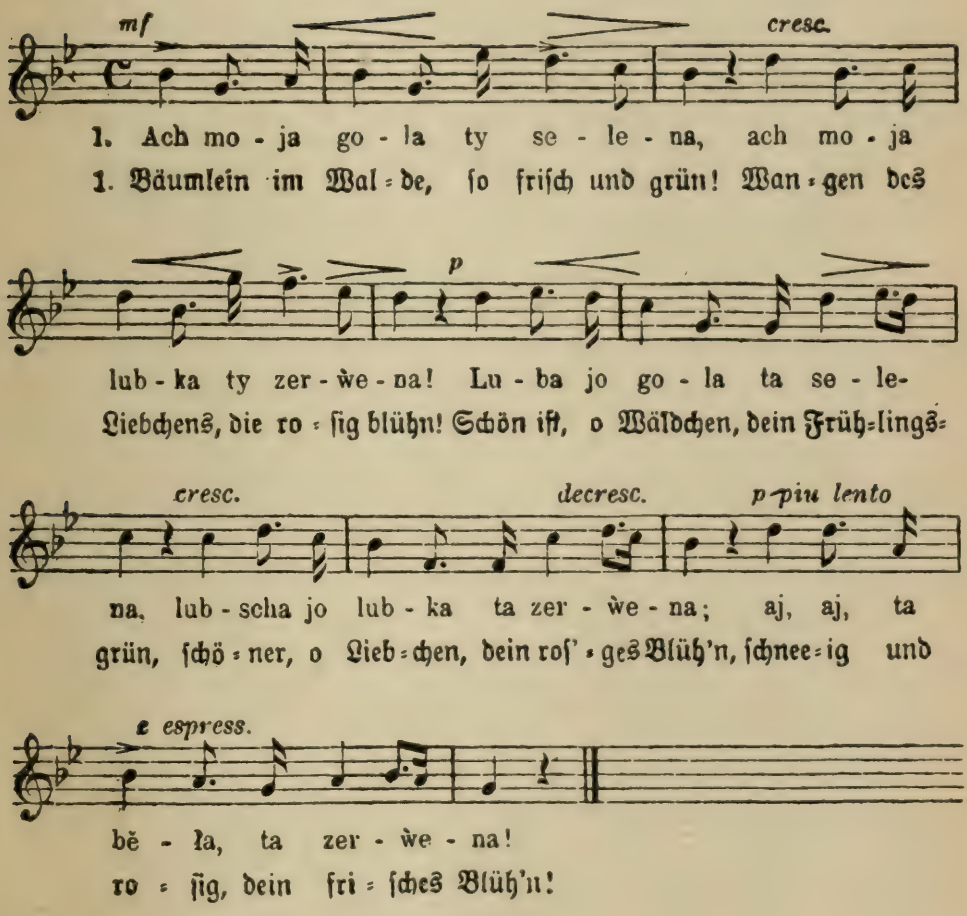
Sei mir gegrüßt noch einmal denn: mit Tränen ſei gegrüßt,
Du alter, wend'ſcher Liederklang, den faſt wir eingebüßt!
Sei mir gegrüßt im Erlenhain, im Rauſchen dunkler Fichten!
Führ' mich mit deinem Saitenſchall: nach dir nur will ich dichten.
Sei mir gegrüßt, gib Kunde noch von ferner Vorzeit Weh'n!
Und ob die Sprach' uns faſt vergeht, noch wird's mein Volk verſteh'n.
Ein Sänger war, der erſte einſt von all den Sängerſcharen;
Ich bin vielleicht der letzte bald, der noch den Klang will wahren.
Wie blüht' uns alles einſt ſo ſchön! Wie klang das Lied ſo hold!
Und auf der wend'ſchen Fürſten Haupt, wie ſchien der Kronen Gold!
Jetzt iſt die Vorzeit längſt entfloh'n, auch Herrſchaft, Volk und Lieder.
Wo Fürſten einſt ein Sänger ſang, da ſingt die Amſel wieder.
Doch du, mein Lied, kling' einmal noch: der Vorzeit ſei geweiht!
Zeig' uns im Traum den Abglanz doch von alter Herrlichkeit!
Kling' einmal noch, zum letztenmal, laſſ' Kriegeskund' erſchallen!
Sing', was im Spreewalds-Erlenhain ſo ſeltſam nachts mag hallen!

(Ueberſetzung des Dichters.)

Něga a něto. Einst und jetzt.

Dr. G. J. Sauerwein.

Andante. K. A. Kocor.



2. Pschi mojom boze mi sejźascho,
Lubosńe na mńo tu glědascho;
Luby mój, póschkaj mě, grońascho,

Ach, jeje gubka tak wońascho,
Aj, aj, kaź rože tak wońascho!

2. Hier mir zur Seit', ich vergeß nicht, wann —
Saß ſie und ſchaute ſo traut mich an.
„Küſſen, das macht wohl die Lippen wund?"
Fragte ſie ſchelmiſch mit roſ'gem Mund,
Roſen gleich duftend, mit roſ'gem Mund.

3. Nad man gwězdki tam kiwachu,
Nad nama teschki tam spiwachu;
Daloko wejsse sse dřěli ssu,
Nama jan ssyłojki snili ssu,
Ssłodko wot gałsow tam snili ssu.

3. Sternlein am Himmel uns blinkten licht,
Vöglein uns ſangen aus Zweigen dicht.
Fern aus dem Dorfe klang wüſter Schall,
Uns ſang im Walde die Nachtigall,
Lieblich im Walde die Nachtigall.

4. Módre bě ńebjo tak hussoko,
Módre bě woko tak dłymoko —
Kak jeje woko mě sswěschascho!
Kak moje myssleńe lěschascho,
Hussoko k ńebju mě lěschascho!

4. Blau war da droben des Himmels Schein,
Blau ſchaut' ihr Äuglein ins Herz hinein.
Hat mir ihr Auge ſo hold gelacht,
Hab' wie im Flug mich hinauf gedacht,
Hoch bis zum Himmel hinauf gedacht.

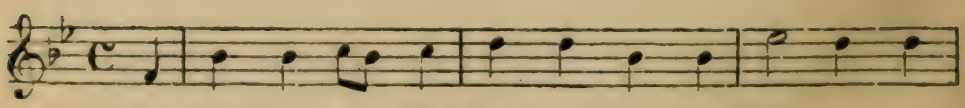
5. Nět wona pschejz jo a daloko;
Syma jo, ssněg laży dłymoko.
Ga buźo gola sass selena?
Ga pschiźó lubka ta zerwena,
Aj, aj, ta běła ta zerwena?

5. Nun iſt ſie fort von mir, — fort ſo weit!
Schnee deckt die Erde wohl weit und breit.
Wann ſeh'ich wieder den Wald ſo grün?
Wann auch mein Liebchen ſo roſig blühn,
Schneeig und roſig, ſo hold erblüh'n?

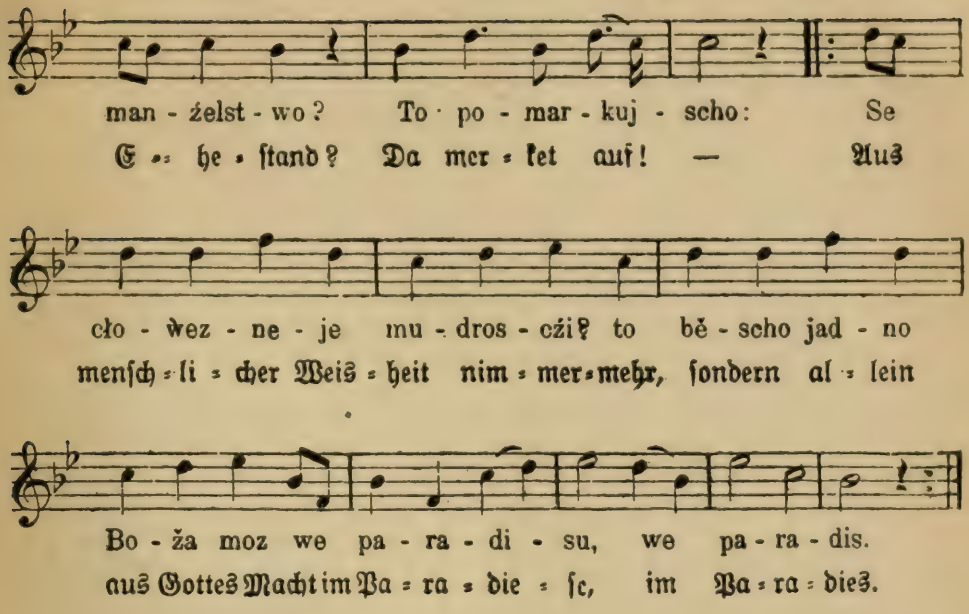
(Überſetzt vom Dichter.)

Manżelstwo. Der Ehestand.

(Wird am Hochzeitsabend von den erwachsenen Mädchen vor den Fenstern des Hochzeitshauses gesungen.)



1. Nět po - słu - chaj - scho ksche - scźi - jany, źo pschi - źo te
1. Nun hö - ret zu, ihr Chri - ſten - leut': wo - her kommt der



2. Tog' muža luby Bog stworił jo.
Do spańa wón padńescho,
Ẃelgin sslotkego,
Bog wse s jog' schěła korabju
A stwori jomu jog' żeńsku
K tomu manżelstwu.

2. Der liebe Gott den Mann erſchuf,
Derſelbe verfiel in tiefen Schlaf,
In ſehr ſüßen.
Eine Rippe ihm der Herr entnahm
Und ſchuf aus derſelben ihm ſein Weib
Zum Eheſtand.

3. Ten sswěty schtand jo něto
Psches ḿerschnika hobsamzony
Tak ẃelgi twarźe.
Złoẃek ńedej sadorasch,
Daniż teke jen roswěsasch:
Ta ssḿersch ssama.

3. Dieſer heilige Stand iſt jetzt
Durch des Prieſters Wort geſchloſſen
Auf ewig.
Es darf kein Menſch ihn lockern nun,
Und niemand darf denſelben löſen:
Der Tod allein.

4. Ga markuj, luby nawożeńa,
A teke ty ńeẃesta —
Na źinssajschny żeń.
Waju budu tŕefisch wjassełu,
Ale teke we tużyzy
We manżelstwu.

4. Merk' auf, du lieber Bräutigam,
Und du auch merke, liebe Braut,
Am heutigen Tag:
Es werden wechſelnd euch begegnen
Manche Freuden, doch auch Leid
Im Eheſtand.

5. Tog lubeg Boga pschostej wej,
Nět muž a žona, manźelskej,
Sa waju gluku!
To moj tež něto zynimej,
Sa naju gluku pschossymej:
Bog buźi s nama!

5. Den lieben Gott ihr bitten ſollt,
Als Mann und Weib vereinigt jetzt,
Um euer Glück!
Ja wohl, das ſoll von uns geſchehen,
Um unſer Glück wir innig flehen:
Gott ſei mit uns!

6. Ga nětwy schykne zessne gosćźi

Grońscho we lubosćźi:
Bog buź s wama!
Potom buźo žognowańe
A teke strowe wjasseleńe
Pscheze s nama.

6. Und nun, ihr lieben, ehrbaren Gäſte,
O wünſcht uns in wahrer Liebe:
Gott ſei mit uns!
Dann, ja dann wird wahrer Segen
Und auch Freude allerwegen
Mit uns ſein.

7. Ga dobrú nóz nět mějscho sche!
Wostańscho schykne wjassołe,
Sswaźbarske gosćźi!
Na tu sswaźbu spominajscho,
Kenž buźo schi Jesussu
We nimerstwu.

7. Nun „gute Nacht" zu allerletzt,
Bleibt heiter beieinander,
Ihr Hochzeitsgäſt'!
An jene Hochzeit auch gedenkt,
Die bei Jeſu wir erhoffen
In Ewigkeit.

Sswarzbarski kjarliž.

1. Pschitom Nowakoje nowem dworu
Tam stoj ta linda selena,
A schuroko sse jo rosrosła.
Pod ńeju tam ssejźi ta rědna Maja
A schyjo te schanty roschane
A wijo te wěnki ruschane;
A dwa jo tej schanta huschyła,
A jaden jo dała tom' Kitoju,
A drugi ten buźo ssama měsch.

2. A wo tom buźo hysch a busch
A wěrowana hordowasch.
Sswaźbaŕe te dojssy pschiźechu
A na selenej gorzy sastanuchu,

Abſchied der Braut.

1. Dort bei Noaks neuem Hofe
Eine grüne Linde ſteht,
Deren Schatten Kühlung weht.
Drum ſitzt dort Marie, die ſchöne,
Näht die feinen Zipfeltücher,
Windet Kränze auch von Rauten.
Zwei der Tücher hat ſie fertig,
Sie wird eins dem Kito geben,
Eins für ſich behalten daneben.

2. In dieſem wird ſie gehn und ſein
Und treten zum Altar hinan. —
Die Hochzeitsleut' ſchwärmen ins Dorf hinein
Und halten auf grünem Hügel an.

A pschaschali ssu, sse pschaschali:
A źo ga ten Nowa kojz nowy dwor jo?
A zoscho wy jen tak raźi wẻżesch,
Ga zomy my wam jen spowẻźisch;
My zomy wam jen teke spokasasch.

Sie fragen ſo eifrig zur ſelbigen Friſt,
Wo Noaks neue Wirtſchaft iſt. —
Und müßt ihr das ſo emſig erfragen,
So wollen wir's euch auch gerne ſagen,
Kommt nur! Wir wollen ſofort ſie euch zeigen.

3. Ssważbaŕe te tek do dworu pschiźechu,
A jim tam pschiźo Nowakowa wen,
A wona jich schyknych huwitascho,
A jano togo Kita wossebe.
Ssważbaŕe te do jschpy pschiźechu
A sa blido sse ssedachu.
A Moja, ta źẽscho do sagrodki
A woternu ssebe rožyzu
A chyschi ju golzam na blido.

3. Die Hochzeitsleut' kamen in den Hof hinein,
Und Noaks Mutter begrüßte ſie fein,
Sie bewillkommte alle mit herzlichem Gruß,
Doch den Kito allein mit einem Kuß.
Die Hochzeitsleut' gingen in die Stube hinein,
Für jeden mag Platz am Tiſche wohl ſein,
Nur Marie geht in das Gärtchen hinaus
Und ſucht die ſchönſte der Roſen ſich aus,
Wirft ſie auf den Tiſch der Burſchen.

4. How mascho golzy rožyzu
A wẽzej wam dawasch ńebudu;
Nẽt deje wam dawasch druge źowcža,
Wy dejscho s nimi rejowasch
A rẽdne te tanze swosowasch
A dłujzke te reje rejowasch.
Maju, tu se jschpy wen wẻźechu,
A wona tak wẻlgi płakascho
A schyknym tu dobru noz sawdawascho.

4. „Hier, Burſchen, habt ihr ein Röſelein,
Es ſoll für immer das letzte ſein!
Ihr werdt's jetzt nehmen von andern Mädchen!
Dafür ſollt ihr ſie führen zum ſchönen Reigen
Und ihnen die neuen Tänze zeigen,
Auch die alten, langen nicht verſäumen."
Sie führten Marie zur Tür hinaus,
Sie brach dabei in Tränen aus.
Und weinend nahm ſie nun Abſchied.

5. Dobru noz, dobru noz, bratschi a ssotschi,
Až scźo mẽ pscheze sagrańali

5. „Lebt Brüder wohl, lebt Schweſtern wohl,
Die ihr mich ſtets verteidigt habt

A k schyknomu dobremu hobraschali.
A Maju tu s dworu wen wežechu,
A wona tak welgi płakascho,
A schyknym tu „dobru noz“ sawdawascho.
Dobru noz, dobru noz żowcża Petschikojc,
A pscheze ga ńamžomy gromaże bysch,
A ras ga mussymy rostyla hyschch.

Und mir stets guten Rat auch gabt.“

Sie führten Marie zum Hofe hinaus,
Sie brach dabei in Tränen aus.
„Lebt wohl! ihr lieben Freundinnen mein,
Lebt wohl! es muß geschieden sein!

Wir müssen die Trennungsstund' erleiden,
Wir müssen ja alle einmal scheiden.“

Ńewesta naboga.

1. Witajscho golzy s daloka!
Zo scźo nam nowego pschińassli?

2. My nejssmy niz nowego pschińassli,
My kschěli tu waschu Anku měsch.

3. Nascha ta Anka doma ńej,
Wona jo zora humŕeła.

4. Na kjarchob ssmy ju dońassli,
Tam na ten kjarchob Sasspizki.

5. Golz hobroschi konja brunego
A rejtowascho ku kjarchobu.

6. Tschi ras kjarchob hobrejtwa
A spokońz tog rowa posasta.

7. Stawaj nět gorej żowzyschcźo
A sgroń ty semnu ssłowze dwě.

Die tote Braut.

1. Willkommen ihr Burschen aus der Fern!
Was habt ihr uns Neues mitgebracht?

2. Wir haben nichts Neues mitgebracht,
Wir möchten Euer lieb' Hannchen haben.

3. Unser lieb' Hannchen ist nicht daheim,
Sie ist ja gestern gestorben schon.

4. Getragen ward auf den Kirchhof sie,
Dort auf den Kirchhof zu N. N.

5. Der Liebste lenkte sein braunes Pferd
Nun zu dem stillen Kirchhof hin.

6. Den Kirchhof dreimal er umritt
Und an dem Grab er stehen blieb:

7. „Steh auf, steh auf! lieb Mägdelein
Und sprich mit mir zwei Wörtelein.“

8. Gab ja s tebu gronisch mogała,
Ga ńeby tudy lažała.

9. Jěź jan moj luby domoj tam
Do mojeje noweje komory.

10. Na scźěńe wissy kluzyk moj,
A lodze laży wěnaschk moj.

11. Chtož we tom wěnku s' chojźił jo,
Ten sswětneg' luschta ńesnajo.

8. „Wenn ich mit dir noch ſprechen könnt',
Dann möcht' ich nicht hier unten ruhn.

9. Geh' du, mein Liebſter, geh' du heim
Und tritt nur in mein Kämmerlein.

10. Dort hängt an der Wand ein Schlüſſelein,
In der Truhe liegt mein Kränzelein.

11. Die in dem Kranz' gegangen iſt,
Die kennet nicht mehr irdiſche Luſt."

Luba na groże.

1. Moj luby zołnik huźěłał
S togo dźewa jałoweg.

2. Gaž pak jo jen huźěłał,
Na wodu jo jen puschcźił.

3. Spłuwaj zołnik, spłuwaj
Himer bližej ku grodu.

4. Ku grodu jo pschipłěł,
Psched grodom jo sastał.

5. Schykne luźe spachu,
Jadno rědne źowczo niz.

6. Zerwene jo pschedła,
Selene jo ssukała.

7. Sswojom lubem schnoru.
S wjasołoscźu spiwała:

8. Sspuschcźaj sse moj luby
Po žyźanej schnoŕe,

9. Po žyźanej schnoŕe,
Nad dłumokej woźe.

10. Gaž ta woda hujźo,
Ga ta luboscź sajźo.

Die Geliebte im Schloß.

1. Mein Liebſter zimmerte einen Kahn
Aus Wachholderholz.

2. Als drauf er fertig gezimmert ihn,
Ließ er ihn ſchwimmen im Fluß.

3. Fahre, mein Kähnchen, fahre nun
Immer näher zum Schloß!

4. So kam er zu dem Schloſſe hin
Und blieb vorm Schloſſe ſtehn.

5. Da ſchliefen alle Leute ſchon,
Nur ſein Schätzlein nicht.

6. Sie ſpann dort rote Fäden noch,
Und grüne zwirnte ſie,

7. Macht' eine Schnur für ihren Schatz
Und ſang dabei gar froh:

8. „Mein Liebſter, klettre doch empor
An der ſeidnen Schnur,

9. An der ſeidnen Schnur empor
Über's tiefe Waſſer!

10. Wenn das Waſſer ausgetrocknet,
Iſt dahin die Liebe."

Wěrny sslužabny.

1. Sslužył jo golazk na groźe
A na tym groźe hussokem.

2. Gaž by hokoło ssedym lět,
Chopi jomu kněs gramowasch.

3. „Och ńegramuj, kněžo moj,
Sapłasch mě mojo stare myto.“

4. „Schak ssom schi wěrńe służył ja,
Schak masch tam groźi styri brunych.“

5. „Huberaj sebe, kotregož zosch,
Gaž tak wěrńe mě sslužył ssy.“

6. Golazk sse ssednu na welizkego,
Rejtowa himer s grodu dołoj.

7. Sa nim tam běży jogo lubka,
Wona tak welgin płakascho.

8. „Och ńepłaz, ńepłaz lubka moja,
Ja budu deŕe sassej pschisch.“

Der treue Diener.

1. Gedient hat der Knab' auf hohem Schloß,
Wohl droben auf dem hohen Schloß.

2. Verfloſſen waren ſieben Jahr',
Da ward der Herr ihm bös und gram.

3. „Sei mir nicht bös und gram, mein Herr,
Bezahle du mir meinen Lohn!

4. Ich habe dir ſtets treu gedient,
Treu dir und den vier Braunen auch!“

5. „Nimm dir ein Roß, das dir gefällt,
Da du mir immer treu gedient!“

6. Der Knab' beſtieg das größte Roß
Und ritt herab vom hohen Schloß.

7. Sein Liebchen aber ging ihm nach
Und weinte um ihn bitterlich.

8. „Wein', Liebchen, weine, weine nicht!
Bald werd' ich wieder bei dir ſein.“

Ńeżeń sse jěssno!

1. Żowčo ńeżeń sse jěssno,
Ńechwataj do staroscźow,
Żeń se we pschawem zassu,
Huknij perwej ponižna byś.

2. Hussměju sse schi golzy,
Ńemyslij, až kschě schi měsch.
Ńemyslij ak narka,
Až sa tebu tak źiwa ssom.

Heirate nicht vorzeitig!

1. Mädchen, heirate nicht zeitig,
Eile nicht in Sorg' und Gram!
Heirate zu rechter Zeit,
Lerne vorher höflich ſein!

2. Lächeln dir die Burſchen zu,
Denke nicht, daß ſie dich mögen! —
Denke nicht wie eine Närrin,
Daß ganz arg ich nach dir bin!

3. Wotsche scherńe schtapaju,
A falschne golcy hyscher wěz.
Lubej zu po scherńach chojźisch,
Ak pschi falschneg' golza spasch.

3. Scharfe Dornen ſtechen ſehr,
Falſche Burſchen noch viel mehr;
Auf Dornen will ich lieber gehen,
Als beim falſchen Burſchen ſchlafen.

4. Takich golzow ako wy scźo,
Takich schuder doscź dajo.
Takich źowčow ako my ssmy,
Takich sswěsche makło jo.

4. Solcher Jungens, wie ihr ſeid,
Gibt es in der Welt genug;
Solche Mädchen, wie wir ſind,
Gibt es in der Welt gar wenig.

Schaki žort.

1. Sa naschymi gumnami
Take rědne leda ssu.
Hopssassa, faladra,
Take rědne leda ssu.

2. Mjadŵeź na nich worascho
Se styrimi kosymi
Hopssassa etc.

3. Bośon jomu pogańa
We tych zeŕenych schkornizkach.
Hopssassa etc.

4. Jěź mě rowno s konzom wen,
Howaz ja schi sežeŕom.
Hopssassa etc.

5. Robel kuchńu twaŕascho,
Kura we ńej waŕascho.
Hopssassa etc.

6. Ssroka sseběe muža bra,
Karon dej busch nawožeńa.
Hopssassa etc.

7. Pschidu ja tam sa rańa,
Mam ja ŵele schkaraña.
Hopssassa etc.

8. Klejsse jěcž a palenz pisch
To dej naju lěpsche bysch.
Hopssassa etc.

Allerlei Schwänke.

1. Hinter unſerm Gärtelein
Liegt ein Anger ſchön und fein.
Hoppßaßa, ſaladra,
Liegt ein Anger ſchön und fein.

2. Pflügte da ein Bär fürwahr,
Und vier Ziegen zogen gar.
Hoppßaßa uſw.

3. Storch, der trieb die Ziegen an,
Hatte rote Stiefel an.
Hoppßaßa uſw.

4. Fahre grad' zum End hinaus,
Sonſt freß' ich dich auf, o Graus!
Hoppßaßa uſw.

5. Sperling baut die Küche auf,
Henne kocht in ihr darauf.
Hoppßaßa uſw.

6. Elſter wählet einen Mann,
Krähe ſoll ſein Bräutigam.
Hoppßaßa uſw.

7. Komme ich dann früh am Tag,
Sich wohl manches ändern mag.
Hoppßaßa uſw.

8. Klöße g'nug und Branntewein,
Das ſoll unſer Beſtes ſein.
Hoppßaßa uſw.

Reja.

1. Rědna jo ta leluja,
Kenž tam we gumńe stoj.

2. Tak rědne jo to burske źowczžo,
Kenž s tym golzom do reje źo.

3. Sa naschymi gumnami
Take rědne leda ssu.

4. Zoga na tych ledach jo?
Taka rědna pscheniza.

5. Chto ga ju tam plejascho?
Nascha Anka rědnutschka.

6. Anka, ty dejsch domoj hysch,
Po teḃe ssu pschijěli.

7. Se styrimi brunymi,
Se styrimi konimi.

8. Ssmojli moj tej rědnejschej,
Ga dajscho noma přesy hysch.

9. Grajscho nama poslaschka,
Až moj ssobu pschiźomej.

Zum Tanz.

1. Lieblich iſt die Lilie,
Die dort im Garten blüht;

2. Noch lieblicher die Bauernmaid,
Die mit dem Burſch' zum Tanze geht.

3. Hinter unſern Gärten
Sind viel ſchöne Auen.

4. Was wächſt auf dieſen Auen?
Ein gar prächtiger Weizen.

5. Wer hat ihn denn gejätet?
Unſer Annchen, fein und ſchön.

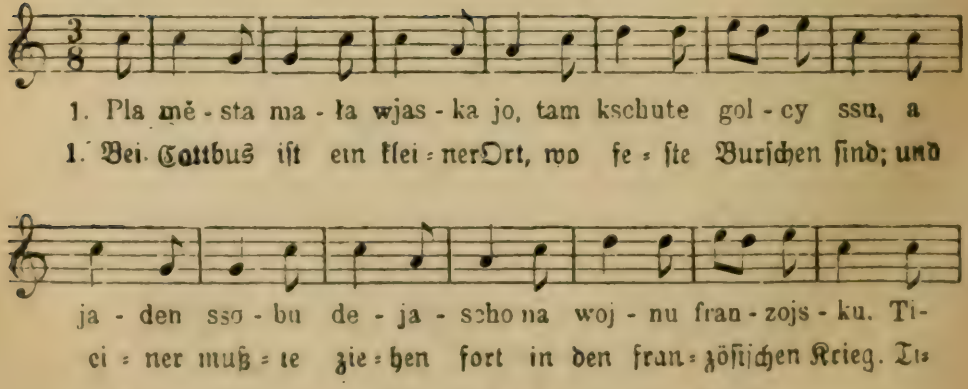
6. Annchen, ſollſt nach Hauſe gehn,
Da ſind Freier angekommen

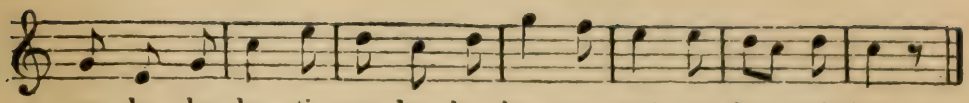
7. Mit vier ſchönen Braunen,
Mit vier ſchönen Pferden.

8. Wenn wir zwei die Feinſten ſind,
Laſſet treten uns voran!

9. Spielet nun hübſch fein und zart!
So iſt's unſre Art.

Rańony wojak. Der verwundete Krieger.





2. To sgoni jogo ńewesta,
A welgin płakascho.
Płaz abo ńepłaz ńejlubscha,
To hynaz ńebuźo.
Tiralalala etc.

2. Ach, als das hörte ſeine Braut,
So fing ſie an zu grein'n.
„O weine nicht, mein Bräutchen traut,
Es kann nicht anders ſein!"
Tiralalala uſw.

3. Ned k wojakam won drog'wascho,
Do města Barlińa.
Genral tam z woknom glědascho,

A tak jog' huwita:
Tiralalala etc.

3. Darauf zog er zum Dorf hinaus
Und war bald in Berlin.
Der General ſchaut' zum Fenſter heraus,

Und alſo grüßt' er ihn:
Tiralalala uſw.

4. Sse seblaz drastwu wonaku
Tu schyru burojsku,
A hoblaz sse montironku,
Tu modru kralowsku.
Tiralalala etc.

4. Zieh aus den grauen Bauernrock,
Den du bisher getragen,
Und ziehe an des Königs Rock
Mit ſchönem bunten Kragen.
Tiralalala uſw.

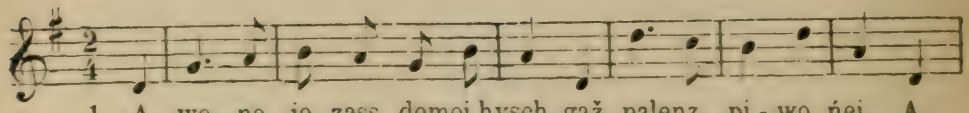
5. Ak běchu pschischli do hogńa
A kulki lětachu;
Ta pŕena ned jo tŕefiła
Tu kschej, tu młodutschku.
Tiralalala etc.

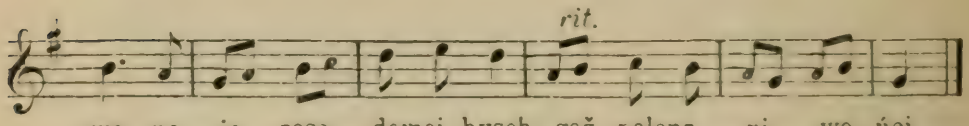
5. Und als ſie kamen in die Schlacht
Und kämpften da mit Mut,
Die erſte Kugel rafft hinweg
Das jugendliche Blut.
Tiralalala uſw.

6. O towarisch, pschijaschel moj,
Mě końz sse pschibliža,
Pisch listy, ak sse grońachmoj
Až domoj wot Metza.
Tiralalala etc.

6. „O Kamerad," ſo ſpricht er ſacht,
„Das Ende nahet mir.
Schreib' Briefe, wie wir uns geſagt,
Aus Metz nach Haus zu ihr!"
Tiralalala uſw.

Wjassołem towaŕstwe. In heiterer Gesellschaft.





2. :|: A palenz piwo deŕe jo,
Ale ṕeńes ńamamy, :|:

2. : : Ach, Bier und Wein iſt wohl noch da;
Doch iſt kein Geld im Beutel mehr. :|:

3. :|: Scheńkaŕka luba scheńkaŕka,
Spożyzcźo wy doch nam. :|:

3. :|: O, Wirtin, liebſte Wirtin, hört!
Ihr borget uns wohl noch? :|:

4. :|: Spożyzysch ja wam deŕe zu,
Ale sapłasch derbischo, :|:

4. :|: Nun borgen will ich euch wohl noch,
Aber bezahlen müßt ihr doch. :|:

5. :|: Sapłaschisch deŕe buźomy,
Gaž ṕeńes smějomy, :|:

5. :|: Bezahlen werden wir gewiß,
Gewiß, wenn Gelder gehen ein. :|:

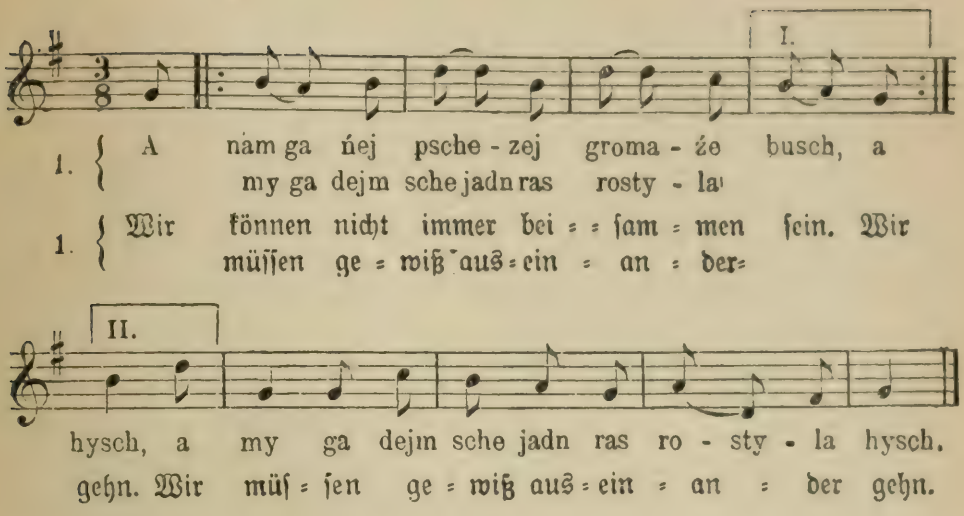
6. :|: Nět sse ja wo niz ńestaram,
Źo bud' ja nozy spasch, :|:

6. : : Nun ſorge ich mich gar nicht mehr,
Wo ich werd' ſchlafen heut. : :

7. :|: Na kerku gustej gałusy,
Tam bud' ja nozy spasch. :|:

7. : : Im Buſch auf dichtem, grünem Zweig,
Da werd' ich ſchlafen gut. :|:

Komu? Wem?



2. A rostyla hysch a sassej pschisch
:|: A potom pak tschi ras tak wjassolsche bysch. :|:

2. Auseinander gehen und wiederkommen,
:|: Um dann dreimal so fröhlich zu sein. :|:

3. How ńej moj foter a ńej majo masch,
:|: A komu ga deru tu dobru noz dasch, :|:

3. Hier ist nicht mein Vater, mein Mütterlein,
:|: Wem wünsch' ich da wohl die gute Nacht? :|:

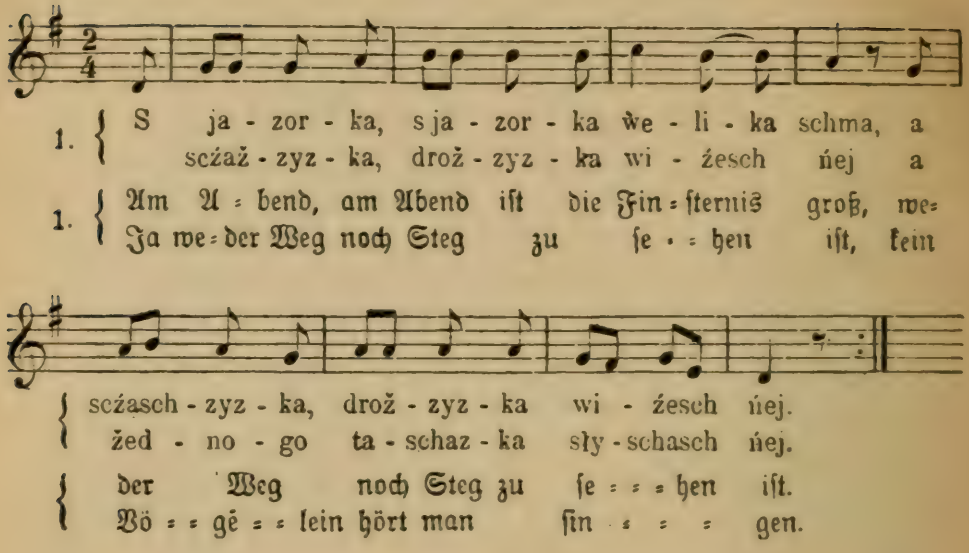
4. A starschy ten bratsch jo wojńe wostal,
:|: A młodscha ta ssotscha ńerosym na :|:

4. Der älteste Bruder im Kriege blieb,
:|: Die jüngste Schwester hat noch nicht Verstand. :|:

5. A domoj kschěł hysch, a daloko nam,
:|: A rejtowasch kschěł, gab konika měł. :|:

5. Nach Hause ich möcht', aber weit ist der Weg,
:|: Und reiten ich möcht', doch ich habe kein Pferd. :|:

Wérna luboscz. Treue Liebe.



2. A golz ten to żowczžo nagra-
ńascho,
Až dej jogo domoj pschewoźisch;
A pschewoź doch mĕ moja lubka
s dworu wen.
A pschewoź doch mĕ moja lubka
sejssy wen.

2. Der Burſch das Mädchen zu über-
reden ſucht,
Daß ſie ihn nach Hauſe begleiten möcht.'
Begleite, mein Lieb, mich zum Hofe
hinaus,
Begleite, mein Lieb, mich zum Dorfe
hinaus!

3. S dworu ja schi deŕe pschewo-
źisch zu,
A sejssy ja s tobu ńepojdu,

A naju budu schykne luźe wiźesch,
A woni budu nama tak ŕaknusch.

3. Zum Hofe hinaus begleit ich dich
wohl,
Aber zum Dorf hinaus geh' ich mit
dir nicht;
Denn uns würden alle Leute ſehen,
Und ſie würden von uns alſo ſagen:

4. Až ja ssom stobu domoj schła,
Až ja ssom stobu pschejz chojźiła.
A dasch doch te luźe grońe, zož
woni kschĕ,
A měj doch jano, moja lubka, sswojo
na myssli,

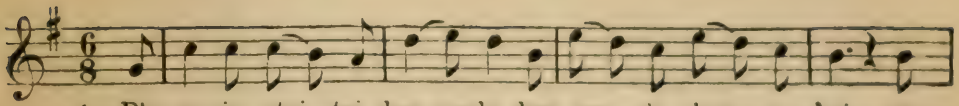
4. „Daß ich mit dir nach Hauſe ging,
Daß ich mit dir bin ausgegangen."
„O, ſagen die Leute doch, was ſie
wollen,
Nur habe, mein Lieb, ſtets dies in
Gedanken,

5. A zož mej ssmej sseb̆e sgroniłej,

A zož mej sseb̆e slubiłej,
A naju bĕłej ruze nawdałej,
A naju słotny ṕerschcźeń sawdałej.

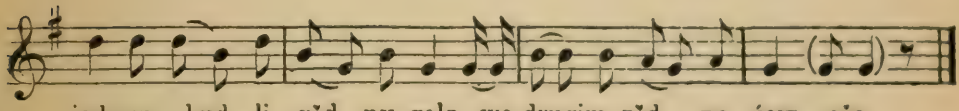
5. Was wir uns haben treulich ver-
ſprochen,
Als wir die weißen Hände uns drückten,
Und den goldnen Reif am Finger
tauſchten."

Dwa groda. In zwei Burgen.



1. Pla morja stoj - tej dwa groda, dwa gro - da hus - so kej, wo

1. Am Meere ste - hen zwei Burgen, zwei Burgen hoch und hehr, in



jadnym bud - li rěd - ny golz, wo drugim rěd - ne żow - cžo.

einer wohnt ein Jüngling fein, in der andern ein Jung - fräulein.

2. Wonej sse lubo mějaschtej,
Gromadu pschisch ńamožaschtej
A golz da tom żowczžu list pissasch,
Až zotej sse dasch psches morjo wjascź.

2. Sie hatten einander gar ſo lieb,
Doch konnten ſie nicht beieinander ſein,
Da ſandt' der Jüngling ihr einen Brief,
Sie möchte fahren mit ihm übers Meer.

3. Až zotej sse dasch pshes morjo wjascź,
Pěschnascźim gerzam grasch,
A styrjom tym bubnam bubnowasch,
Pěschnascźim gerzam grasch.

3. Sie fuhren dann über's weite Meer,
Und fünfzehn Spielleut' ſpielten,
Vier Trommeln ſchlugen den Takt dazu,
Und fünfzehn Spielleut' ſpielten.

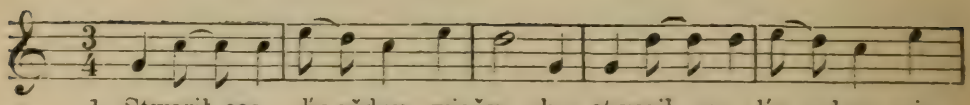
4. To dej sse moj' lubze tak deŕe sdasch,
Až ja tak wjassoły ssom,
Mojej tej lubzy k wjasselu,
Drugim schelmam k tużeńu.

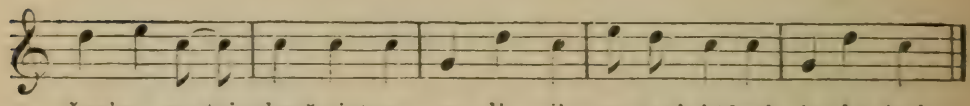
4. Das wird meinem Liebchen gefallen gar wohl,
Daß ich ſo fröhlich bin,
Meinem Liebchen dient es zur Heiterkeit,
Doch manchem Schelmen zum Herzeleid.

5. To stej dwa rědnej nadobnej,
Hobej na sse spodobnej,
A to stej dwa rědnej nadobnej,
Hoboj na sse spodobnej.

5. Das ſind zwei brave junge Leut',
Haben miteinander viel Ähnlichkeit.
Ja, ſie ſind zwei brave junge Leut',
Haben miteinander viel Ähnlichkeit.

Rědna wjažyzka. Das schöne Häuschen.





2. :|: S papŕeńzami jo ju łatował, :|:
S wośechami schtakował,
S lebujami pschikschywał.

2. :|: Mit Pfefferkuchen hat er's belattet, :|:
Die Wände mit Nüſſen ausgefüllt,
Mit Lilien war es eingedeckt.

3. :|: To jo tog rědneg wjažyzka, :|:
We tej schmě pjaterzyliji,
We tych běłych lelujach.

3. :|: Das iſt das ſchöne Häuslein fein :|:
In der dunklen Peterſilie,
Zwiſchen den weißen Lilien.

4. :|: Nichten tam podla ńeběscho, :|:
Ako jadno małe gole,
Kenž niz gronisch ńamožascho.

4. :|: Niemand war dabei geweſen, :|:
Als nur ein klein' Kindelein,
Das noch nichts ſagen konnte.

5. :|: Jado jabłuschko mějaschtej, :|:
Sseběe jo źělaschtej,
Mě kuska ńedaschtej.

5. :|: Ein Äpfelein hatten die zwei, :|:
Sie teilten es miteinander,
Mir gaben ſie nichts davon.

6. :|: Ja budu nad waju spowěžesch :|:
Voteroju, moterze,
Bratschoju starschemu.

6. :|: Das werde ich von euch verraten wohl :|:
Dem Vater und dem Mütterlein,
Dem älteſten Bruder auch.

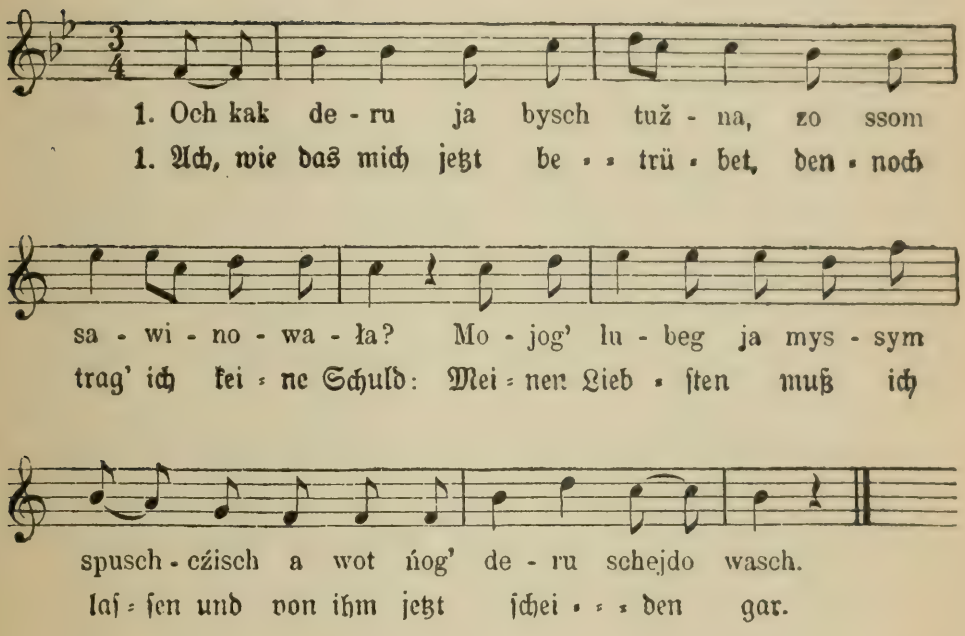
7. :|: Zoschli ty nad naju spowěžesch :|:
Zu ja lubej rumowasch,
Do zuseje zemje hysch.

7. :|: Wenn du uns verraten wirſt, :|:
Dann will ich lieber von dannen gehn,
Ziehn in die weite Welt hinaus.

8. :|: Zoschli ty lubej rumowasch, :|:
Zu ja sa to listy słasch,
Až sme sse lubo mělij.

8. :|: Und wenn du willſt von hinnen gehn, :|:
Will ich dir Briefe ſchicken hin,
Daß wir einander hatten ſo lieb.

Rostyla! Ade!



2. Ty hujźosch mě swozowu,
Ale s mojich mysslow niz,
Mojom ssłowku možosch ty wěrisch,
Až ja schi s wěru lubo mam.

2. Wohl entweichſt du meinen Augen,
Aus dem Herzen weichſt du nicht.
Meinen Worten kannſt du glauben,
Daß ich dich recht innig lieb'.

3. Wěrna luboscź ńespi žedńe,
Wěrna luboscź ńedrěma,
Dwě hutschoběe stej hupłoschonej,
Gaž rostyla hysch dejtej.

3. Wahre Liebe ſchläft ja niemals,
Wahre Liebe ſchlummert nicht;
Unſre Herzen ſind erſchrocken,
Daß ſie müſſen ſcheiden gehn.

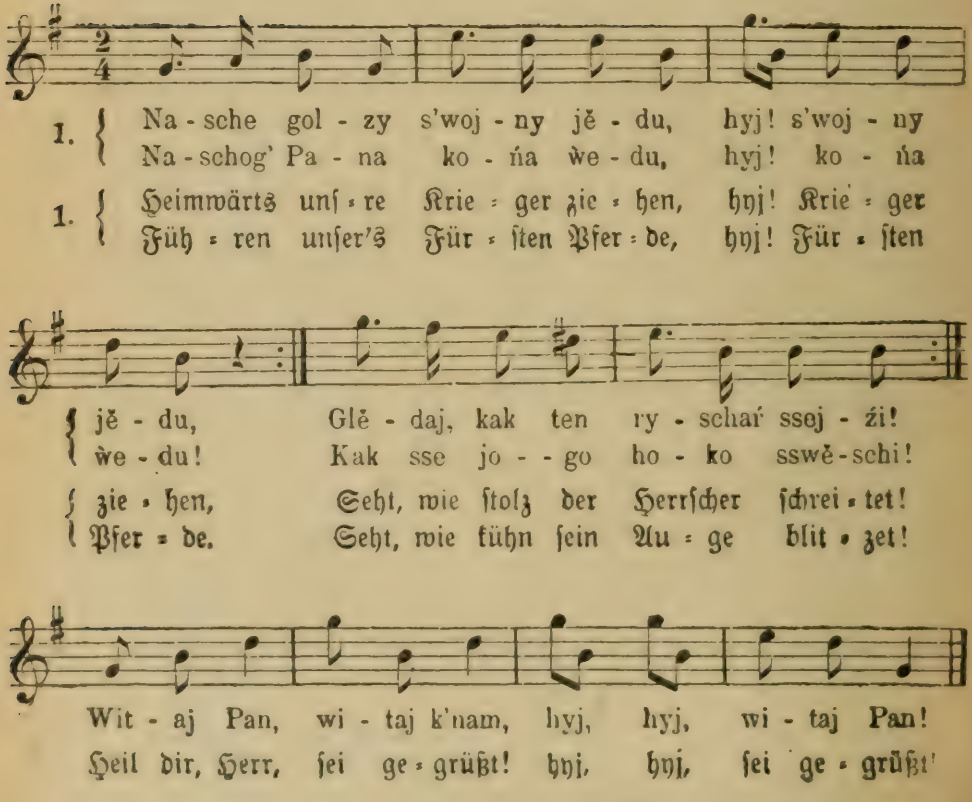
4. Na tym kerju stej dwě rožy,
Rědńe wonej kwischotej:
Jana kwischo na mojog' lubeg',
Ta druga lindy selena.

4. Auf dem Zweige ſind zwei Roſen,
Beide blühen wunderſchön;
Eine blüht für meinen Liebſten,
Eine grünet immerdar.

5. Žajtscha, gaž ja wotzuscheju,
Luby hugotowany stoj,
We tych schkorńach a we tych schpornach,
Hobschejt dej mě poschazk dasch.

5. Als ich kaum erwacht am Morgen,
Reiſefertig ſtand mein Lieb,
An den Stiefeln ſchon die Sporen,
Küßte mich zum Abſchied noch.

Wojnski kjarliž.* Kriegslied.



---

* Von Herrn Kantor Rieſe in Sielow gütigſt überwieſen mit dem Bemerken, daß Text und Melodie des vorſtehenden Liedes einen urwendiſchen Charakter tragen und ohne Zweifel den allerälteſten Zeiten angehören. Zwiſchen Strophe 3 und 4 ſei wahrſcheinlich ein Teil des Liedes verloren gegangen.

2. Wojnaŕe k tej rěze pschidu, hyj,
rěze pschidu,
Naschog' Pana koňa myju, hyj,
koňa myju.
Glědaj, kak ten koń sse sswěschi!
Kak sse jogo ssedło błyschcźi!
Glědaj jan, swercha Pan,
Hyj, hyj, witaj Pan!

3. Kogo ssłěsy Pana wedu? hyj,
Pana wedu?
Mjasy kschawnem wojnskem rědu,
wojnskem rědu,
Glědaj, kak won k'semi glěda,
Kak sse jomu droga ńezda!
Nimski kral, Pana chwal!
Hyj! naschog' Pana chwal!

4. Kněni, zosch wot bitwy ssły-
schasch hyj, bitwy ssłyschasch,
Dejš ty tosch tych golzow pscha-
[schasch, hyj, golzow pschaschasch.
„Kaž ten pogrim dołoj grima,
Tak tog' kněsa schěžka heja."
Jo nasch Pan, witaj k'nam!
Hyj, hyj, witaj k'nam!

2. Krieger bei dem Fluſſe raſten, hyj,
Fluſſe raſten,
Unſer's Fürſten Pferd ſie waſchen,
hyj, Pferd ſie waſchen,
Sehet, wie das Pferd nun glänzet!
Sehet, wie ſein Sattel blitzet! —
Sieh nur recht, drauf der Fürſt!
Hyj, hyj, ſei gegrüßt!

3. Wen dort hinterm Fürſt ſie
führen,
Zwiſchen blut'gen Kriegeswaffen, hyj,
Kriegeswaffen?
Sieh, wie er zur Erde blicket,
Dieſer Gang ihn nicht erquicket.
Deutſcher Fürſt, ehr' den Herrn!
Hyj, hyj, unſern Herrn!

4. Herrin, willſt von Schlachten
hören?
Unſre Krieger dirs erzählen, hyj, dirs
erzählen.
„Wie der Donner abwärts dröhnet,
So des Herren ſchwere Keule."
Heil dir, Herr, ſei gegrüßt!
Hyj, hyj, ſei gegrüßt!

Druck von Max Schmersow
Kirchhain N.-L.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DD
491
L348M8
1921

Muller, Ewald
Das Wendentum in der Niederlausitz

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C

Urteil über die erste Auflage von:

Ewald Müller

Das Wendentum

in der

Niederlausitz.

Das Wendentum in der Niederlausitz von Ewald Müller. Cottbus. H. Differts Buchhandlung. 1894. Mit 10 Illustr. und 2 Karten. 192 S. Unter diesem Titel erschien in Cottbus eine allen Freunden wendischen Volkstums willkommene Schrift, deren bunter Inhalt den verschiedenartigsten Ansprüchen gerecht zu werden vermag. Der Verfasser beabsichtigt, ein Gesamtbild des Lebens der Niederlausitzer Wenden von den ältenen Zeiten bis auf die Gegenwart zu geben und teilt daher den Stoff seines Buches in zwei Teile: 1. in die ältere Zeit, die das archäologische, mythologische, historische und kulturhistorische Material umfaßt, und 2. die neuere Zeit, die von den Schicksalen des Wendentums, von der wendischen Sprache und Literatur, von Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Nahrung, Familien- und Gemeindeleben, den Gebräuchen und dem Aberglauben der Wenden handelt. Dazu kommen in einem Anhang 19 wendische Lieder (Volkslieder und neuere Dichtungen). Im ersten Teile greift der Verf. aus der Fülle des überlieferten Materials meist recht geschickt das Wichtigste heraus und verfährt in der Beurteilung sachlich und objektiv, was wir besonders hervorheben möchten, da die Schriftsteller unserer Zeit sehr der Subjektivität huldigen. Der größte Wert des Buches liegt unstreitig in seinem zweiten Teile, der auch deshalb viel umfassender ist (S. 47—192). In ihm wird alles Wissenswerte über die heutigen Niederlausitzer Wenden dem Leser geboten. Besonders wertvoll und verdienstlich erscheinen uns die Abschnitte über die Kleidung der Wenden jetzt und sonst (S. 64—84). Mit einer solchen Gründlichkeit ist bis jetzt dieser Gegenstand von niemand behandelt worden. Außerdem möchten wir noch besonders aufmerksam machen auf die Abschnitte über das Leben und Weben der Wenden in Familie und Gemeinde, in Wirtshaus und Spinnstube. Die Lieder am Ende des Buches sind meist glücklich gewählt und wohl geeignet, einen Einblick in das Geistesleben der niederwendischen Bevölkerung zu gewähren. Die Illustrationen nach Originalphotographien sind durchweg gelungen. Überhaupt hat der Verleger (Moritz Liebe in Cottbus) keine Kosten für eine würdige Ausstattung dieses inhaltreichen und für die weitesten Kreise bestimmten Büchleins gescheut. Wir können es also in jeder Beziehung wärmstens empfehlen.

Fr. M.

Rezension aus: Niederlausitzer Mitteilungen IV. Band, Schlußheft 1896.

Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.